A 5242 F

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

28. JAHRGANG, JUNI 1992, HEFT 2

LOTHAR MACHTAN: Hans Rothfels und die Anfänge der historischen Sozialpolitikforschung in Deutschland

VOLKER ULLRICH: Die frühe Opposition in der Hamburger Arbeiterbewegung 1914/15

GERHARD MÜLLER: Der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller in Wiesbaden. Interviews mit ehemaligen Mitgliedern

RAINER ECKERT: Vergangenheitsbewältigung oder überwältigt uns die Vergangenheit? — Oder: Auf einem Sumpf ist schlecht bauen

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONS-VORHABEN * TAGUNGSBERICHT
NEUE LITERATUR

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

ÄLTERE IWK-HEFTE BILLIGER

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich H. 4/1987 beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,- bzw. DM 20,- pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967); H. 7 (Dez. 1968); H. 8 (Juni 1969); H. 14 (Dez. 1971);
H. 15 (Apr. 1972); H. 16 (Aug. 1972); H. 17 (Dez. 1972); H. 18 (Apr. 1973);
H. 19/20 (Dez. 1973);
Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977) komplett H. 1.—4;
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4;
Jg. 15 (1979) — Jg. 23 (1987) komplett H. 1—4.

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Historische Kommission zu Berlin
IWK-Redaktion
Kirchweg 33
W-1000 Berlin 38

Telefon: 030/816 001 41 **Telefax: 030/816 001 34**

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

LOTHAR MACHTAN: Hans Rothfels und die Anfänge der historischen Sozialpolitikforschung in Deutschland ..... S. 161

VOLKER ULLRICH: Die frühe Opposition in der Hamburger Arbeiterbewegung 1914/15 ..... S. 210

GERHARD MÜLLER: Der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller in Wiesbaden. Interviews mit ehemaligen Mitgliedern ..... S. 223

RAINER ECKERT: Vergangenheitsbewältigung oder überwältigt uns die Vergangenheit? — Oder: Auf einem Sumpf ist schlecht bauen ..... S. 228

DOROTHEE JUNG: „Die (Be-)Gründung des deutschen Sozialstaats im 19. Jahrhundert. Hintergründe, Alternativen und Legenden". Ein Tagungsbericht ..... S. 233

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (91). Bearbeitet von Franz Jean Frohn ..... S. 240

NEUE LITERATUR

Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1990. Hrsg. von Heinz-Jürgen Dahme u.a., Opladen 1990 *(Hubertus Buchstein)* ..... S. 250

Georg Schmitz, Karl Renners Briefe aus Saint Germain und ihre rechtspolitischen Folgen, Wien 1991 *(Hubertus Buchstein)* ..... S. 250

Georg Lukács, Johannes R. Becher, Friedrich Wolf u.a., Die Säuberung. Moskau 1936. Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammlung. Hrsg. von Reinhard Müller, Reinbek bei Hamburg 1991 *(Herbert Crüger)* ..... S. 252

Michael Klonovsky und Jan von Flocken, Stalins Lager in Deutschland 1945–1950. Dokumentation, Zeitzeugenberichte, Berlin und Frankfurt a.M. 1991;

Recht oder Rache? Buchenwald 1945–1950. Betroffene erinnern sich. Hrsg. von Hanno Müller, Frankfurt a.M. 1991 *(Jan Foitzik)* ..... S. 252

Gerhard G. Senft, Weder Kapitalismus noch Kommunismus. Silvio Gesell und das libertäre Modell der Freiwirtschaft, Berlin 1990 *(Wilhelm Treue)* ..... S. 253

Alfred Klein, Georg Lukács in Berlin. Literaturtheorie und Literaturpolitik der Jahre 1930/32, Berlin und Weimar 1990 *(Karl Lauschke)* ..... S. 254

2/92
Juni

„Der kühnen Bahn nur folgen wir . . .". Erfolge und Grenzen der Arbeiterbewegung in Deutschland. Hrsg. von Arno Herzig und Günter Trautmann, 2 Bde, Hamburg 1989 *(Rainer Paetau)* ..... S. 255

Vergangene Zukunft. Mutationen eines Feiertages. Hrsg. von Horst Dieter Braun u.a., Berlin o.J. [1991] *(Inge Marßolek)* ..... S. 256

Arne Andersen und Uwe Kiupel, IG Metall in Bremen. Die ersten 100 Jahre. Hrsg. von der IG Metall, Verwaltungsstelle Bremen, Bremen 1991 *(Heinz-Gerd Hofschen)* ..... S. 257

Wolfgang J. Mommsen, Der autoritäre Nationalstaat. Verfassung, Gesellschaft und Kultur des deutschen Kaiserreiches, Frankfurt a.M. 1990 *(Jakow Drabkin und Lew Ginzberg)* ..... S. 259

Helmut Vogt, Die Beueler Jutespinnerei und ihre Arbeiter, 1868–1961. Ein Beitrag zur Industriegeschichte des Bonner Raumes, Bonn 1990 *(Toni Offermann)* ..... S. 260

Detlef Schmiechen-Ackermann, Ländliche Armut und die Anfänge der Lindener Fabrikarbeiterschaft. Bevölkerungswanderungen in der frühen Industrialisierung des Königreichs Hannover, Hildesheim 1990 *(Günter J. Trittel)* ..... S. 261

Bernhard Herrmann, Arbeiterschaft, Naturheilkunde und der Verband Volksgesundheit (1880–1918), Frankfurt a.M. u.a. 1990 *(Gunnar Stollberg)* ..... S. 262

Thomas Weichel, „Wenn dann der Kaiser nicht mehr kommt . . .". Kommunalpolitik und Arbeiterbewegung in Wiesbaden 1890–1914, Wiesbaden 1991 *(Andreas Wolf)* ..... S. 263

Manfred Scharrer, Organisation und Vaterland. Gewerkschaften vor dem Ersten Weltkrieg, Köln 1990 *(Jens Becker)* ..... S. 264

Franz Walter u.a., Sozialistische Gesundheits- und Lebensreformverbände. Hrsg. von Peter Lösche, Bonn 1991 *(Rolf Neuhaus)* ..... S. 266

Dieter Vaupel, Spuren, die nicht vergehen. Eine Studie über Zwangsarbeit und Entschädigung, Kassel 1990 *(Carola Sachse)* ..... S. 266

Maoz Azaryahu, Von Wilhelmplatz zu Thälmannplatz. Politische Symbole im öffentlichen Leben der DDR, Gerlingen 1991 *(Tanja Beer)* ..... S. 268

Manfred Wilke und Hans-Peter Müller, SED-Politik gegen die Realitäten. Verlauf und Funktion der Diskussion über die westdeutschen Gewerkschaften in der SED und KPD/DKP 1961 bis 1972, Köln 1990 *(Ulrich Mählert)* ..... S. 269

Rolf Wörsdörfer, Klientel oder Klasse? Arbeiterbewegung und Sozialisten in einer städtischen Gesellschaft Süditaliens (Der Fall Messina 1900–1914), Frankfurt a.M. 1988 *(Christian Riechers)* ..... S. 269

Mariana Hausleitner, Die nationale Frage in der rumänischen Arbeiterbewegung vor 1924, Berlin 1988 *(Panagiotis Kouparanis)* ..... S. 271

Bernhard Degen, Abschied vom Klassenkampf. Die partielle Integration der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung zwischen Landesstreik und Weltwirtschaftskrise (1918–1929), Basel und Frankfurt a.M. 1991 *(Karl Lang)* ..... S. 273

Udo Vorholt, Die Sowjetunion im Urteil des sozialdemokratischen Exils, Frankfurt a.M. u.a. 1991 *(Jan Foitzik)* ..... S. 273

Elfriede Brüning, Lästige Zeugen? Tonbandgespräche mit Opfern der Stalinzeit, Leipzig 1990;

In den Fängen des NKWD. Deutsche Opfer des stalinistischen Terrors in der UdSSR. Hrsg. vom Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1991;

Hans Schafranek, Zwischen NKWD und Gestapo. Die Auslieferung deutscher und österreichischer Antifaschisten aus der Sowjetunion an Nazideutschland 1937–1941, Frankfurt a.M. 1990 *(Helmar Klier)* ..... S. 274

Real Wages in the 19th and 20th Century Europe. Historical and Comparative Perspectives. Ed. by Peter Scholliers, New York u.a. 1989 *(Sidney Pollard)* ..... S. 276

Revolutionäres Potential in Europa am Ende des Ersten Weltkrieges. Die Rolle von Strukturen, Konjunkturen und Massenbewegungen. Hrsg. von Helmut Konrad und Karin M. Schmidlechner, Wien und Köln 1991 *(Ingo Materna)* ..... S. 277

Hitlerflüchtlinge im Norden. Asyl und politisches Exil 1933–1945. Hrsg. von Hans Uwe Petersen, Kiel 1991 *(Udo Vorholt)* ..... S. 279

Gilles Perrault, Auf den Spuren der Roten Kapelle, überarb. und erw. Neuaufl., Wien und Zürich 1990 *(Beatrix Herlemann)* ..... S. 280

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE ..... S. 282

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN, ERGÄNZUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION ..... S. 288

PROJEKTFRAGEBOGEN ..... S. 291

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Rainer Eckert, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität Berlin, Müggelseedamm 264/266, O–1162 Berlin.

Dorothee Jung, Studentin der Geschichtswissenschaft an der Universität Hamburg, Max-Brauer-Allee 249, W–2000 Hamburg 50.

Lothar Machtan, Dr. phil., Privatdozent an der Universität Bremen, z.Z. Gastprofessor an der Universität Halle, Parkallee 16, W–2800 Bremen 1.

Gerhard Müller, Dr. phil., Literatur- und Sprachwissenschaftler, Redakteur, Engerweg 17, W–6227 Oestrich-Winkel.

Volker Ullrich, Dr. phil., Historiker und Redakteur, Eppendorfer Landstr. 74, W–2000 Hamburg 20.

ISSN 0046-8428

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE KORRESPONDENZ ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG (Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes: Historische Kommission zu Berlin e.V.,
Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38.

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet.

**Anschrift der Redaktion: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion,
Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38, Tel.: 0 30 / 816 001 41 (Direktwahl) 816 001-0 (Zentrale)
Telefax: 0 30 / 81 60 01 34**

Vertrieb: FSP GmbH, Brunnenstr. 152, O-1040 Berlin.

Die IWK wird regelmäßig im ,,Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstr. 30, D-5300 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise ab 1.1.1988: Einzelheft DM 20,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils zuzüglich einer Pauschale für Versandkosten von DM 1,50. Jahresabonnement DM 67,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich DM 5,— für Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postgirokonto Historische Kommission — Sonderkonto L, Nr. 21 55 15-105, beim Postgiroamt Berlin. Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahres (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14-19/20, und Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H.1 und 4 und Jg. 15 (1979)ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H.4/1987 beträgt DM 5,— pro Heft bzw. DM 20,— pro Jahrgang zuzügl. Versandkosten.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1.5.1990.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung, Berlin.

Gesamtherstellung: Druckerei Band, Reuchlinstr. 10-11, Gewerbehof, W-1000 Berlin 21.

HANS ROTHFELS UND DIE ANFÄNGE DER HISTORISCHEN SOZIALPOLITIK-FORSCHUNG IN DEUTSCHLAND*

Von Lothar Machtan

Vorbemerkung

Es gehört zu den Merkwürdigkeiten der modernen Geschichtswissenschaft, daß sie die Gründung des deutschen Sozialstaats im ausgehenden 19. Jahrhunderts seit Jahrzehnten als einen Vorgang von säkularer Bedeutung bewertet, zur tatsächlichen Aufhellung der sozial-politischen Hintergründe und der entscheidungsrelevanten Motive dieser Schöpfung jedoch vergleichsweise wenig beigetragen hat. Bis heute gibt es keine Edition der Schlüsseldokumente zur deutschen Sozialstaatswerdung, und die historiographischen ,,Klassiker" zu diesem Thema sind — allen neueren historiographischen Bemühungen zum Trotz — noch immer Untersuchungen, die vor mehr als einem halben Jahrhundert entstanden sind.[1] Während die äußeren Aspekte der Bismarckschen Reichsgründung in fast allen Details erforscht sind, ist die *pièce de résistance* jenes großangelegten Versuchs einer inneren Reichsgründung, die Bismarcksche Sozialgesetzgebung nämlich, ein Buch mit Siegeln geblieben. Das ist umso erstaunlicher, als gerade dieses Produkt deutscher Reichspolitik das Reich selber nahezu unbeschadet überdauert hat.

Doch was auf den ersten Blick merkwürdig wirkt, erweist sich bei näherem Hinsehen als erklärbar. Man muß sich allerdings die Mühe machen, etwas genauer in einige einschlägige Abschnitte der deutschen Historiographie-Geschichte hineinzuleuchten und nach dem Wirken derjenigen Historiker fragen, die für diese Kapitel verantwortlich zeichnen. Unter diesen kann — was die deutsche Sozialpolitikgeschichtsschreibung anlangt — zunächst und vor allem der Historiker Hans Rothfels Rang beanspruchen. Zwischen 1920 und 1935 galt er als *der* Fachmann für die Geschichte der staatlichen Sozialpolitik in Deutschland. Selbst die von den Nazis erzwungene Unterbrechung seines Wirkens hat diesen wissenschaftlichen Nimbus nicht zu zerstören vermocht; auch die Spezialforschung im Dritten Reich blieb von ihm beeinflußt. In den 1950er und 1960er Jahren hat Rothfels dann selber wieder dazu beitragen können, daß seine Arbeiten, speziell die zur Bismarckschen Sozialpolitik, nicht in Vergessenheit gerieten. Als Theodor Schieder 1961 seinem Kollegen zum 70. Geburtstag eine öffentliche Rede hielt, da legte er gerade auf Rothfels' Verdienste um die Deutung der Bismarckschen Sozialpolitik besonderen Wert, ,,für deren Erhellung Sie so unschätzbare Vorarbeiten geleistet haben, daß niemand außer Ihnen das abschließende Wort darüber sprechen kann".[2]

Auch wenn Rothfels dieses Wort letztlich nicht gesprochen hat, stehen seine diesbezüglichen

* Für Kritik, Hinweise und nicht zuletzt Ermutigung habe ich zu danken: Fritz Fischer, Helga Grebing, Georg Iggers, Hans Mommsen, Karl Heinz Roth und Hans Ulrich Wehler.

1 Zum aktuellen Forschungsstand vgl. Florian Tennstedt, Hundert Jahre Sozialversicherung in Deutschland. Jubiläumsaktivitäten und Forschungsergebnisse, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd.21 (1981), S.554–564; Hans Günter Hockerts, Hundert Jahre Sozialversicherung in Deutschland. Ein Bericht über die neuere Forschung, in: Historische Zeitschrift (künftig: HZ), Bd.237 (1983), S.361–384; Lothar Machtan, Zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte sozialstaatlicher Intervention (im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert). Einige Neuerscheinungen auf dem Gebiet der historischen Sozialpolitikforschung, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd.24 (1984), S.611–630; ders., Zur Geschichte von Sozialreform und Sozialstaatlichkeit in Deutschland. Einige neuere Forschungsergebnisse, in: a.a.O., Bd.27, (1987), S.584–615. Außerdem: Christoph Sachße, Der Wohlfahrtsstaat in historischer und vergleichender Perspektive, in: Geschichte und Gesellschaft, Jg.16 (1990), S.479–490, sowie: Einführung, in: Staatliche, städtische, betriebliche und kirchliche Sozialpolitik vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Hans Pohl, Stuttgart 1991, S.7–43, hier S.11ff.

2 Theodor Schieder, Hans Rothfels zum 70. Geburtstag am 12. April 1962, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Jg.9 (1961), S.117–123, hier S.120.

Bemühungen für Wege und Irrwege der deutschen Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert — für ein Kapitel, das neue und aufschlußreiche Einblicke in die Produktionsbedingungen historischer Forschung gewährt. Aber erst der Rekurs auf das spezifische Selbstverständnis dieses prominenten politischen Historikers in der Republik von Weimar läßt nachvollziehen, wie sich Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung schließlich so blockierten, daß aus einem Desiderat ein Defizit wurde, das bis heute nachwirkt. Um diese inneren Zusammenhänge zwischen Person und Sache zu verdeutlichen, sind dem eigentlichen Thema der Untersuchung zwei Betrachtungen vorangestellt, die einige zeittypische Merkmale des Historikerprofils von Hans Rothfels zum Gegenstand haben: zunächst ist das der Versuch einer Einordnung seines im engeren Sinne historisch-politischen Wollens und Wirkens; und sodann Bemerkungen zu seiner Individualität als deutscher Historiograph. Dabei bleibt der Betrachtungszeitraum ganz bewußt auf die 20er und 30er Jahre dieses Jahrhunderts beschränkt.

1. Zum biographischen Profil bis zur Emigration[3]

Die Biographie von Hans Rothfels (12.4.1891–22.6.1976) hat ihre Wurzeln im Bildungsbürgertum des deutschen Kaiserreichs. Er entstammte einer jüdischen Bankiers- und Gelehrtenfamilie weltbürgerlich-liberaler Prägung aus Kassel, die sich mehr und mehr vom traditionellen Judentum gelöst und den Verkehrsformen der Wilhelminischen Gesellschaft angepaßt hatte. Rothfels begann 1909/10 sein Studium der Staatswissenschaften und der Geschichte in Freiburg i.B. damit, daß er zur Evangelischen Kirche übertrat. Von seiner Militärzeit kehrte er als reputierlicher Reserveoffizier 1911 an die Universität zurück und studierte zunächst zwei Semester in München und Berlin, bevor er wieder nach Freiburg zurückging, wo er bald zum engeren Schülerkreis des damals gerade berühmt werdenden Friedrich Meinecke zählte. Durch diesen ist er zum Historiker geworden. Bei Kriegsausbruch 1914 unterbrach er sein Studium und suchte als Kriegsfreiwilliger Bewährung an der Front. 1916 mußte er infolge eines schweren Unfalls, bei dem er ein Bein verlor, vom Militär verabschiedet werden. Bis Januar 1918 arbeitete er in Heidelberg am Lehrstuhl von Hermann Oncken an seiner Dissertation über Clausewitz. Die Promotion erfolgte im Februar 1918 „summa cum laude", wobei Rothfels nur den ersten Teil seiner Arbeit einreichte. Er ging dann nach Berlin, wo er den Zusammenbruch des Kaiserreiches erlebte, und trat wieder in enge Beziehung zu Meinecke, der als Berliner Ordinarius nunmehr zu den einflußreichsten Historikern in Deutschland gehörte. 1920 wurde die Clausewitz-Studie in erheblich überarbeiteter Form veröffentlicht. Sie fand in der Fachwelt eine überaus positive Aufnahme.[4] Fortan kümmerte sich Meinecke angelegentlich um Rothfels' berufliches Fortkommen. Schon im März 1919 bewirkte er dessen

3 Die Lebensgeschichte von Hans Rothfels ist bereits mehrfach Gegenstand von wissenschaftlichen Veröffentlichungen gewesen, so daß hier nur die wichtigsten Daten mitgeteilt zu werden brauchen. Vgl. im übrigen: Hans Mommsen, Geschichtsschreibung und Humanität. Zum Gedenken an Hans Rothfels, in: Wolfgang Benz und Hermann Graml, Aspekte deutscher Außenpolitik im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1976, S.22–27; Werner Conze, Hans Rothfels, in: HZ, Bd.237 (1983), S.311–360; Hans Mommsen, Hans Rothfels. Eine biographische Skizze, in: Deutsche Historiker. Hrsg. von Hans Ulrich Wehler, Bd.IX, Göttingen 1982, S.127–147; C.W. Pate, The Historical Writing of Hans Rothfels from 1919 to 1945, Ph.D., State University of New York at Buffalo 1973 (Ms). — Vgl. zum folgenden außerdem: George W.F. Hallgarten, Das Schicksal des Imperialismus im 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1969, S.93–97; Hans Schleier, Die bürgerliche Geschichtsschreibung der Weimarer Republik, Berlin 1975; Bernd Faulenbach, Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, München 1980; Gottfried Niedhart, Deutsch-Jüdische Neuhistoriker in der Weimarer Republik, in: Juden in der deutschen Wissenschaft. Hrsg. von Walter Grab, Tel-Aviv 1986, S.147–176.

4 Vgl. das Nachwort von Joachim Niemeyer zu dem 1980 erschienen Reprint der ersten Auflage von: Carl von Clausewitz. Politik und Krieg, Berlin, S.234ff.

Engagement als Mitarbeiter bei der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Am 1. Januar 1921 trat Rothfels — wiederum auf Vermittlung von Meinecke — in den Staatsdienst beim Reichsarchiv in Potsdam ein, im April 1921 wurde er Archivrat. Im März 1923 beantragte er seine Zulassung zur Habilitation an der Berliner Universität und erlangte, nach sehr positiver Begutachtung durch Meinecke und Erich Marcks, im Oktober seine ,,venia legendi". Er lehrte dann dort bis 1926 als Privatdozent Neuere Geschichte, wobei er sich vor allem Themen der Außenpolitik und der Parteiengeschichte im Kaiserreich zuwandte. Im April 1926 erhielt Rothfels, nachdem er schon 1925 in Köln und wenig später auch in Hamburg als Lehrstuhlkandidat in die engere Wahl gekommen war, einen Ruf an die Universität nach Königsberg, wo er die Nachfolge von Wolfgang Windelband antrat. Von 1928 bis 1935 war er Mitherausgeber der ,,Historischen Zeitschrift". Im März 1930 wurde er von der ,,Historischen Kommission für das Reichsarchiv" (HKRA) als Nachfolger des verstorbenen Kommissions-Mitglieds Hans Delbrück kooptiert und arbeitete dort von Oktober 1930 bis zu ihrer Zwangsauflösung im Sommer 1935 engagierter mit als manch anderer Kollege. Im März 1935 wurde Rothfels — auf eigenen Antrag — emeritiert. Was ihm blieb, war ein unbefriedigendes Privatgelehrtendasein als beurlaubter Beamter in Berlin, wohin er im April 1936 umziehen mußte. Er geriet in zunehmende Isolation. Die Erfahrungen des politischen Terrors gegen ,,Nichtarier" bestimmten ihn im Sommer 1939 zur Emigration — zunächst nach England, dann nach Amerika, von wo er erst 1951 nach Deutschland zurückkehrte.

Aktiv war Rothfels seit seiner ersten Übersiedelung nach Berlin vor allem auch in *politischer* Hinsicht. Während Meinecke unter dem Eindruck der revolutionären Umbrüche von 1918/19 zum ‚Vernunftrepublikaner' mit liberal-demokratischen Avancen und historisch-kritischem Blick zurück auf die Untaten deutscher Politik im Kaiserreich wurde, vermochte Rothfels den Weg zu einer inneren Aussöhnung mit den Fakten, die das demokratisch-soziale System von Weimar geschaffen hatte, nicht zu finden. Er glaubte an die Wiedererhebung Deutschlands in seiner ,,historischen Individualität", und er wollte das Seine zur ,,Formung einer eigenkräftigen staatlichen Kultur" beitragen, die das Land wieder zu einer ,,autonomen Politik" befähigen sollte.[5] Das war das Bekenntnis zu einer staatlichen Hoheit mit souveräner politischer Führungsgewalt, der Ruf nach einem Staatswesen, dem die Macht, aber auch die Pflicht zur Rettung des Vaterlandes zurückfallen sollte.

Die ersehnte Erneuerung dachte er sich als Aufstieg eines neuen Reiches — in welcher Staatsform auch immer —, als die Inthronisierung eines nationalstaatlichen Willens von autoritativer und zwingender Gestaltungskraft. Von dieser Vision einer notwendigen Rückkehr zu der vermeintlich eigentümlichen und unnachahmlichen staatlichen Lebensform der deutschen Nation — die er allerdings schon durch den Wilhelminismus, vor allem aber durch die Republik von Weimar denaturiert sah —, ließ er sich seit 1919 politisch leiten: Nur wenn man sich wieder offen bekenne zu dem, ,,was wir gewesen sind und geworden", und zu dem ,,über alle ‚Schuldfrage' turmhoch erhabenen *schicksalsmäßigen Zug unserer Entwicklung*, nur dann dürfen wir auch fürderhin etwas für die Welt zu sein hoffen". Erst müsse ,,die Atmosphäre entgiftet werden, erst müssen wir das Haupt wieder erheben können, ehe an innere Gesundung zu denken ist. Nicht Revanche fordern wir, wohl aber Rehabilitation".[6]

5 Hans Rothfels, Äußere und innere Politik, in: Die Hilfe, Jg.25 (1919), (Heft vom 13.3.), S.128f.
6 Ebda.

Dem höheren Auftrag einer machtpolitischen Rehabilitierung seines Vaterlandes hat er sich in jeder Hinsicht verpflichtet gefühlt. Dabei konnten für ihn als ,,Mitträger geschichtlichen Schicksals" ,,geistiges und politisches Bewußtsein nicht auseinanderklaffen".[7] Rothfels' wiederholte Betonung seiner persönlichen Erfahrung von der Geschichtlichkeit deutsch-nationalen Daseins ließ ihn die politische Zukunft als eine historisch begründete Notwendigkeit anschauen. Der glaubte er, zu ihrem ,,Recht" verhelfen zu müssen. Der ,,positive Impuls der drängenden Gegenwartsaufgaben" wurde so von Anfang an zum Hauptmotiv seines öffentlichen Wirkens. Etwa bei der Begründung gelehrter Gegnerschaft gegen den Versailler Diktatfrieden: Die Erkenntnis könne ,,mit ihren Mitteln das elementare Empfinden klären und stärken, das gegen das Unrecht sich anstemmt. So konvergieren nationales Bewußtsein und wissenschaftliche Erkenntnis letztlich an dem gleichen Punkt."[8]

Überhaupt ließ es Rothfels nicht an demonstrativen Bekundungen seiner politischen Gesinnung fehlen — einer Gesinnung, die in dem Milieu der neukonservativen ,,Jungen" -Bewegung um Arthur Moeller van den Bruck und Max Hildebert Boehm damals ihre geistige Heimat besaß.[9] Allerdings hat sich Rothfels den militanten politischen Nationalismus, der dort seit 1919 gepredigt wurde,[10] auf seine Weise zueigen gemacht. Von der ‚revolutionären' Richtung der neukonservativen Doktrin unterschied er sich namentlich dadurch, daß bei ihm das politische Bewußtsein der Verantwortung vor dem unbedingten Machtwillen des *Staates* viel stärker ausgeprägt war. Der auch von ihm gewollte Wiederaufstieg des Reiches blieb daher zuallererst staatspolitisch verschränkt. Den ,,Glauben an leibhaft gegliederte Gemeinschaft, an einen Aufbau des Gesamtlebens aus sozialen Zellen, die selber schon Gemeinschaften sind",[11] teilte er so nicht. Und von dem Stellenwert einer Volkstumspolitik als ethnischer Bindekraft staatlichen Lebens hat er sich erst am Ende der 1920er Jahre überzeugen lassen. Doch das neukonservative Bestreben, ,,aus den Traditionen deutscher Geschichte Formen der Integration für die atomisierte Gesellschaft zu entwickeln",[12] war für ihn auch in der Retrospektive noch ein durchaus legitimiertes Forum weltanschaulicher Orientierung.

7 Hans Rothfels, Vorwort zu: Ostraum, Preußentum und Reichsgedanke, Leipzig 1935 , S.VI; a.a.O., S.V, auch das nachfolgende Zitat.

8 Hans Rothfels, Die Universitäten und der Schuldspruch von Versailles. Zum 28. Juni 1929. Eine ungehaltene akademische Rede, Königsberg 1929, S.19.

9 Vgl. Hans Mommsen, Hans Rothfels, a.a.O., S.133f. — Zu diesem politisch-geistigen Umfeld vgl. (mit weiterführender Literatur) Joachim Petzold, Wegbereiter des deutschen Faschismus. Die Jungkonservativen in der Weimarer Republik, Köln 1983, sowie M. Schoeps, Der Deutsche Herrenklub. Ein Beitrag zur Geschichte des Jungkonservatismus in der Weimarer Republik, Diss., Erlangen-Nürnberg 1974.

10 Programmatisch zum ersten Mal niedergelegt in der Broschüre von Max Hildebert Boehm, Ruf der Jungen, Berlin 1919. Danach zählten sich die Neokonservativen in politischer Hinsicht zu den ,,entschiedensten Gegnern des Parlamentarismus", der ,,Formaldemokratie" (S.52) sowie des Liberalismus und fühlten sich als Vorkämpfer einer ,,körperschaftlichen Neuordnung unseres Volkes" (S.24) im Sinne einer endgültigen Überwindung des Individualismus. Sie bekannten sich ,,zur leibhaften Volksgemeinschaft" und forderten eine ,,von Massenlaunen unabhängige Staatsführung", von der allein sie sich die Kraft zur nationalen ,,Selbstbehauptung" (S.31) im Sinne einer ,,wahren Schicksalswende" versprachen (S.25). Der gerade abgetretenen Wilhelminischen Führerschicht trauten sie diese Regeneration nicht zu; ja mehr noch: Sie warfen ihr vor, herzlich wenig ,,bestandhafte und brauchbare Überlieferung" geschaffen zu haben (S.36). ,,Im Wesenhaften also hat diese Generation versagt." (S.42). Sie habe ,,zumeist epigonenhaft mit gutem Erbe gewüstet" (S.51) und trage Mitschuld daran, daß die ,,Formaldemokraten aus allen Parteilagern" nun vor den ,,Ideen des Westens" so ,,schmählich kapituliert", sich ,,geistig unterworfen" haben (S.52). Alle Zitate nach der 3.Auflage: Freiburg 1933. — Den Hinweis auf den bedeutenden Einfluß der Schriften von Max Hildebert Boehm auf Rothfels verdanke ich Hans Mommsen (Bochum), der in den 1950er Jahren Assistent von Rothfels in Tübingen war.

11 Max Hildebert Böhm, a.a.O., S.59.

12 Hans Rothfels, Die Geschichtswissenschaft in den dreißiger Jahren, in: Andreas Flitner, Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus, Tübingen 1965, S.94.

Rothfels' Selbstverständnis als politischer Historiker und seine damit unmittelbar verknüpfte persönliche Einsatzbereitschaft sind vielfach bezeugt. Nach George Hallgartens Erinnerung etwa ,,war seine Lehr- und politische Tätigkeit — beides gehörte nach seiner Auffassung eng zusammen — von vornherein durch eine Angriffslustigkeit gekennzeichnet", die in dieser Form unter den damaligen Gelehrten ,,ungewöhnlich" gewesen sei: ,,So wurde er denn für Freund wie Feind zum Führer und Symbol des geistigen Feldzugs zur Revision der deutschen Grenzen im Osten und somit auch des Versailler Vertrages und der Schuldfrage".[13] In Königsberg zog Rothfels in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre weitere politische Konsequenzen aus seiner Abneigung gegenüber der Weltanschauung des Liberalismus. In den Worten seines Heidelberger Historikerkollegen Willy Andreas: ,,Der politischen und nationalen Seelsorge um die Provinz Ostpreußen hat er sich mit Eifer und Wärme angenommen, und trotz seiner jüdischen Abstammung die Sympathie der Rechtskreise, denen er zuzuzählen ist, gewonnen".[14] Im geistigen und politischen *Widerstand* gegen die westlichen Daseinsformen und Weltanschauungen erblickte Rothfels nunmehr einen zu Unrecht unterschätzten Wesenszug, d.h. eine *positive* Traditionslinie preußisch dominierter deutscher Geschichte. Das, was er an den westlichen Freiheits- und Demokratieidealen kritisierte, glaubte er in der ‚wurzelhaften' preußischen Überlieferung ohne weiteres zu finden: die sittlich-religiöse Fundamentierung autonomen staatspolitischen Handelns. Den Zusammenbruch preußisch-monarchischer Staatlichkeit beklagte er denn auch vor allem deshalb, weil dieser ,,außen und innen die westeuropäischen Kräfte und Ideen triumphieren ließ".[15] Diese innerliche Unterwerfung unter den Überlegenheitsanspruch der westlichen Gedankenwelt war es, die er besonders den demokratischen Sozialisten anlastete und als politisch-moralische Schmach empfand. Die parlamentarisch-demokratischen Strukturen des politischen Systems von Weimar waren deshalb nicht seine Sache. Er befürchtete, daß ,,mit alledem die nationale Existenz als solche in Frage gestellt ist",[16] daß insbesondere das geschichtliche Selbstbewußtsein der Deutschen irritiert werde. Insofern konnte für ihn die parlamentarische Demokratie in der Tat ,,keine normgebende Realität"[17] werden; das wurde vielmehr die z.T. bereits im Versinken begriffene politische Ideenwelt des ‚originären' Preußen. Die Überlieferung des preußischen Dienstes in staatlicher Ordnung wieder aufzunehmen — darin sah er das geistige Kraftfeld der politischen Erneuerung, die Chance eines Zusammenschlusses aller nationalen Kräfte gegen die inneren und äußeren Feinde. Nur so waren für ihn die widerstreitenden Interessen erneut an ein gemeinsames Ganzes zurückzubinden.

Bei seiner öffentlichen Kritik an der politischen Kultur seiner Gegenwart, die von der Überzeugung einer wegweisenden Kompetenz des Historikers in national-politischen Fragen getragen wurde, scheute er auch vor offenen Konflikten namentlich mit der sozialdemokratisch

13 George W.F. Hallgarten, Das Schicksal des Imperialismus . . ., a.a.O., S.94.

14 Willy Andreas, Brief an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Halle vom 17.4.1931, in: Generallandesarchiv (künftig: GLA) Karlsruhe, 69 N Andreas/750.

15 Hans Rothfels, Bismarck und der Osten. Eine Studie zum Problem des deutschen Nationalstaats, Leipzig 1934, S.69. — Schon in der Wilhelminischen Epoche glitt die deutsche Politik ,,unaufhaltsam auf eine westliche Linie hinüber" (S.64), ging ,,ein gut Teil der Staatsautorität verloren", erfolgten ,,die Aushöhlung der Monarchie und der Ruin einer staatlichen Idee". In dem Maße, wie der ,,Kompromiß" an die Stelle des ,,Führungs- und Ordnungsgedankens" trat, wurde der ,,demokratische[n] Erlösungsparole" ein willkommener Resonanzboden verschafft. (Alles S.65).

16 Hans Rothfels, Beamtentum und Sozialpolitik, in: Deutsche Allgemeine Zeitung, Nr.480 vom 18.10.1931. Hier ist auch von der ,,heute unabweislich gewordene[n] Abkehr [. . .] von der Heteronomie des Parteienstaates" die Rede.

17 Hans Rothfels, Die Geschichtswissenschaft . . ., a.a.O.,S.97.

geführten Regierung Preußens nicht zurück. Den reglementierenden Eingriffen seiner vorgesetzten Behörden in seine politische Betätigung als Beamter hat er sich mit Verve widersetzt. Er zähle sich zu denjenigen — schrieb er am 28. Juni 1929 an Hans Delbrück —, ,,die sich bemühen, Universität und Studentenschaft in eine *positiv-staatliche Linie* zu stellen"; davon lasse er sich auch durch vordergründige politische Maßregeln der gegenwärtigen Machthaber nicht abbringen.[18]

Seine Ressentiments gegenüber der politischen Kultur des Westens, vor allem gegenüber liberal-demokratischem Ideengut — und damit implizit auch gegenüber der Gesinnungsethik von Liberalität und Toleranz — wurden nun schärfer, die Öffnung gegenüber volkstumspolitischen Denkansätzen zugleich evidenter. Er schickte sich jetzt an, vorrangig ,,diejenigen Probleme in Angriff zu nehmen (Auslandsdeutschtum, neuere Kolonisationsgeschichte des Ostens usw.), die von aktueller außenpolitischer Bedeutung im Sinne des *geistigen Abwehrkampfes* sind und nationaleinigende Funktionen haben oder haben sollten".[19] Im Bannkreis dieser politischen Orientierung verfocht Rothfels die Ideologie einer mitteleuropäischen Mission des deutschen Volkes,[20] die als eine zeittypische Form von *Nationalismus* zu begreifen ist und speziell dem so verhängnisvollen deutschen Sendungsbewußtsein zuarbeitete.[21]

Die politisch motivierte Weigerung, den fachlich hochbegabten Nonkonformisten Eckart Kehr in Königsberg zu habilitieren, ein Vorgang, der sich bereits im Herbst 1931 abgespielt hatte,[22] liegt ganz auf der Linie dieser immer stärker werdenden politisch-ideologischen Verhärtung seines Selbstverständnisses als Historiker mit öffentlichem, d.h. politischem Auftrag. Die sich gleichzeitig anbahnende enge Affiliation mit dem jungnationalen Funktionär und Publizisten Rudolf Craemer, den Rothfels 1930 als Habilitanden nach Königsberg gezogen und dem er zu universitärer Lehrtätigkeit verholfen hatte, trug dazu sicherlich das Ihrige bei.[23] Craemers Vorstellung von ,,Geschichte als politischer Wissenschaft der

18 Rothfels an Delbrück vom 28.6.1929, in: Staatsbibliothek Berlin, NL Delbrück, Rothfels. — Vgl. auch sein Bekenntnis gegenüber Gerhard Ritter, daß ,,Historiker sein [. . .] eine öffentliche Funktion ist", aus der man ,,auch Konsequenzen ziehen" müsse. Rothfels an Gerhard Ritter vom 14.4. 1931, in: Bundesarchiv (künftig: BA) Koblenz, NL Ritter, Nr.485. — Auf die konkreten Bezugsfelder seines praktisch-politischen Engagements in den Jahren 1929 bis 1933 kann hier nicht näher eingegangen werden. Nähere Aufschlüsse vermittelt die Korrespondenz mit Siegfried Kaehler.

19 Schreiben an den Vorsitzenden der HKRA vom 3.2.1933, in: BA, Abt. Potsdam, 15.06, Nr.349, Bl.68. — Als ein zeittypisches Produkt solcherart Geschichtswissenschaft kann Rothfels' Beitrag ,,Das Problem des Nationalismus im Osten" für den von Albert Brackmann herausgegebenen Sammelband: Deutschland und Polen, München und Berlin 1933 (S.259–290) angesehen werden.

20 vgl. Bernd Faulenbach, Ideologie . . ., a.a.O., S.78ff, sowie Horst Syrbe, Revanchismus unter dem Banner der Europaideologie. Hans Rothfels und die ,,abendländische Neuordnung Osteuropas", in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Jg.9 (1963), S.679–703.

21 Vgl. die zahlreichen Belege bei C.W. Pate, The Historical Writing . . ., a.a.O., S.71ff, S.90ff und S.254ff; außerdem Klaus Schreiner, Führertum, Rasse, Reich. Wissenschaft von der Geschichte nach der nationalsozialistischen Machtergreifung, in: Wissenschaft im Dritten Reich. Hrsg. von Peter Lundgreen, Frankfurt a.M. 1985, S.197f., sowie (in polemischer Überzeichnung) Paul Reimann, Imperialistische Phantasien und geschichtliche Logik, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Jg.3 (1961), S.21ff. — Daß auf diesem Feld gerade die Gelehrten der Universität Königsberg damals eine Vorreiterrolle einnahmen, wäre in einer gesonderten Studie zu zeigen. Einen ersten Einblick in diesen ,,Abgrund" vermittelt die Magisterarbeit von Ingo Haar, Kontinuitäten und Diskontinuitäten der deutschen Politik- und Sozialgeschichte 1933–1987, Magisterarbeit Hamburg 1991 (Ms), S.98ff. — Vgl. im übrigen M.Burleigh, Germany Turns Eastwards. A Study of Ostforschung in the Third Reich, Cambridge 1988.

22 Vgl. hierzu im einzelnen: Gerhard Ritter. Ein politischer Historiker in seinen Briefen. Hrsg. von Klaus Schwabe und Rolf Reichardt, Boppard 1984, S.236ff; Hans Schleier, Die bürgerliche Geschichtsschreibung . . ., a.a.O, S.506ff; Eckart Kehr, Der Primat der Innenpolitik. Hrsg. von Hans Ulrich Wehler, Berlin 1965, S.11ff.

23 Zu Rudolf Craemer — einem Schüler der Historiker Erich Marcks und Willy Andreas —, der später im Arbeitswissenschaftlichen Institut der nationalsozialistischen Deutschen Arbeitsfront (DAF) noch Karriere machen sollte, vgl. Karl Heinz Roth, Intelligenz und Sozialpolitik im ,,Dritten Reich", Phil.Diss., Bremen 1992 (Ms), S.316ff; dort auch weitere Quellen- und Literaturverweise.

Nation"[24] und vom ,,Staatssozialismus", der als ,,deutsche Gestaltung aus eigener Wurzel wachsen mußte",[25] reflektierten in ungewöhnlicher Schärfe und dabei höchst eigenwilliger Pointierung Rothfelssche Positionen und Projektionen und luden sie zugleich tagespolitisch auf. Die Verwandtschaft historisch-politischer Gesinnungen eröffnete ein weites Feld intensiven Gedankenaustauschs, von dem beide Seiten stark profitiert haben dürften.[26] Der gab Rothfels wohl auch die Vorstellung ein, daß Deutschlands Schicksal im Gefolge der ,,Machtergreifung" und der dadurch eingeleiteten Erneuerung der gesellschaftlichen und politischen Ordnung auf gar nicht so schlechtem Wege sei. Noch im Juni 1934 schrieb er verallgemeinernd: Die Geschichtswissenschaft dürfe sich nicht auf die ,,Legitimierung des Seienden" beschränken, sie müsse auch ,,ein Bundesgenosse sein können — im Kampf um das Werdende", und das mit deutlicher Anspielung auf die sich damals vollziehende ,,tiefgreifende Umwälzung der deutschen Wirklichkeit, deren Prinzipien auch die Geschichtswissenschaft entscheidend angehen".[27]

Er habe ,,unter den blamablen Eindrücken der Dinge des Tages eine ziemliche Lust zur historia militans" — hatte er schon 1930 seinem Freund Siegfried Kaehler anvertraut. Von dieser ,,historia militans" zu jener ,,kämpfenden Wissenschaft", wie sie wenig später Walter Frank ganz offen als das Ideal nationalsozialistischer Historik proklamierte, war es zwar noch ein Schritt, aber die Richtung war prinzipiell die gleiche.[28] Franks Ziel, ,,die Historie wieder zu einem Faktor der öffentlichen Meinungs- und Gesinnungsbildung zu machen",[29] war dem Historikerdenken von Rothfels keineswegs wesensfremd, auch wenn die ,,einseitige

24 So der Titel eines programmatischen Aufsatzes von Rudolf Craemer, in: Geistige Arbeit, Jg.1 (1934), S.5–7 und S.9–10. Ähnliche Gedanken hatte er bereits einige Jahre zuvor zu Papier gebracht: vgl. Zur großdeutschen Geschichtsdeutung, in: Volk und Reich, 1932, S.518–534.

25 Rudolf Craemer, Deutscher Sozialismus und reformatorische Politik, in: Kirchlichsoziale Blätter, Jg.36 (1933), S.129–133, hier S.132. — Grundlage dieser Argumentation war das zur gleichen Zeit erschienene Buch Rudolf Craemers, Der Kampf um die Volksordnung. Von der preußischen Sozialpolitik zum deutschen Sozialismus, Hamburg 1933.

26 Dies haben beide auch öffentlich zum Ausdruck gebracht: vgl. Rudolf Craemer, Der Kampf um die Volksordnung, a.a.O. S.298: ,,Da nun die Würdigung Bismarcks entscheidend für den Sinn des Ganzen [d.h. seiner Studie] geworden ist, gilt es mir eine Ehrenpflicht, auszusprechen, wie sehr ich den Arbeiten von Hans Rothfels hier zu danken habe." Nachbemerkung vom Juni 1933. Ders., Geschichte als politische Wissenschaft . . ., a.a.O., S.5: Rothfels' Arbeiten über ,,Bismarck und den Osten zeigen, daß die langsam eindringende strenge Wissenschaft hier Einsichten von höchster politischer Tragweite vor sich sieht". (Januar 1934). — In Rothfels' Bismarck und der Osten, a.a.O., S.103, war das erwähnte ,,Buch meines Königsberger Kollegen R. Craemer" der einzige Literaturverweis, den der Verfasser ,,für Bismarcks Sozialpolitik" (neben seinen eigenen Veröffentlichungen) einer Annotation wert fand. (Dieser Verweis wurde in der Neuauflage von 1960 ersatzlos gestrichen!) — Die kaum bekannte, immerhin ein halbes Jahrzehnt währende enge Verbindung Rothfels-Craemer würde eine eigene Untersuchung lohnen.

27 Hans Rothfels, Bismarck und der Osten, a.a.O., S.IV bzw. S.III; vgl. auch den ein halbes Jahr später geschriebenen Artikel für die Berliner Monatshefte (für Politik und Wehrmacht), Jg.13 (1935), S.32-48: Selbstbestimmungsrecht und Saarabstimmung, mit deutlichen Reverenzen gegenüber der ,,Weltanschauung des neuen Deutschland" (S.48). — Friedrich Jaeger und Jörn Rüsen haben diese Tendenz jüngst dahingehend verallgemeinert, viele Historiker hätten damals in Deutschland versucht, ihr ,,traditionell verbindliches Selbstbewußtsein als Historisten in Übereinstimmung zu bringen [. . .] mit den politischen und sozialen Erfahrungen, die sie mit der deutschen Geschichte im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts machten". Das auf diesem Wege vollzogene Arrangement eines Großteils der Historikerschaft mit den Nationalsozialisten sei aber letztlich nur möglich gewesen ,,unter Aufgabe bzw. Umdeutung zentraler Bestandteile des Historismus als Deutungsrahmen des historischen Wandels". Zitiert nach: dies., Geschichte des Historismus, München 1992, S.97 bzw. S.100. — Von diesem sicherlich zutreffend analysierten allgemeinen Trend weicht Rothfels allerdings insofern ab, als er nur sehr bedingt zum Kreis der traditionellen Historisten innerhalb der Historikerzunft zu rechnen und deshalb an diesem Maßstab kaum zu messen ist.

28 Rothfels an Kaehler vom 5.3.1930, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144b; vgl. auch C.W. Pate, The Historical Writing . . ., a.a.O., S.254ff. Der Begriff ,,kämpfende Wissenschaft" findet sich auch bei Rothfels selbst: vgl. Hans Rothfels, Ostraum . . ., a.a.O., S.Vf. — Ganz anders dagegen Friedrich Meinecke in seiner Rezension des Buches von Walter Frank, Kämpfende Wissenschaft, Hamburg 1934, in: HZ, Bd.152 (1935), S.101–103.

29 Walter Frank, Die deutschen Geisteswissenschaften im Krieg, in: HZ, Bd.163 (1941), S.14.

Zurichtung historischen Wissens" auf die Zwecke der Legitimierung von Herrschaft erst unter nationalsozialistischer Ägide jene extreme Ausprägung erfuhr, die die Historie als kritische Wissenschaft so schwer diskreditieren sollte.[30]

Daß Rothfels es mit seinem nationalpädagogischen Kampfgeist bisweilen ganz wörtlich nahm, hatte er in der Endphase der Weimarer Republik durch aktive Teilnahme an rechtsgerichteten Studenten-Demonstrationen bewiesen: Rothfels sei ,,mit dieser Jugend gegen die rote Polizei [gemeint ist die Ordnungsmacht der SPD-geführten preußischen Regierung] auf die Straße gegangen" und werde darob ,,von einem großen Teil der studentischen Jugend geradezu vergöttert" — heißt es in einem Dossier der NSDAP-Zentrale über Rothfels vom 6. März 1934.[31] Dieser Nimbus als vorbildlicher akademischer Lehrer und gelehrter Charakter, der auch durch seriösere Zeitzeugen bestätigt worden ist, gab Rothfels jene geistige Souveränität, die Selbstzweifel über die wissenschaftliche Solidität seines Wirkens als politischer Historiker und über die Konjunkturabhängigkeit seiner Lehren gar nicht erst aufkommen ließ. Das ging soweit, daß er noch im Sommer 1933 ,,zur leidigen Nicht-Arier-Frage" die Ansicht vertrat, die wesentliche Legitimation für sein öffentliches Auftreten — es ging um seine Teilnahme an der deutschen Delegation für den Internationalen Historikertag in Warschau 1934 — beruhe auf seiner ,,Qualifikation als ‚deutscher Historiker'", die ,,bisher ja nur theoretisch bestritten [ist], praktisch bin ich unangefochten geblieben".[32]

Weil seine nationalpolitischen Verdienste unbestreitbar mithalfen, bestimmten Ideologemen des Nationalsozialismus den Weg zu ebnen, konnte Rothfels nach 1933 trotz seiner jüdischen Abstammung zunächst auf seinem Königsberger Lehrstuhl verbleiben. Doch bereits im Februar 1934 erklärte der einflußreiche Danziger NSDAP-Chef Ralf von Brockhausen seine Abberufung zur (partei-)politischen Notwendigkeit.[33] Sein Dilemma hat Rothfels schon wenige Monate nach Hitlers Machtantritt erkannt: Das ,,Schlimmste" sei — so schrieb er im Mai 1933 an Gerhard Ritter —, daß ,,mit meiner Person ein Prinzip des Ostens bedroht ist!" Der Sachverhalt sei ,,wahrhaft paradoxer Natur: erst das, was mich hier legitimiert, macht mich unmöglich, erfolgreiche Ostarbeit ist in meinem Fall kein mildernder, sondern ein verschärfender Umstand. Aber ich will um einen positiven Ausweg dieser Dialektik kämpfen. Übrigens liegt ja auch für alle hier das Hochschulproblem so, daß nur die Anerkennung der *Selbst*verantwortlichkeit wirklich fruchtbare Tätigkeit *für* den neuen Staat ermöglicht".[34] Dem ,,neuen Staat" fühlte er sich umso mehr verpflichtet, als er ihn historisch legitimiert sah: ,,Der Staatsgedanke hat sich aufs Neue wie zur Zeit Friedrich des Großen und Bismarcks durch die Einschmelzung reichen Menschentums erholen dürfen". Jetzt komme es darauf, die endliche Rückkehr zu den Quellen preußisch-deutscher Staatsräson politisch fruchtbar zu machen, den ,,erhaltenden Charakter des Reiches" weiter zu stärken: ,,Bei allen Lasten, die ihm auferlegt worden sind, hat der neue deutsche Staat den Vorteil eines sehr eindeutigen Zieles, der Befreiung und Freihaltung deutschen Bodens".[35] Unter diesen Ausspizien war

30 Vgl. Friedrich Jäger und Jörn Rüsen, Geschichte des Historismus, a.a.O., S.109f.
31 In: GStA Merseburg, Rep.76 Va, Sekt.11, Tit. IV, Nr.21, Bd.XXXIV, Bl.365.
32 Rothfels an Karl Brandi vom 4.7. 1933, in: UB Göttingen, NL Brandi, Nr.44.
33 Vgl. sein Schreiben an die NSDAP-Reichsleitung vom 22.2.1934 (wie Anm.31).
34 Rothfels an Gerhard Ritter vom 6.5.1933, in: BA Koblenz, NL Ritter, Nr.485. (Hervorhebungen von Rothfels!).
35 Hans Rothfels, Der deutsche Staatsgedanke von Friedrich dem Großen bis zur Gegenwart (Vortrag für die Deutsche Welle, 1933), in: BA Koblenz, NL Rothfels Nr.12, Manuskriptseite 8f.

Rothfels bereit, ,,in der prekären Stellung, die ich unter erheblicher Selbstverleugnung und starkem persönlichen Einsatz bisher durchgehalten habe",[36] auszuharren.

Bis 1936 hat Rothfels tatsächlich geglaubt, sich mit den neuen Machthabern arrangieren zu können, und er ist diesen auch von seinen Gönnern immer wieder als geistiger Mit-Wegbereiter des ,,neuen Deutschland" für eine ,,Sonderbehandlung" empfohlen worden.[37] Dennoch geriet er als ,,100% Nichtarier"[38] auf Betreiben rassistischer Dogmatiker und Intriganten zusehens in Schwierigkeiten. Es sei ,,vollkommen ausgeschlossen, daß ein Träger artfremden Blutes über deutsche Geschichte zu der kommenden deutschen Generation" spreche — mahnte Brockhausen noch einmal im Sommer 1934 bei der Reichsparteileitung an[39] und bewirkte damit, daß Rothfels nunmehr parteioffiziell zur persona non grata wurde. Auch der Historikerzunft blieb der damit verbundene Rufmord nicht verborgen. So heißt es in dem Privatbrief eines Insiders vom 14. August 1935: ,,Rothfels, *der bisher der kommende Mann zu sein schien,* auch wegen seines Frontdienstes von der Entsetzung verschont blieb, ist doch trotz seines Bismärckertums und seines Vorkampfes im Osten als Prominenz nicht mehr möglich".[40] Nachdem sich Joachim von Ribbentrop, der spätere Außenminister Hitlers,[41] persönlich für Rothfels verwendet hatte, wurde allerdings behördlicherseits zunächst eine Regelung getroffen, die die Entpflichtung vom Königsberger Lehramt unter Versetzung an die Universität Berlin vorsah und diese Versetzung mit einem Forschungsauftrag verbinden wollte. Diese Lösung stellte nicht nur Rothfels' materielle Lage sicher, sondern sie kam auch — nach eigenem Bekunden — seinen ,,ideellen Gesichtspunkten in soweit entgegen, als ich das Recht erhalte, im deutschen Interesse forschend mich weiter zu betätigen".[42] Daß diese Forschung, ,,um in einem höheren Sinn fruchtbar zu sein, des Zusammenhangs mit der Lehre bedarf und dass ich in 8 1/2-jähriger Tätigkeit an der Grenzland-Universität Königsberg eine wissenschaftliche und menschliche Erziehungsarbeit geleistet zu haben glaube, deren Fortführung, auch wenn sie nur in beschränkterem Rahmen geschieht, durchaus wesentlichen deutschen

36 Wie Anm. 34.

37 So hat sich beispielsweise Albert Brackmann — der einflußreiche Generaldirektor der preußischen Staatsarchive, der seit 1933 zu den eifrigsten Promotoren einer ,,Gleichschaltung" der deutschen Geschichtswissenschaft gehörte — ,,um eine Revision des ganzen unhaltbaren jetzigen Zustandes bemüht". Gerade Rothfels' Buch ,,Ostraum . . ." — so schrieb er diesem — zeige ja, ,,wie sehr wir Sie und Ihre Mitarbeit brauchen, und ich hoffe zuversichtlich, daß in dieser Beziehung in nicht allzu ferner Zeit eine Wandlung erfolgen wird". Brackmann an Rothfels vom 30.7. 1934 (Durchschlag), in: GStA Dahlem, Rep. 92, Brackmann Nr.29. Vgl. im übrigen hierzu die Dokumente in der Rothfelsschen Personalakte des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, in: BA, Dokumentationsstelle Berlin ZA, ZB II, Nr.4538 A.1. — Die Rekonstruktion der entsprechenden Vorgänge durch Werner Conze, Hans Rothfels, a.a.O., S.330ff, bedarf hier einiger Ergänzungen.

38 Wie Anm. 31, hier: Aktenvermerk.

39 Schreiben vom 2.7.1934, in: a.a.O., Bl.447.

40 Alfred Schulz an Dr. Möller, in: Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus (im folgenden FSt) in Hamburg, NL Schulz, 15-1 A 5.

41 Von Ribbentrop hatte Anfang der 1930er Jahre als führender Repräsentant des renommierten und politisch einflußreichen Berliner Herrenclubs (vgl. Anm.9) als Verbindungsmann zwischen preußisch-konservativen Gruppen und Nationalsozialisten fungiert. Von dorther dürfte seine Bekanntschaft mit Rothfels, der den Berliner Herrenclubkreisen über seine Mitgliedschaft in der ,,Jungpreußischen Bewegung" nahestand, herrühren. 1935 leitete Ribbentrop die nach ihm benannte ,,Dienststelle" für besondere außenpolitische Aufgaben, die insbesondere Kontakte zu konservativen Politikern in England pflegte. Vgl. Wolfgang Michalka, Ribbentrop und die deutsche Weltpolitik 1933–1940, München 1980, S.27f.; vgl. a.a.O., S.30 auch die Bemerkung, daß Ribbentrop seine traditionell guten Kontakte zu jüdischen Kreisen auch nach der Machtergreifung zunächst noch beibehielt. — Vgl. auch Klaus Schönwälder, Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus. Zur Auseinandersetzung der deutschen Historikerschaft mit Ideologie und Praxis der Außenpolitik des Deutschen Reiches zwischen 1933 und 1945, Diss. Marburg 1990.

42 Rothfels an von Ribbentrop vom 23.2.1935, in: BA, Dokumentationsstelle Berlin ZA, ZB II, Nr.4538 A.1. (Abschrift).

Interessen, insbesondere dem Interesse des deutschen Ostens entspricht",[43] dieses Argument zeigt, wie weit sich Rothfels auch 1935 noch in prinzipieller Übereinstimmung mit bestimmten politisch-pädagogischen Vorgaben des NS-Regimes glaubte; mehr noch, daß er grundsätzlich bereit war, sich mit diesem Regime politisch einzulassen.

Die rasche und brutale Zerstörung dieses Glaubens an ein halbwegs ehrenvolles Arrangement, gleichsam in beiderseitigem Interesse, entbehrt nicht tiefer menschlicher Tragik. Doch diese Tragik muß in Bezug gesetzt werden zu der politischen Signatur einer wissenschaftlichen Disziplin, die selbst ganz bewußt das Ihre zur Unterminierung der Weimarer Republik beigetragen und im rechtsradikalen Lager der erklärten Feinde von Demokratie, Pluralismus und Liberalität keine Gefahr für Deutschland erblickt hatte.[44] Hans Rothfels ist das Schlimmste erspart geblieben. Er wurde mit Berufsverbot belegt, doch er behielt Titel und Gehalt, seine Schriften wurden weiterhin verlegt und belobigt,[45] sogar Vortrags- und Bildungsreisen ins Ausland wurden ihm gestattet — unter den damaligen Bedingungen alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Im Sommer 1939 folgte er mit Genehmigung des Reichswissenschaftsministers einer offiziellen Einladung nach Oxford mit dem Auftrag, eine Bismarck-Biographie zu schreiben.[46] Das bedeutete den Weg in die Emigration, den er solange gehofft hatte, vermeiden zu können.

2. Zum historisch-politischen Ansatz der Rothfelsschen Geschichtsbetrachtung

Wie wir aus vielen Zeugnissen wissen, ist es Friedrich Meinecke mit seiner geistreichen und tiefgründigen Art der Geschichtsbetrachtung und historischen Wissensvermittlung schon in den Vorkriegsjahren gelungen, einen engeren Kreis von Schülern zu rekrutieren und diese zu motivieren, sich seinem — in gewisser Weise ganz neuen — Ansatz kreativ zu verschreiben. Ihm verdanke es — nach dem Worte Gerhard Ritters — ,,unsere Wissenschaft, wenn sie aus der Banalität der bloßen Jagd nach den aktenkundigen Fakta herausgehoben wurde". Meineckes Verdienst liege vor allem ,,in der Vertiefung des gelehrten historischen Sachwissens zu philosophierender Besinnung auf das *Wesen des Politischen*".[47] Hans Rothfels war bereits in seinen Freiburger Studienjahren von dem hohen Wert dieser geschichtsphilosophischen Herangehensweise tief durchdrungen worden und zählte bald zu den Lieblingsschülern des von ihm so genannten Meisters, die sich nun auch ihrerseits um ein vermeintlich tieferes Verständnis vor allem des deutschen Nationalstaats und dessen geistiger Verwurzelung bemühten.[48]

43 Rothfels an Ministerialrat Eckart, in: a.a.O.

44 Zur Mitverantwortung der deutschen Geisteswissenschaftler für die Zerstörung der Demokratie von Weimar und für das Aufkommen des Nationalsozialismus vgl. Fritz K. Ringer, Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933, München 1987, S.385ff.

45 Noch 1937 wurde Rothfels' Aufsatz-Sammlung: Ostraum . . .", a.a.O., von Wilhelm Schüßler in der inzwischen gleichgeschalteten Historischen Zeitschrift als eine schöne Frucht der ,,reiche[n] wissenschaftliche[n] und zugleich grenzpolitische[n] Tätigkeit des Verfassers an der Königsberger Universität" besprochen und als eine Leistung ,,von besonderer Aktualität und bleibendem Wert" qualifiziert. Vgl. HZ, Bd.155 (1937), S.360.

46 Nach einer Leserzuschrift von L. Esau an die Zeitschrift Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (künftig: GWU), Jg.12 (1961), S.512; vgl. auch die Unterlagen in der in Anm. 37 zitierten Personalakte.

47 Brief an Meinecke, in: Gerhard Ritter. Politischer Historiker, a.a.O., S.378. — Vgl. auch Hans Rothfels, Friedrich Meinecke. Ein Rückblick auf sein wissenschaftliches Lebenswerk, Berlin 1954.

48 Zur Meinecke-Schule im allgemeinen vgl. Bernd Faulenbach, Ideologie . . ., a.a.O., S.47ff; zu Meinecke selbst zuletzt Ursula Baumann, Friedrich Meinecke, in: Berlinische Lebensbilder, Bd.4: Geisteswissenschaftler. Hrsg. von Michael Erbe, Berlin 1989, S.311–325 (mit der wichtigsten weiterführenden Literatur). — Interessant auch die diesbezüglichen Ausführungen von Walter Bußmann, Rede zum 75. Geburtstag von Hans Herzfeld, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, Jg.19 (1968), S.111f., sowie von Rothfels selbst in seiner Selbstvorstellung anläßlich seiner Aufnahme in die Heidelberger Akademie der Wissenschaften, in: Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Jahresheft 1958/59, Heidelberg 1960, S.27f.

Ganz und gar verinnerlicht hatte er die methodische Vorgabe, hinter dem vordergründigen Geschehen das vermeintlich *Prinzipielle,* Grundsätzliche und im tiefsten Sinnvolle aufzuspüren und herauszupräparieren. Vor dem Hintergrund großer überpersönlicher Ideen jener Welt von politischen Anschauungen, die vom beginnenden 19. Jahrhundert ins 20. hinüberreichen und ,,von Grundsätzen genährt ins Grundsätzliche sich erheben",[49] wollte er die ideellen Aspekte im politischen Handeln der historischen Persönlichkeiten aufspüren. Meinecke selbst hatte ja ausdrücklich dazu aufgefordert, die großen Staatsmänner zu studieren, die möglichst vollständige Erfassung ihrer grundlegenden Staatsgedanken als zentrales Erkenntnisziel anzustreben und durch künstlerische Intuition ihr vergangenes Leben und Werk neu zu beleben. Bei dieser Herangehensweise, die bei Rothfels eine besonders markante Ausprägung erfuhr, wurde nicht nur die ,,Trennungslinie zwischen empirischer Analyse und wertendem Postulat oft bewußt überschritten".[50] Vielmehr war es so, daß nur zu oft die Wertfarbe die historische Materie selbst so tief in das Flair des gesucht Interpretatorischen eintauchte, daß die geschichtliche Wirklichkeit kaum mehr erkennbar wurde. Dem traditionellen Bemühen des Historismus, Handlungen und Ereignisse zunächst und vor allem aus ihrem zeittypischen Kontext heraus möglichst objektiv zu ,,verstehen", hat sich Rothfels nie verschrieben.[51] Ihm war es darum zu tun, die Stoffmassen der Überlieferung intellektuell, d.h. *durch geistige Haltung* zu bewältigen und durch eine künstlerisch-literarische Bearbeitung so zu formen, daß die profane Materie im Scheine großartiger Interpretationen gleichsam zu funkeln begann. Der Heidelberger Historiker Willy Andreas meinte in einem vertraulichen Gutachten aus dem Jahre 1931 dazu, die ,,Feingeistigkeit" der Rothfelsschen Betrachtungsweise habe ,,weder die Tiefe noch die Stoßkraft seines Lehrers Meinecke erreicht und [. . .] mitunter etwas Dünnes".[52] Daß mit dieser geistig verfeinerten Blickrichtung zugleich auch eine Abwendung von den nüchternen (technisch-mechanischen) Details realhistorischer, genauer: realpolitischer Vorgänge einherging, war nicht zu vermeiden. Das Fatale war nur, daß damit einer letztlich ganz *subjektiven* Ausdeutung der entsprechenden Zusammenhänge ein weites Feld eröffnet wurde und die notwendige Distanz des Historikers zu sich selbst auf der Strecke blieb.[53]

Die Gefahren, die in solcher Interpretationskunst angelegt waren, benannte interessanterweise als erster Meinecke, der schon im März 1923 in seinem Habilitationsgutachten für Rothfels schrieb: ,,Ihn reizt das sublime Spiel der historischen Dynamik, die Fülle der oszillierenden Beziehungen zwischen den Dingen, der verborgenen Rückwirkungen und Verknotungen von Interessen und Ideen. Damit ist die Versuchung zu einer mehr dialektischen als anschaulichen Behandlung der Geschichte gegeben, und die großen, einfachen Grundtatsachen und Leitideen treten darin nicht mehr so kräftig und eindringlich vor das Auge des Lesers, wie man es sich wünscht". Seine Warnung vor einer so ,,einseitigen Richtung"

49 So Rothfels in einem Rezensionsaufsatz, in: Deutsche Literaturzeitung, Nr.23 vom 7.6.1931.

50 Werner Conze, Hans Rothfels, a.a.O., S.314.

51 Dies beinhaltete auch eine Abkehr vom Historismus, ja eine antihistoristische Gegenwende konservativer Prägung. Zu diesem Komplex, der hier nicht weiter verfolgt werden kann, vgl. zuletzt Michael Erbe, Das Problem des Historismus bei Ernst Troeltsch, Otto Hintze und Friedrich Meinecke, in: Umstrittene Moderne. Hrsg. von Horst Renz und Friedrich W. Graf, Gütersloh 1987, S.73–91, sowie Friedrich Jaeger und Jörn Rüsen, Geschichte des Historismus, a.a.O., S.94ff.

52 Andreas an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Halle, Otto Becker, vom 17.4. 1931, in: GLA Karlsruhe, 69 N Andreas/750.

53 Der Tendenz nach lief das auf eben jene verhängnisvolle Identifizierung des Anspruchs auf freie Wahrheitsfindung mit dem Recht auf freie subjektive Meinungsäußerung hinaus, vor der Eduard Spranger mit Blick auf den Nationalsozialismus so nachdrücklich gewarnt hat: vgl. Die Mittwochs-Gesellschaft. Protokolle aus dem geistigen Deutschland 1932 bis 1944. Hrsg. von Klaus Scholder, Berlin 1982, hier S.113.

verknüpfte er damals noch mit der Hoffnung, der von Rothfels angestrebte akademische Lehrberuf werde vielleicht als ,,ein heilsames Korrektiv" wirken, als ,,eine Mahnung zu größerer Schlichtheit, Einfachheit und Anschaulichkeit."[54] Doch der Hinweis Meineckes vom November 1925 auf ,,die Gefahren einer einseitigen ideengeschichtlichen Behandlung", bei der nämlich ,,das Schwergewicht von den ‚Kausalitäten' auf die ‚Werte' der Geschichte überzugehen" drohe,[55] enthielt unverkennbar auch einen erneut kritischen Seitenblick auf die Arbeiten von Rothfels und zeigte, daß die Wirkung des ,,Korrektivs" offenbar auf sich warten ließ. Jüngere Fachkollegen wie Gerhard Ritter schlugen in die gleiche Kerbe: ,,Verstehe ich recht" — schrieb er an Rothfels — ,,so interessieren Sie historische Bücher wesentlich nach ihrem Gehalt an ‚Auffassungen', gewissermaßen als Thesen. Sie lieben das Analysieren und nicht das ‚Erzählen'". Diese Fixiertheit auf ,,die reflektierende Geschichtsschreibung der Ideenhistorie" sei wohl auch verantwortlich für Rothfels' offenkundiges Desinteresse daran, ,,ein wirklich lebendiges und anschauliches Bild" historischer Persönlichkeiten und ihrer Zeit zu entwerfen.[56]

Mit seiner Blickrichtung auf das Grundsätzliche — ,,meine prinzipielle Art"[57] — fühlte sich Rothfels über ,,das bloß Tatsächliche"[58] des historischen Geschehens allerdings erhaben. Die kritisch-besonnene Feststellung und der empirische Nachweis dessen, was historisch-materiell wirksam gewesen ist, genügten seinen Ansprüchen nicht. Ihm ging es um die ,,wurzelfeste" Einordnung von historischen ,,Phänomenen" in den ,,großen" geschichtlichen Prozeß, so wie ihn sein Weltbild verstand. Der Primat einer ,,prinzipiellen Besinnung"[59] ließ ihn die Aufgabe einer Vermehrung historischer Spezialkenntnis durch stoffliche Anreicherung geringschätzen. Ein bloß oder auch nur vorrangig stoffliches Interesse kannte er nicht. Mit dem Postulat strikter Quellentreue und sorgfältiger Faktenermittlung nahm er es nicht so genau, er verstand sich eben nicht als Quellen interpretierender Historiker und wollte diesen auch kein Veto-Recht gegenüber seinem Vorverständnis einräumen. Die historischen Subjekte — die großen Individualitäten — begriff er zuallererst als Verkörperung von Lebenswelten, die bestimmte Traditionen in sich aufnehmen, sie umbilden und wiederum produktiv zur Wirkung gelangen lassen. Er sah seine Aufgabe darin, ,,jenes Kontinuum greifbar [zu machen], jene überpersönliche und überzeitliche Macht, aus der sich das Leben [. . .] speist".[60] So bekam Rothfels' Art des Erkennens von historischen Zusammenhängen erst ihren Sinn vom Willen zur spezifischen Wertung her. Wertend war bereits die Frage, die er an die Erkenntnis herantrug. Er war davon überzeugt, die ,,richtige" Anschauung von der hintergründigen

54 In: Universitätsarchiv der Humboldt-Universität Berlin (im folgenden HUB), Phil. Fak. Nr.1240.

55 Friedrich Meinecke, Ausgewählter Briefwechsel. Hrsg. von Ludwig Dehio und Peter Classen, Stuttgart 1962, S.120.

56 Gerhard Ritter, Politischer Historiker, a.a.O., S.247. Rothfels räumte seinem Kollegen damals selbst ein, ,,daß meine Ausstattung nach der Richtung des narrare keine ursprüngliche und starke ist"; sein historiographisches Ideal sei ,,ein Gleichgewicht von Erzählung und Reflexion". Brief an Gerhard Ritter vom 15.5.1932, in: BA Koblenz, NL 166 Ritter, Nr.127. — Eine ähnliche Kritik hatte sich Rothfels schon 1925 von A.O.Meyer anhören müssen: vgl. Meyer an Srbik vom 14.11.1925, in: Heinrich Ritter von Srbik. Die wissenschaftliche Korrespondenz des Historikers 1912–1945. Hrsg. von Jürgen Kämmerer, Boppard 1988, S.254f.

57 Rothfels an G. Ritter vom 15.5.1932, in: BA Koblenz, NL 66 Ritter, Nr.127.

58 Deutsche Literaturzeitung, 1931, S.1078 (H.23 vom 7.6.1931). — Wie eine Durchsicht seiner Rezensionen aus dieser Zeit zeigt, hegte Rothfels gegen alles, was auch nur den Anschein einer ,,bemühungslosen Form des Aktenreferates" (ebd.) hatte, was durch unprätentiöse Quellenaufbereitung den ,,Eindruck des Schillernden und Grundsatzlosen", (Hans Rothfels, Otto von Bismarck Deutscher Staat), München 1925, S.XI) etwa hätte erwecken können, ein notorisches Vorurteil. Arbeiten, die primär empirisch-deskriptiv angelegt waren, konnte er deshalb nicht gerecht werden.

59 Hans Rothfels, Ideengeschichte und Parteigeschichte, in: Deutsche Viertelsjahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Jg.8 (1930), S.753.

60 A.a.O., S.760.

Wirklichkeit der historischen Welt zu haben, während es doch ein *vorgefaßtes* Wahrheitsbewußtsein war, das ihn leitete. Denn die beziehungsreiche tiefbohrende Analyse und die Reflexionen über die geschichtsmächtigen Gestaltungskräfte liefen doch letztlich immer nur auf eine Geschichte seiner Gegenwart, auf eine historisierende Projektion hinaus, deren Fluchtpunkte primär *politischer* Art waren.

Zentral wurde für Rothfels' Erkenntnisinteresse der spezifisch *deutsche* Staatsgedanke in der Tradition der Jahre 1813 und 1871, der für ihn einen *eigenen unveränderlichen Typus* geistigen und staatlichen Lebens begründet hatte und der nun zum Ausgangspunkt einer Erneuerung aus den ‚wahren' deutschen Ursprüngen werden sollte.[61] Unter den geistigen und politischen Kernfragen seiner Gegenwart, an deren Klärung er mitwirken wollte, verstand er eben in erster Linie die inkriminierten „Tatbestände der Entstaatlichung" in der politischen Kultur von Weimar.[62] Er sah den deutschen ‚Parteienstaat' zu einem leeren Gehäuse ohne wirksame Lebens- und Gestaltungskraft herabgesunken, worin sich die widerstreitendsten Interessen ungestraft tummeln durften. Dem stellte er eine historische Tradition von diametralem Gegensatz gegenüber: Erhaltung der Autorität der Regierung, Beugung des Machtwillens der Parteien, kein Verzicht auf Machtpositionen zugunsten der Demokratie oder liberaler Wünsche. Unter dem Gedankenbann dieser historisch-politischen Dialektik wandte er sich der Geschichte zu, die er zum Gegenstand gestaltender Deutung einer gleichsam normativ vorgegebenen Zukunft stilisierte. Sie galt ihm als *politische Lehre,* mehr noch: als Gericht des (deutschen) Volkes über sich selbst, als Urteilsfindung im Hinblick auf Wesen und Schicksal der deutschen Staatserneuerung. Es handelte sich also bei Rothfels' Geschichtsauffassung um eine Lehre; eine Lehre, die durch die Verbindlichkeit des nationalen Machtstaates und seiner Weltanschauung gebunden war und blieb; eine Lehre, hinter der ganz allgemein so etwas wie das Gebot einer verpflichtenden Bindung der Wissenschaft an die Weltanschauung stand.

Konkret war es „die machtstaatliche Tradition Bismarcks und seiner preußischen Vorläufer",[63] die ihn faszinierte, die Unbedingtheit, mit der preußische Politiker am staatlichen Prinzip der Souveränität festgehalten hatten. Schon sein erstes größeres Kolleg in Königsberg widmete er dem deutschen Staatsgedanken von Friedrich II. bis zur Gegenwart, und zwar auf der „Linie: permanenter Staat (gegen Individuum und Gesellschaft), die ich durchsteuern will".[64] Gerade in Bismarcks Wirken glaubte er noch am deutlichsten „das kämpferische Ethos" eines „Titanen" zu erkennen,[65] die Zusammenfassung elementarer geschichtlicher Kräfte. Die Bismarcksche Politik und Staatsanschauung wurden erklärtermaßen zu einem „Wurzelbereich" seines geistig-politischen Standorts, deren „grundsätzliche und verpflichtende Gehalte über das Taktisch-Zeitgebundene hinaus" er hochhielt.[66] Bismarck selbst habe sein Denken „gewissermaßen aus der individuellen und zeitgeschichtlichen Bedingtheit erlöst, indem er es an die Staatsidee band", die „den ihr eingepflanzten Trieb durch alle Umbildungen der Grenzen und der Verfassungen, durch alle inneren und äußeren Brüche

61 Er entsprach darin zwar einer fachspezifischen Signatur seiner Zeit: vgl. Hans Herzfeld, Staat und Nation in der deutschen Geschichtsschreibung der Weimarer Zeit, in: ders., Ausgewählte Aufsätze, Berlin 1962, S.48-67. Doch war bei Rothfels diese Bezogenheit auf den Staat und den Maßstab der Macht besonders einseitig ausgeprägt.

62 Rothfels an Kaehler vom 7.6. 1924, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144a.

63 Hans Mommsen, Hans Rothfels, a.a.O., S.132.

64 Rothfels an Kaehler vom 15.4.1927, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144a — Erst zwei Jahre später ist er von diesem — wie er selbst sagte — „Glauben an das Sich Durcharbeiten der permanenten Identität [des Staates]" etwas abgekommen, und zwar „angesichts der Entwicklung der letzten zwei Jahre". Brief an Kaehler vom 7.6.1929, in: a.a.O.

65 Zitiert nach Werner Conze, Hans Rothfels, a.a.O., S.334.

66 Hans Rothfels, Vorwort zu: Ostraum . . ., a.a.O., S.VII/VIII.

hindurch lebendig hält". Das sei es, was ,,uns in bittersten Stunden als Mahnung und zugleich als Verheißung vor Augen steht".[67] ,,Verheißung" insofern, als Rothfels daran glaubte, daß sich der Kernbestand der staatspolitischen Anschauungen Bismarcks — der elementare Gebrauch von Machtpolitik — bei entsprechender Aufbereitung und Einflußnahme als Wirkungskraft im öffentlichen Bewußtsein der Gegenwart gleichsam ,,objektivieren" würde. So verschmolzen in der Persönlichkeit Bismarcks für ihn Vergangenheit und Gegenwart zu einer höheren historisch-politischen Einheit. Der Kampf gegen jede liberalisierende oder epigonenhafte Umdeutung des ‚authentischen Bismarck' wurde damit zur historiographischen Pflicht.

Programmatisch hatte Rothfels dieses Verständnis von Historiographie bereits in seiner Antrittsvorlesung an der Berliner Universität am 29. Oktober 1923 über ,,Bismarcks Staatsanschauung"[68] dargelegt: Bismarck habe die friderizianische Tradition ,,mit souveräner Meisterschaft in die Praxis [der Politik] hinübergeführt" (S.120). Er sei und bleibe ,,der Verächter der idealistischen Programme", sein Handeln und sein Denken konzentrierten sich *,,um den Begriff der Macht"* (S.121). Bismarcks Staatsanschauung müsse in ,,ihrer überpersönlichen Beziehung" gedeutet, d.h. in die ,,große Linie des nationalen Schicksals" eingeordnet werden (S.122). Der Kanzler empfand ,,sich selbst und das Gemeinwesen, dem er diente, als Vollstrecker unabweislicher, schicksalhafter Tendenzen" (S.123). Vor allem aus der ,,Ehrfurcht vor der *Autonomie des Staates"* schöpfte er sein ,,Gefühl überlegener Sittlichkeit" (S.125). Preußen war nicht allein ,,Wegbereiter des Reiches", sondern auch der historische Machtfaktor, der ,,nur mit ungebrochener Kraft" die nationale Einheit durchführen und nach außen verteidigen konnte (S.126). Folgerichtig sah Bismarck auch ,,die nächste Aufgabe des preußischen Staates in der *Behauptung und Ausbildung seines Wesens"*, also in der Fähigkeit und dem Willen, starke, selbständige Politik zu betreiben (S.127). Diese *,,Machtauffassung des Staates"* schloß das ,,gestaltende Prinzip" der Machtausübung (S.128) natürlich mit ein: Der deutsche Staat, nicht die Nation führt die Politik, ,,dieser seinerseits aber stand unter der Herrschaft klarer, nüchtern angeschauter Interessen, deren Summe es war: das in besonderer Konstellation begründete Reich gegen die Gefahren der Zukunft zu sichern" (S.129). Zur Ausprägung eines solchen *Behauptungswillens* bedurfte es der ,,Verfügungsgewalt über das Machtinstrument des Staates" (ebd.), bedurfte es einer Kampfbereitschaft zur Verteidigung dieser Verfügungsgewalt, nach außen wie nach innen. So hat auch Bismarcks vielumstrittene ,,innere Kampfpolitik" einen letztlich ,,sehr positiven, auf die Kohäsion des Ganzen gerichteten Sinn, sie ist der Reflex eines Staatsbewußtseins, das aus dem Zentrum heraus dachte und handelte" (S.130). Mehr noch: ,,gerade die heftigsten innerpolitischen *Kämpfe entbanden jeweils neue und fruchtbare Antriebe"* (S.131).
Eine überarbeitete und erweiterte Fassung dieses Beitrags, der im Grundsatz bereits sein gesamtes Historiker-Schaffen in den kommenden Jahren antizipiert, erschien als Einleitung zu der Anthologie ‚Otto von Bismarck, Deutscher Staat', München 1925. Hier kommt die Fixierung auf Bismarcks Staatsanschauung ,,als eine greifbare, in sich zusammenhängende und historisch fruchtbare Potenz" (S. XVI) — eine ,,Potenz, die über den augenblicklichen äußeren Nutzen hinaus fruchtbare Kräfte in sich birgt" (S. XVIII) — noch deutlicher zum Ausdruck. Bismarcks Leben war ,,dem Dienst an überpersönlichen Mächten gewidmet" (S.XXVII): ,,Allen inneren und äußeren Hemmungen zum Trotz den ‚deutschen Staat' zu

67 Ders., Bismarcks Staatsanschauung , in: Archiv für Politik und Geschichte, Jg.2 (1924), S.134.
68 In: a.a.O., S.119–134.

stabilisieren, die Nation durch ihn zu formen und mit ihm zu durchdringen, die Nachbarmächte an die Existenz eines starken mitteleuropäischen Reiches zu gewöhnen, darin liegt der Sinn von Bismarcks Lebensarbeit, darin auch der hinreißende und innerlich verpflichtende Charakter seiner Staatsanschauung." (S.XLVII).

Die Königsberger Jahre führten Rothfels dann noch einmal auf eine ,,neue Stufe der Bismarck-Erkenntnis durch die Begegnung mit dem deutschen und europäischen Osten".[69] Es könne wohl — schrieb er 1931 — ,,für den Historiker Bismarcks nichts lehrreicher sein, als einige Jahre im *Osten* zu leben, in einer gewissen *Distanz* zur Welt der industriellen Gesellschaft [. . .] und in einem Raum, wo Staat und Volkstum im Gemenge liegen".[70] Dieser Osten wurde ihm nun zur Wiege dessen, was er zum zukunftsweisenden Staatsbewußtsein der Deutschen deklarierte: ,,das Bewußtsein einer eigenen, für die staatliche Entwicklung Deutschlands vorbildlichen Aufgabe".[71] So sehr er auch in Königsberg gelernt habe, ,,den Etatismus mit den Fragen der Volkstumspolitik zu *verbinden,* das Primäre bleibt doch der *Staat'',* schrieb er 1933 an Gerhard Ritter; unverändert ging es ihm ,,um Grundfragen der Politik und Geschichtsanschauung".[72] Doch Bismarcks kompromißlosen Kampf ,,um Autonomie des Staates und um autoritäre Leitung",[73] die spezifisch Bismarcksche Überzeugung von der Autonomie des politischen Berufes — das alles fand er nunmehr wesenhaft inspiriert von der eben nur in Ostelbien ,,wurzelhafte[n] ‚preußischen' Idee einer *vom Staat und vom Geist ausgehenden Formung''.*[74]

Die spezifisch Rothfelssche Lehre von der preußisch ,,echten Wesensart" des Bismarck-Reiches und der Bismarckschen Machtpolitik war und blieb bis zur Zwangsemeritierung sein wichtigster Beitrag zu den ,,Grundfragen deutscher Geschichtsauffassung"[75] und — was noch wichtiger war — seine zentrale politische Botschaft an die Gegenwart. Das Besondere daran war nicht die Wahrnehmung jener daseinsorientierenden Aufgabe, für die gerade die Geschichtswissenschaft seiner Zeit prädestiniert zu sein schien, sondern der Mangel an kritischer Selbstreflexion, mit der er an diese Aufgabe heranging. Da er nicht den geringsten Zweifel über die wissenschaftliche Integrität seiner Motive zur Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit und der Rationalität seines historischen Denkens hegte, kam er auch nicht auf den Gedanken, seine daraus abgeleiteten Interpretationskonzepte zur Diskussion zu stellen, jedenfalls diskursiv zu durchdenken. Umso weniger, als er — wie viele seiner Kollegen — von der Vorstellung eines letztlich sinnträchtigen Geschichtsverlaufs als objektiver Größe ausging.

69 Werner Conze, Hans Rothfels, a.a.O., S.321.

70 ,,Bismarcks Sozialpolitik — Einleitungs-Entwurf — Vorwort", in: BA Koblenz, NL Rothfels, Nr.106. Zum Kontext dieses Manuskripts vgl. unten Kapitel 3.4.

71 Hans Rothfels, Bismarck und der Osten, a.a.O., S.12.

72 Rothfels an Ritter vom 6.5. 1933, in: BA Koblenz, NL Ritter, Nr.485. — Schon ein Jahr zuvor hatte er an Karl Brandi geschrieben, was er jetzt vorhabe, sei ,,eine Auseinandersetzung etwa unter dem Titel ‚Staatsgeschichte und Volksgeschichte', die anknüpfen müßte an die Traditionen des Bismarckreiches und der Bismarckhistoriographie und eine Schlichtung versuchen sollte zwischen dem berechtigt bleibenden hegel'schen Etatismus und den älteren sowie jüngsten Traditionen bzw. Erfordernissen deutscher Geschichtsbetrachtung, wie sie einem hier oben so dringend nahetreten". Rothfels an Brandi vom 3.3.1932, in: UB Göttingen, NL Brandi, Nr.49. — Daß bei dieser ethnopolitischen Ausrichtung seines Geschichtsbildes wiederum Max Hildebert Boehm einen maßgeblichen Einfluß ausgeübt haben dürfte, zeigt ein Blick in dessen 1932 erschienenes Werk: Das eigenständige Volk. Volkstheoretische Grundlagen der Ethnopolitik und Geisteswissenschaften.

73 Zitiert nach: Deutsche Literaturzeitung, 1929, Sp.2314.

74 Hans Rothfels, Bismarck und der Osten, a.a.O., S.68; a.a.O., S.III auch das nachfolgende Zitat.

75 Rothfels an Brandi vom 6.7. 1932, in: UB Göttingen, NL Brandi, Nr.49.

3. Zur Rothfelsschen Forschung über die staatliche Sozialpolitik unter Bismarck[76]

3.1 Bismarcks Sozialpolitik als Problem der historischen Forschung

Im Sommer 1916 trat die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften mit dem Plan eines großen historischen Quellenunternehmens hervor, das im Verbund mit anderen deutschen Akademien realisiert werden sollte. Es ging dabei zunächst um die Publikation von Quellen zur äußeren, aber auch zur inneren Politik Deutschlands seit 1866. Im Hinblick auf den letzteren Komplex war nicht zuletzt an die Geschichte der Wirtschafts- und Sozialgesetzgebung gedacht. Auf Seiten der Historischen Kommission bei der Preußischen Akademie der Wissenschaften fand dieses Projekt vor allem bei Friedrich Meinecke lebhaften Widerhall, der seinerseits eine ausführlichere Denkschrift und einen Gesamtplan für dieses von ihm „Acta Germanica" titulierte Publikationsprojekt vorlegte. Auf die Einzelheiten dieses Konzeptes braucht hier nicht weiter eingegangen zu werden, festzuhalten ist nur, daß Meinecke für die Bismarcksche Zeit von 1862 bis 1890, die er der Preußischen Akademie als spezifisches Publikationsgebiet reservieren wollte, eine Unterabteilung „Innere Politik und Gesetzgebung" vorgesehen hatte, die in enger Zusammenarbeit mit der staatlichen Archivverwaltung in Preußen betreut werden sollte.[77] Nach einer Reihe von Tagungen mit Vertretern der an dem Großprojekt interessierten wissenschaftlichen Institutionen kam es schließlich im Sommer 1917 auf einer Gesamtkonferenz in Berlin zur Verabschiedung eines Arbeitsprogramms für das nunmehr als „Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts" figurierende Editionsvorhaben. Krieg und Kriegsende verhinderten jedoch vorerst eine Inangriffnahme. Anfang 1919 wurde der Plan seitens der Preußischen Akademie wieder aufgegriffen, deren Philosophisch-Historische Klasse die Einsetzung einer eigenen „Kommission für die deutschen Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts" beschloß. Meinecke, der im Juni 1919 zu deren Vorsitzenden gewählt worden war, nahm sich nunmehr verstärkt dieses Vorhabens an, nachdem sein — wie er sagte — „tüchtigster Schüler" Hans Rothfels ihm schon im Frühjahr 1919 eine dokumentarische Arbeit über die Sozialpolitik

76 Das vorliegende Kapitel ist in seiner ursprünglichen Fassung ein Arbeits- und Diskussionspapier gewesen, das ich im Mai/Juni 1991 für das Editionsprojekt der Mainzer Akademie der Wissenschaften: Quellensammlung zur Geschichte der staatlichen Sozialpolitik im Bismarckreich, erarbeitet habe. Es diente in diesem Kontext einem doppelten Zweck, einem „operativen" und einem heuristischen. Mit der Rekapitulierung einschlägiger Kapitel aus der Geschichte der deutschen Geschichtsforschung, die sich dem Desiderat einer editorischen Aufbereitung von Quellen zum Thema bereits vor Jahrzehnten zugewandt hatte, sollte eine bessere forschungsstrategische Verortung und konzeptionelle Ausrichtung des neuen Vorhabens ermöglicht werden. Eines Vorhabens, das so etwas wie einen erneuten Anlauf im Hinblick auf das Bestreben darstellt, mehr Licht in die Hintergründe der deutschen Sozialstaatswerdung zu bringen. — Literatur: Ernst Müsebeck, Der systematische Aufbau des Reichsarchivs, in: Preußische Jahrbücher, Bd.91 (1923), S.294–318; ders., Die nationalen Aufgaben des Reichsarchivs, in: Archiv für Politik und Geschichte, Jg.3 (1924), S.393–408; Walter Goetz, Die Historische Reichskommission von 1928, in: Historisches Jahrbuch, Bd.72 (1953), S.540–548; Peter Rassow, Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1858–1958, Göttingen 1958, S.181–189; Helmut Heiber, Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, Stuttgart 1966, S.131–133 und S.147–150; Karl Demeter, Das Reichsarchiv. Tatsachen und Personen, Frankfurt a.M. 1969; Hans Schleier, Die bürgerliche Geschichtsschreibung . . ., a.a.O., S.128–147 und S.156–160; — Quellen: BA Potsdam: 15.06 (Bestand Reichsarchiv), Nr.348, 349, 350, 358// 15.01 (RInnenminist.), Nr.26808/2 (HRK 1927–1932, Protokolle etc.)// 49.01 RMin Wiss.Erz.V.: Nr.2591 (HRK); BA Koblenz: NL Delbrück, Nr.50// NL Rothfels; GStA Merseburg: NL Meinecke (HRK); Zentrales Akademie-Archiv Berlin (künftig: ZAA): II-V-167 (Sitzungsprotokolle der Phil.-Hist. Klasse bei der Preuß. Akademie der Wissenschaften)// II-VIII-49 (Kommission für die deutschen Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts); STA Oldenburg: Best. 271-14 (NL Oncken) Nr.674 (HRK); Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin: NL Delbrück, Kasten 8, Fasz. 14 (HRK); Universitätsarchiv der Humboldt-Universität Berlin, Phil.Fak. Nr.1240.

77 Vgl. hierzu im einzelnen die Materialien in: GStA Dahlem, Rep. 92, Meinecke Nr.166; in: ZAA Berlin, II-VIII, 49 sowie in: BA Koblenz, NL Rothfels Nr.110.

Bismarcks für die ,,Geschichtsquellen" angetragen hatte. Rothfels' Präferenz für diese Thematik geht wohl auf verschiedene Einflüsse zurück, die im folgenden etwas näher betrachtet werden sollen.

Zunächst einmal mochte es reizvoll erscheinen, vom historischen Urmaterial her eine Thematik zu erschließen, die bis dato einer empirischen Bearbeitung noch so gut wie vollständig ermangelte. Denn auch vierzig Jahre nach Verkündung der legendären Kaiserlichen Botschaft zur Sozialpolitik wußte die Wissenschaft über die Konstituierung des deutschen Sozialstaates noch immer nicht sehr viel mehr als das, was sich seinerzeit *vor* den Kulissen der Regierungspolitik, also vor allem im parlamentarischen Raum, abgespielt hatte. Die Edition ausgewählter ,,Aktenstücke zur Wirthschaftspolitik des Fürsten Bismarck", die Heinrich von Poschinger diesem Wissen in den Jahren 1890/91 hinzugefügt hatte, trug eine so prätentiöse und Bismarck-offiziöse Färbung, daß sie die intellektuelle Urheberschaft bzw. die gestrenge Zensur des Alt-Reichskanzlers selbst kaum verbergen, d.h. geschichtswissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügen konnte.[78] Aber nicht allein Bismarck war an einer wissenschaftlich-kritischen oder gar objektiven Darstellung der Entstehungszusammenhänge ,,seiner" staatlichen Sozialpolitik nicht gelegen gewesen. Auch seine ehemaligen Mitarbeiter auf diesem Feld hatten bis zum Weltkrieg das Ihre getan, die betreffenden Zusammenhänge weitgehend im Dunkel zu belassen bzw. zu verklären.[79] Insofern war hier in vieler Hinsicht völliges Neuland zu betreten, jedoch auch ein gehöriges Maß an Aufklärung zu erwarten. Gleichwohl — und das ist bemerkenswert — ging Rothfels nach eigenem Bekunden ,,mit ziemlicher Skepsis an die Akten", zweifelnd, ob er diese Materialerhebung dereinst wohl auf der ,,Plusseite" seines historiographischen Schaffens werde verbuchen können. Denn die Annahme, ,,daß bis in die [18]80er Jahre die Interessenspaltung und Materialisierung der Politik latent bleibe, scheint mir bei näherem Studium der Bismarckschen [Sozial-]Politik sowohl was die Tatsachen wie vor allem was die Bismarckschen Motive betrifft, nicht zutreffend. Ich empfinde bisher die *rein taktische Einstellung* doch als recht peinlich". Entsprechend ,,innerlich abgekühlt", begriff Rothfels die Archivarbeit von vornherein mehr als eine Pflichtübung, um die man sich nicht ,,herumdrücken" dürfe — selbst ,,auf die Gefahr hin, daß das Ergebnis schmerzlich ist".[80] Diese Vorahnung gegenüber dem politisch wenig erbaulichen Aussagehalt der Primärquellen sollte ihm dann bald zur Gewißheit werden.

Motivierender als die Aussicht auf die Entdeckung unerhörter Fakten dürfte für Rothfels das von Gustav Schmoller abgeleitete und präsentistisch gewendete Diktum gewesen sein, daß nur eine ganz starke Regierungsgewalt von höchstem Verantwortungsgefühl (wie seinerzeit angeblich der Bismarckstaat) etwas Dauerhaftes zur ,,Lösung der [sozialen] Fragen wird beitragen können, mit denen unsere Generation mehr wie eine andere zu ringen hat, von deren Entwicklung unsere nationale Zukunft in erster Linie abhängt".[81] Dahinter stand das damals weit verbreitete Verdikt, die Vorzüge des Bismarckreichs hätten sich beispielhaft in seinem

78 Vgl. Aktenstücke zur Wirthschaftspolitik des Fürsten Bismarck. Hrsg. von Heinrich von Poschinger, I.Bd. [Bis zur Übernahme des Handelsministeriums (1880)], Berlin 1890; II.Bd. [Von der Übernahme des Handelsministeriums bis Ende 1884], Berlin 1891. — Zu Poschingers editorischem Wirken ad majorem gloriam des Hauses Bismarck vgl. den aufschlußreichen Briefwechsel im Fürstlich Bismarckschen Archiv Friedrichsruh M 26/27.

79 Vgl. die Einführung zu dem Quellenwerk: Hintergründe der deutschen Sozialstaatswerdung. Aus der Privatkorrespondenz von Theodor Lohmann. Hrsg. von Lothar Machtan und Florian Tennstedt, Bd.1 (1850–1883), Stuttgart 1992, S.Vff.

80 Rothfels an Kaehler vom 14.12.1919, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144a.

81 Hans Rothfels, Rezension von: Gustav Schmoller, Die soziale Frage, München und Leipzig 1918, in: Die Hilfe, Jg.25 (1919), Nr.28 vom 10.7.1919.

Charakter als gesellschaft*sordnender* Staat gezeigt, wodurch es schon am Ausgang des 19. Jahrhunderts eine sozial führende Rolle in der Welt erlangt habe. Die neukonservative Bewegung hatte sich dieses Verdikt so zu eigen gemacht, daß sie Bismarcks Werk der sozialen Gesetzgebung — den ,,offiziellen Staatssozialismus" — nicht allein als ,,den hoffnungsvollsten Ansatz und die bewunderungswürdigste innerpolitische Leistung des Zeitalters" ausgab, sondern auch als ,,Keimzelle einer inneren Erneuerung des überkommenen Verwaltungsstaates". Das sei von den Epigonen des Eisernen Kanzlers jedoch völlig verkannt worden: Sie hätten den ,,Sozialismus, Deutschlands moralisch stärkste Kraft in der Welt", nicht zu nutzen verstanden und damit eine gestalterische Möglichkeit von größter Bedeutung verspielt.[82]

Einem im engeren Sinne *historischen* Verständnis des Problemzusammenhangs versuchte damals Rothfels' Doktorvater Hermann Oncken vorzuarbeiten, der sich gerade in den Revolutionsjahren 1918/19 intensiv mit dieser Frage befaßte. Wie, das zeigt die Umarbeitung seiner 1904 erstmals erschienenen Lassalle-Biographie, die er Anfang 1920 in erweiterter Auflage publizierte. Darin vertrat Oncken die Ansicht, daß die Auseinandersetzung des Nationalstaates mit den sozialen Fragen einer der ,,Brennpunkte" bleibe, ,,um den alle Möglichkeiten des Wiederaufbaus [Deutschlands nach dem verlorenen Weltkrieg] kreisen".[83] Zur Erläuterung dieser These und mehr noch zur Orientierung zukünftiger Forschungen auf diesem Gebiet hatte er der neuen Auflage eigens ein drittes Buch mit dem Titel ,,Historische Perspektiven" einverleibt. Dort war von der ,,Sehnsucht nach einer neuen idealistischen und sittlichen Grundlegung" der deutschen Politik die Rede, einer Politik, die ,,ein neues Ethos [braucht], das Nationalstaat und soziale Frage in einen innerlichen Zusammenhang zu bringen imstande ist". Dazu bedürfe es nicht zuletzt einer historischen Rückbesinnung auf die Kernelemente sozialpolitischen Denkens und Handelns in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — jener Epoche, von der die sozialen Errungenschaften der Deutschen datierten. Jener Epoche aber auch, in der sich die zentralen Entwicklungslinien von nationaler und sozialer Frage ,,kreuzen und durchsetzen, sie steigern und komplizieren sich auf einer breiten Front, in einem eng verknüpften Netz von Wechselwirkungen, in dessen historischer Entwirrung ein Erkenntnisreiz ohnegleichen ruht". Von diesem ,,Erkenntnisreiz" dürfte auch Rothfels nicht unberührt geblieben sein. Umso weniger, als Bismarcks Sozialpolitik nach einem Worte Wilhelm Schüßlers ,,schließlich doch eine herrliche Frucht gezeitigt hat: das unvergeßliche Erlebnis des 4. August 1914, als sich die Deutschen ohne Klassenunterschiede zum ersten und einzigen Male als eine Nation fühlten".[84]

Dann war es aber auch der damalige Forschungsstand zur Frage der Bismarckschen Sozialpolitik selbst, der mit seinen letztlich *ambivalenten* Werturteilen zu einer ,,grundsätzlicheren" Stellungnahme aufforderte. — Die wissenschaftliche Fachdiskussion hatte Gustav Schmoller 1898 mit seinem programmatischen und richtungweisenden Aufsatz über Bismarcks

82 Max Hildebert Boehm, Ruf der Jungen, a.a.O., S.36f und S.38.

83 Hermann Oncken, Lassalle. Eine politische Biographie. Dritte, vollständig durchgearbeitete und erweiterte Auflage, Stuttgart und Berlin 1920, S.4; a.a.O., S.513f. bzw. S.3 auch die nachfolgenden Zitate. — Vgl. auch die aufschlußreiche Rezension dieses Buches von Willy Andreas in: HZ, Bd.126 (1922), S.124–126, wo es heißt: Onckens Buch habe ,,auch in diesen Tagen eine Mission zu erfüllen"; es seien ,,politische Wahrheiten", die hier aufleuchteten und die einem ,,Bekenntnis" gleichkämen. (Zitate a.a.O., S.126).

84 Wilhelm Schüßler, Bismarck, Leipzig o.J. [1925], S.105. — Von wissenschaftlicher Seite zum ersten Mal artikuliert wurde diese Meinung durch Karl Rathgen, Bismarcks Sozialpolitik, in: Das Bismarck-Jahr. Eine Würdigung Bismarcks und seiner Politik in Einzelschilderungen. Hrsg. von Max Lenz und Erich Marcks, Hamburg 1915, S.214–222, hier S.222.

sozialpolitische Stellung und Bedeutung eröffnet.[85] Dort hatte der Altmeister der historischen Betrachtung der Sozialpolitik auf der einen Seite zu ,,beweisen" versucht, daß die faktische Unterordnung der sozialen Frage unter die der Förderung staatlicher Macht und Größe ,,nicht bloß für Bismarck das einzig Mögliche, sondern auch für Deutschland das im großen und ganzen heilsame war" (S.44). Zwar habe der Kanzler mit seinem Sozialistengesetz wohl ,,zu scharf gegriffen" und auch ,,seinen Zweck nicht erreicht" (S.52); doch müsse man ihm zugute halten, ,,daß er von Anfang an seinen ganzen Feldzug der Repression mit einem solchen der Hebung und Gewinnung der Arbeiter verbinden wollte" (S.54), vor allem in Gestalt der Arbeiterversicherung. Die sei nicht allein ,,die große unsterbliche soziale Tat seines Lebens", sondern geradezu ,,eine weltgeschichtliche Wendung der Sozialpolitik", ,,einer der größten sozialen Fortschritte" des 19. Jahrhunderts (S.57). Indem Bismarck die große Aufgabe seiner Zeit begriffen und erfolgreich angepackt habe, daß nämlich ,,Staat und Monarchie den arbeitenden Klassen die Hand reichen, den auf ihnen lastenden Druck mildern, sie versöhnen müssen" (S.61), habe er diesem monarchischen Staat zugleich ,,die besten Garantien" für dessen *historische Mission* verschafft; der Mission nämlich, ,,sicherster Träger und Exekutor der sozialen Fortschritte der Menschheit" zu sein (S.74). Das war das eine. — Das andere aber war, daß sich Schmoller in seiner Rolle als ,,historischer Beobachter" der Szenerie auch eine Reihe von sehr *kritischen* Bemerkungen über den Sozialpolitiker Bismarck erlaubt hatte, die er auf sein intimes Wissen als jemand, der die betreffenden Vorgänge aus großer Nähe ,,ziemlich genau verfolgen, oft auch hinter die Kulissen sehen konnte", gründete (S.28). So brandmarkte Schmoller ungeniert Bismarcks Unvermögen, fremdes Verdienst — namentlich die immensen sozialpolitischen Leistungen der Regierungsbürokratie — anzuerkennen und sachlichen Kritiken an seiner Arbeiterpolitik gerecht zu werden. Am schärfsten aber wurde Schmoller da, wo er davon sprach, daß Bismarck auch und gerade in der Sozialpolitik *,,gänzlich opportunistischer, derber Realist,* trotz aller seiner Lektüre, trotz seines Geistes blieb", daß ,,Prinzipien ihn nie beherrschten" und ,,daß ohne diesen Erdegeschmack bäuerlicher Klugheit, Schlauheit, Zähigkeit und Härte [. . .] seine Erfolge nicht so groß gewesen wären" (S.35). Für Schmoller war es eine nicht zu leugnende ,,Tatsache, daß Bismarck auch den Teil der nationalökonomischen Wissenschaft, der kondensierte Erfahrung ist, nicht genauer kannte und zeitweise mißachtete. Er *täuschte sich über sich selbst,* wenn er annahm, seine zufällige persönliche Beobachtung sei fehlerlos, die so gemachten Schlüsse ruhten auf einer sicheren Erfahrung." Vielmehr mischten sich auch in diese *,,subjektive Elemente,* Ideale, Hoffnungen und Wünsche" (S.75). Das wog insofern schwer, als Bismarck auf dem Gebiet der Sozialpolitik ja als Nicht-Fachmann zu debütieren hatte und seine persönlichen Ansichten von manchen Spezialfragen dieser Materie ,,oft einseitig und schief, von ideologischen Jugendurteilen, Klassenvorurteil und zufälliger persönlicher Umgebung beeinflußt" blieben (S.44). So habe er ganz ungerechtfertigterweise ,,häufig die Förderung der augenblicklichen Unternehmerinteressen als die Quintessenz der Sozialpolitik" aufgefaßt (S.41), die ,,großen bewegenden Ideen" der proletarischen Emanzipationsbestrebungen seiner Zeit dagegen

85 Vgl. Gustav Schmoller, Vier Briefe über Bismarcks sozialpolitische und volkswirtschaftliche Stellung und Bedeutung (geschrieben Aug./Sept. 1898). Erstveröffentlichung im September 1898 in: Soziale Praxis, (1897/98), Sp. 2141–1249, Sp. 1273–1279, Sp. 1297–1306 und Sp. 1353–1363; danach mehrfach nachgedruckt; zuletzt in: ders., Charakterbilder, (Leipzig) 1913, danach auch im folgenden zitiert. Nach einer Bemerkung des Oncken-Schülers Felix Hirsch galt diese Schmollersche Arbeit noch 1923 als ,,die bis heute nicht überholte bedeutendste Würdigung von Bismarcks Tätigkeit auf diesem Gebiet". Vgl. Felix Hirsch, Die deutsche Arbeiterschutzbewegung im Zeitalter Bismarcks, Phil.Diss., Heidelberg (Ms) 1923, S.36, Anm.1.

„übersehen oder zurückgesetzt" (S.42). Dadurch sei ihm „der Blick für große zukünftige soziale Fortschritte" (S.46) getrübt worden, so daß er vor allem in zwei entscheidenden Fragen auf historisch verlorenem Posten stand. Erstens in der Frage des *Arbeiterschutzes:* Da hatte Bismarck „keine richtige Vorstellung von der Art, wie die lange Arbeitszeit, die ungesunden Arbeitsräume, die Frauen- und Kinderarbeit usw. auf eine dauernde körperliche und geistige Herabdrückung des Arbeiterstandes wirken und wie nur durch allgemeine gesetzliche Schranken, durch Inspektion und richtige Eingriffe der Staatsverwaltung mit den verbesserten technischen und sanitären Bedingungen der Arbeit, mit der Regelung der Arbeitszeit, mit der Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit die Hebung des Arbeiterstandes und ein dauerndes Steigen des Lohnes möglich sei" (S.55). Und zweitens in der Frage der politischen Behandlung der *Arbeiterbewegung.* Mit seiner Repressionspolitik, die den „Stempel einer brutalen Klassenherrschaft" an sich trug (S.52), erwies sich Bismarck als unfähig, „die Interessen, die Gefühle und die Phantasie der Arbeiterwelt zu erfassen, die vorhandenen Ströme der sozialen Bewegung in ein anderes gesetzliches Bett zu leiten" (S.54).

Schmollers These von der *Janusköpfigkeit* der Bismarckschen Sozialpolitik war nicht nur ein interessanter systematischer Ansatz, sie enthielt auch viele Fingerzeige für die Ausrichtung der Forschung. Doch mit diesem kritischen Forschungsprofil war er seiner Zeit weit voraus; denn unter den Bedingungen des preußisch-deutschen Kaiserreichs fehlten noch fast alle archiv- und wissenschaftspolitischen Voraussetzungen, um eine solche tiefschürfende Untersuchung tatsächlich durchzuführen. So wundert es nicht, daß in der einschlägigen Literatur bis 1918 der Schmollersche Faden nicht konsequent weitergesponnen wurde, ja daß die von Schmoller noch sehr vorsichtig herauspräparierten negativen Bestimmungsmerkmale der staatlichen Sozialpolitik unter Bismarck sogar wieder weitgehend verdrängt wurden zugunsten einer mehr glorifizierenden Einschätzung dieses Werkes.[86] Doch ein gewisser Makel ist an der Bismarckschen Arbeiterpolitik — und zwar nicht allein aus sozialdemokratischem Blickwinkel[87] — haften geblieben und dann unter dem Eindruck der Novemberrevolution noch deutlicher in das wissenschaftliche Bewußtsein getreten.

Sehr eindrucksvoll bezeugt wird dies durch die bereits erwähnte Studie von Hermann Oncken aus dem Jahre 1920,[88] der es vor allem der Bismarckschen Arbeiterpolitik vor 1880 anlastete, „daß in dem neuen Nationalstaat die Massen eines mächtig anwachsenden Standes in eine tiefe innere Entfremdung vom Staate und der Nation hineingedrängt wurden" (S.497). Die

86 Die wichtigsten — nicht-offiziösen — Untersuchungen in dieser Periode waren (in zeitlicher Reihenfolge): Richard van der Borght, Die soziale Bedeutung der deutschen Arbeiterversicherung, in: Festgabe für Johannes Conrad. Hrsg. von Hermann Paasche, Jena 1898, S.183–268; Julius Wolf: Das socialpolitische Vermächtnis Bismarcks, in: Zeitschrift für Socialwissenschaft, Jg.2 (1899), S.477–495; Leon Zeitlin, Fürst Bismarcks social-, wirtschafts- und steuerpolitische Anschauungen, Diss. Leipzig 1902; Hans Blum, Die Sozialpolitik Bismarcks, Leipzig 1904; Moritz Wagner, Die deutsche Arbeiterversicherung. Ihre Entstehung und Weiterentwicklung, Berlin 1906; Martin Wenck, Die Geschichte und Ziele der deutschen Sozialpolitik, Leipzig 1908; Heinrich Dietzel, Bismarck [Charakteristik seiner Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialpolitik im Zusammenhang seiner nationalen Politik] in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Aufl., Jena 1909, Bd.3, S.47–84; Ernst Hunkel, Fürst Bismarck und die Arbeiterversicherung, Diss. Erlangen 1909; Karl Rathgen, Bismarcks Sozialpolitik, a.a.O., S.214–222. — Von den angeführten Autoren hat lediglich der Herkner-Schüler Wenck — ein enger Mitarbeiter von Friedrich Naumann — die historische Kritik Schmollers ein Stück fortgeführt, indem er auf den „mächtigen Druck" aufmerksam machte, der seinerzeit durch die Arbeiterbewegung auf den Gesetzgeber ausgeübt worden sei, so daß man die staatliche Sozialpolitik nicht zuletzt auch als „die gesetzgeberische Frucht der sozialen Bewegung des 19. Jahrhunderts" ansehen müsse. Martin Wenck, a.a.O., S.13.

87 Zur sozialdemokratischen Bewertung vgl. vor allem das einschlägige Kapitel in dem vom Vorwärts-Verlag vertriebenen (parteioffiziellen) Geschichtswerk aus der Feder von Max Maurenbrecher, Die Hohenzollern-Legende, 2 Bde, Berlin [1905], Bd.2, S.750–779.

88 Vgl. Anm. 83; die nachfolgenden Zitate a.a.O.

soziale Frage hätte schon in den Jahren vor 1880 ,,in einem neuen vorbildlichen Stile" angegriffen werden müssen; nur dann wäre es gelungen, ,,große Teile der Arbeiterschaft durch eine soziale Gesetzgebung auf den Boden des Reiches herüberzuholen" (S.494). Da diese Reformpolitik aber unterblieb, die Arbeiterpolitik vielmehr im Zeichen der Repression stand, deren unrühmlicher Höhepunkt dann das Sozialistengesetz war, sei das Gegenteil von Integration eingetreten. So würde das sozialpolitische Vorgehen des ersten deutschen Reichskanzlers dem Rückblickenden ein ,,Bild verhängnisvollen Mißlingens" darbieten, wenn nicht in den 1880er Jahren in Gestalt der Versicherungsgesetzgebung ,,wenigstens eine mächtige positive Folie zu den negativen Wirkungen des Sozialistengesetzes geschaffen worden wäre" (S.498). Doch habe sich Bismarck durch die vorangegangenen Versäumnisse und Fehler selbst um die ,,unmittelbar politische Wirkung" dieses an und für sich ehrenwerten Versuches gebracht, daß das ,,Deutsche Reich sein waffengesichertes Dasein auch durch einen neuen und innerlichen Rechtstitel zu legitimieren begann" (S.499f.).[89]

Das war so ziemlich das letzte Wort, das die deutsche Geschichtswissenschaft bis dato zu diesem Thema gesprochen hatte — in weitgehender Unkenntnis freilich von dem, was die Überlieferung an Einsichten in das tatsächliche Geschehen bereithielt. So ließ das Publikationsprojekt der Preußischen Akademie der Wissenschaften auch in historisch-politischer Hinsicht an Brisanz nichts zu wünschen übrig.

3.2 Zu den Anfängen des Editionsprojektes

Im Juli 1919 legte Rothfels das Exposé einer thematisch umfassenden Quellen-Publikation mit dem Titel: ,,Die staatliche Sozialpolitik in der Epoche Bismarcks" vor.[90] Konzeptionell führte er in dieser Denkschrift zunächst aus, daß für den Umfang des Publikations*objektes* ,,die wissenschaftliche Systematik keinen sicheren Anhalt" gebe. Einerlei, wie man den allgemeinen Begriff der Sozialpolitik definiere, es sei ,,kein einheitlicher Komplex von Maßnahmen, an den sich der Begriff haftet, sondern eine spezifische durch alle Ressorts hindurch sich erstreckende Richtung staatlicher Tätigkeit überhaupt". Es könne sich deshalb bei der vorliegenden Aufgabe nur darum handeln, ,,induktiv vorzugehen, dem gegebenen Kernstück, an dem in Deutschland der Begriff der sozialen Gesetzgebung überhaupt erwachsen ist, der Arbeiterversicherung, alles das hinzuzuordnen, was in sachlichem Konnex damit steht". Hierzu zählte er neben den Vorläufern der Versicherungsgesetzgebung (Hilfskassen, Haftpflicht etc.) vor allem das Gebiet des sogen. Arbeiterschutzes, die Ansätze staatlicher Lohnpolitik, die Stellung zu Koalitionen und Streiks, schließlich die Frage der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften und das Arbeiterwohnungswesen. Darüber hinaus wollte er auch

89 Oncken hat im Zusammenhang mit seinen damaligen sozialpolitischen Reflexionen auch zwei Doktorarbeiten zu diesem Themenfeld angeregt, die seine Kritik unterbauten: Lisa Nack, Studien zu Bismarcks Arbeiterpolitik in den 60er Jahren, Phil.Diss., Heidelberg 1919; Felix Hirsch, Die deutsche Arbeiterschutzbewegung . . ., a.a.O. — Für die Arbeit von Nack war sogar eine Akteneinsicht beim preußischen Staatsministerium erwirkt und dadurch eine quellennahe Darstellung der Thematik ermöglicht worden. Umso mehr bedauerte Oncken, daß eine Publikation der Dissertation aufgrund der widrigen Zeitumstände seinerzeit nicht möglich war: Vgl. Onckens Briefe an F. Meinecke vom 12.9. bzw. 8.11.1919, in: GStA Dahlem, Rep. 92, Meinecke Nr.34. — Wie mir das Heidelberger Universitätsarchiv mitteilt, sind die Promotionsakten der Philosophischen Fakultät von 1919/20 verlorengegangen; auch befindet sich kein Belegexemplar der Nackschen Dissertation in den Beständen der Universitätsbibliothek Heidelberg. Erschienen ist dagegen ein Extrakt der Studie; und zwar in der Zeitschrift: Nord und Süd, Bd.174 (1920), S.239–246, unter dem etwas seltsamen Titel: Randbemerkungen Bismarcks zu seiner Sozialpolitik in den 60er Jahren. Die Gliederung (Durchschlag des Inhaltsverzeichnisses) der Nack-Dissertation sowie zwei Briefe von Frau Nack an Rothfels aus dem Jahr 1919 befinden sich in: BA Koblenz, NL Rothfels, Nr.110.

90 Konzept in: BA Koblenz, NL Rothfels, Nr.107; Reinschrift in: ZAA Berlin, II-VIII-49, Bl.25/26(1–4).

das Sozialistengesetz miteinbeziehen, und zwar weniger aus im engeren Sinne sozialpolitischen als aus grundsätzlichen Erwägungen: ,,Einmal steht ja die repressive Gesetzgebung mit der positiven in engster tatsächlicher Verbindung. Dann aber sollte auch der leiseste Anschein einer parteiischen Auswahl vermieden werden. Das Ziel der Publikation kann nur sein, die Stellung des Staates zu den neuen Problemen industrieller und proletarischer Entwicklung in ihrem ganzen Umfang, ihrer historischen und menschlichen Bedingtheit nach zur Anschauungen zu bringen." Die Publikation ,,soll die Sozialpolitik darstellen, *wie sie in dem amtlichen Verkehr, den Maßnahmen usw. der zentralen preußischen und Reichsbehörden sich spiegelt*", und dabei auch ,,Ideen und Anteil der einzelnen Mitarbeiter" sowie die Anregungen von ,,Privaten" klären. Zu erwarten sei, daß im Zuge der Materialerhebung ,,noch massenhafter Stoff sich findet, der die Vorgeschichte der einzelnen Aktionen, die Gegnerschaften und Kämpfe, ihre Motive, die Herausarbeitung der leitenden Prinzipien deutlicher erkennen läßt, als es bisher möglich war". Kriterium der Stoffauswahl sollte demnach sein, ,,bei möglichster Vollständigkeit die wesentlichen Punkte und prinzipiellen Fragen in den Vordergrund zu stellen".

Das war ein — auf der Ebene der wissenschaftlichen Absichtserklärung jedenfalls — überzeugendes Arbeitsprogramm, das einen erheblichen Erkenntniszuwachs auf einem empirisch noch fast gänzlich unerforschten Gebiet versprach. Gedacht war augenscheinlich an eine breite stoffliche Darbietung und über diese die Vermittlung intimerer Aufschlüsse über die ‚wirkliche' Entstehungsgeschichte des deutschen Sozialstaats. Das alles nach dem Prinzip einer mehr oder minder objektiven Betrachtung und auf der Basis einer ernsthaften Durchdringung erheblicher Massen primären Quellenmaterials. Der Forderung nach einem hohen Maß von positiver Exaktheit und Authentizität war konzeptionell Rechnung getragen und somit auch ein entsprechendes Maß an Detailtreue zu erwarten.

Nachdem die Philosophisch-Historische Klasse der Preußischen Akademie ohne Debatte am 6. November 1919 beschlossen hatte, ,,Bismarcks Sozialpolitik" als erste der größeren *Aktenpublikationen* für die ,,Geschichtsquellen" in Angriff zu nehmen, wurde Rothfels als Bearbeiter dieses Projektes unter Vertrag genommen.[91] Für die Erarbeitung der Publikation waren vorläufig zwei bis drei Jahre veranschlagt. Gleichzeitig wandte sich Meinecke, dem die Projektleitung oblag, im Namen des Akademie-Präsidenten an die preußischen Staats- und deutschen Reichsminister, um für Rothfels eine Einsichtnahme in die einschlägigen Aktenbestände zu erwirken. Die angesprochenen Ressortchefs reagierten durchweg positiv. So schrieb etwa der Staatssekretär im Reichsarbeitsministerium, Hermann Geib, im Namen seines Ministers am 30. Januar 1920 an die Akademie: ,,Bei dem erheblichen Interesse, das ich an einer geschichtlichen Darstellung der deutschen Sozialpolitik nehme, will ich diesem Unternehmen jede Förderung zuteil werden lassen." Allerdings glaubte er ,,annehmen zu dürfen, daß dabei nach der Natur der Aufgabe auch die Mitwirkung eines Vertreters der wissenschaftlichen Sozialpolitik vorgesehen ist."[92] Diese Anregung wurde zwar nicht aufgegriffen, jedenfalls gibt es in der Überlieferung keinerlei Hinweise auf ein Bedürfnis der beteiligten Historiker nach Interdisziplinarität. Unabhängig davon lagen aber im Frühjahr 1920 die erbetenen

91 Wie die Briefe Onckens an Meinecke zeigen, hat auch ersterer 1919 lebhaften Anteil an der Inaugurierung des Rothfelsschen Editionsvorhabens genommen, das er als eine ,,große Publikation" und ,,grundlegende Arbeit" ansah. Brief vom 12.9.1919, in: GStA Dahlem, Rep.92, Meinecke Nr.34. — Vgl. auch Hermann Oncken, Lassalle, a.a.O., S.533.

92 ZAA Berlin II-VIII-49, Bl.44.

Benutzungsgenehmigungen vor, so daß Rothfels, der sich bis dato auf die Durcharbeitung des gedruckten Materials verlegt hatte, mit den Erhebungsarbeiten in den Ministerien bzw. Ämtern beginnen konnte. Diese erste Durchsicht, die sich auf die Registraturen: Reichskanzlei, Auswärtiges Amt, Reichsarbeitsministerium, Preußisches Staatsministerium und Reichsinnenministerium erstreckte, dauerte etwa bis zum Frühjahr 1923.[93] Bei der Durcharbeitung der für die 1870er Jahre besonders wichtigen Bestände des preußischen Handelsministeriums durfte sich Rothfels der historisch-sachkundigen Betreuung durch den Ministerialdirektor Gustav von Meyeren erfreuen, der noch unter dem Baumeister der reichsdeutschen Sozialgesetzgebung Theodor Lohmann ausgebildet worden war und diesem auch persönlich nahegestanden hatte. Über von Meyeren erhielt Rothfels auch Kenntnis von dem, was Lohmann an einschlägigen Materialien hinterlassen hatte. Er erfuhr von den Anstrengungen der Lohmann-Kinder, aufgrund dieser Quellen Bausteine für ein Lebensbild ihres Vaters zusammenzutragen — Bemühungen, die bereits bis zur Erarbeitung eines umfangreichen Buchmanuskriptes vorangeschritten waren.[94]

Im Herbst 1920 zeichnete sich eine Überwechselung von Rothfels an das neugegründete Reichsarchiv in Potsdam ab. Nachdem die vom Innenminister im Juli 1920 eingesetzte ,,Historische Kommission für das Reichsarchiv" mit der Rekrutierung von geeignetem wissenschaftlichen Personal betraut worden war, hatte sich Meinecke als ein führendes Mitglied dieses Gremiums sofort für seinen Schüler eingesetzt, so daß Rothfels schon zum 15. Dezember 1920 in den Staatsdienst eintreten konnte.[95] Noch vorher hatte Meinecke das Editionsprojekt zur Bismarckschen Sozialpolitik dem Reichsarchiv als eine von diesem unbedingt fortzuführende Forschungsaufgabe empfohlen. Die Archivverwaltung erklärte sich denn auch ohne weiteres bereit, die Studie ,,in die geplanten ‚Veröffentlichungen des Reichsarchivs' aufzunehmen und Herrn Dr. Rothfels bei seiner Arbeit zu unterstützen".[96] So durfte sich der Staatsbeamte zunächst weiterhin der Edition widmen, ,,an der man" — wie er seinem Freund schrieb — ,,ein mir unbegreifliches Interesse zu nehmen scheint".[97] Er konnte nunmehr die umfangreichen Aktenbestände in Ruhe weiter durcharbeiten und eine Vielzahl von Auszügen bzw. Abschriften anfertigen (lassen). Er tat dies in seiner Eigenschaft als beamteter Archivrat, war aber de facto nicht Archivar, sondern wissenschaftlicher Mitarbeiter ,,für geschichtliche Sonderzwecke", wie es in einem Tätigkeitsbericht des Reichsarchivpräsidenten von Mertz heißt: Entsprechend den Beschlüssen der HKRA sei ,,der Bearbeitung der von der Akademie übernommenen Publikation über die staatliche Sozialpolitik in der Epoche Bismarck ein möglichst freier Spielraum gelassen".[98]

In dem Lebenslauf, den Rothfels im Februar 1923 aus Anlaß seiner Habilitation bei der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität einreichte, hat sich der Habilitand die Förderung

93 Der Versuch, über Marcks und Windelband auch eine Benutzungsgenehmigung für die Bestände des Friedrichsruher Bismarckarchivs zu erwirken, schlug dagegen fehl: Vgl. Meinecke an Rothfels vom 4.8.1920 sowie Windelband an Rothfels vom 4.4.1922, in: BA Koblenz, NL Rothfels, Nr.108.

94 Vgl. Hintergründe der deutschen Sozialstaatswerdung, a.a.O., S.VIIff.

95 Vgl. hierzu im einzelnen die beiden Briefe Rothfels' an Kaehler vom 8.11. und 15.12.1920, in: UB Göttingen, NL Kaehler, a.a.O..

96 Zirkularbrief Meineckes vom 18.11.1920 an die Mitglieder der Kommission ,,Geschichtsquellen", in: ZAA Berlin, II-VIII-49, Bl.71; vgl. außerdem Reichsminister des Innern an die Preuß. Akademie vom 22.1.1921, in: a.a.O., Bl.81 sowie BA Koblenz, NL Rothfels, Nr.20.

97 Rothfels an Kaehler vom 15.12.1920, in: UB Göttingen, NL Kaehler, a.a.O..

98 Tätigkeitsbericht für die Zeit von Oktober 1920 bis Oktober 1921 vom 23.9.1921, in: BA Koblenz, NL Delbrück, Nr.50, Bl.38; vgl. auch die nachträgliche Begutachtung der Rothfelsschen Tätigkeit im Reichsarchiv durch den RA-Präsidenten vom 12.12.1935, in: BA Koblenz, NL Rothfels, Nr.20.

seiner ,,*sozialgeschichtliche*[*n*] Arbeit [zu Bismarcks Sozialpolitik] auf Grund des gesamten amtlichen Aktenmaterials" als sein wissenschaftliches Hauptverdienst seit seiner Promotion angerechnet. Und sein erster Gutachter Meinecke bestätigte dies ausdrücklich durch den Hinweis, Rothfels habe ,,eine große Publikation über Bismarck's Sozialpolitik in Angriff genommen, von der einige wertvolle Vorarbeiten schon vorliegen."[99] Aus alledem ist zu schließen, daß die Aufarbeitung des empirischen Materials bis zu diesem Zeitpunkt bereits weit gediehen war.

Doch das Habilitationsverfahren sowie andere wissenschaftlich-literarische Interessen führten dazu, daß sich die publikatorische Aufbereitung des Quellenmaterials hinzog. In einem Brief an einen Regierungsrat Keller vom 24. April 1923 meinte Rothfels, mit dem Erscheinen auch nur des ersten Bandes seines Werkes werde es wohl ,,noch über Jahresfrist dauern".[100] Diese Zielvorgabe konnte nicht erreicht werden. Am 6.Dezember 1924 schrieb Rothfels mit deutlich schlechtem Gewissen an Meinecke, er glaube, ,,das, was mir neben Amt und Universität an Freizeit bleibt, jetzt doch ganz streng auf die Fertigstellung der Sozialpolitik konzentrieren zu sollen, es ist äußerlich wie innerlich das Dringendste für mich."[101] Etwa um die gleiche Zeit ließ er auch öffentlich verlauten, er habe nunmehr den ,,amtlichen Niederschlag" der Bismarckschen Sozialpolitik ,,in den Akten aller beteiligten Zentralbehörden durchforscht" und werde dieses ,,Stoffgebiet" jetzt ,,in eigener Darstellung und Publikation behandeln".[102]

3.3 Sozialpolitikgeschichtsschreibung versus historische Sozialpolitikforschung

Im Frühjahr 1925 hat Rothfels sich dann zum ersten Mal mit einem wissenschaftlichen Beitrag zum Thema ,,Bismarcks sozialpolitische Anschauungen"[103] an die akademische Öffentlichkeit gewandt. Sein Versuch einer zusammenfassenden Deutung bzw. historischen Sinngebung der Bismarckschen Sozialpolitik lief im Kern darauf hinaus, dieses Metier zu prinzipienfester Staatspolitik aufzuwerten und gleichzeitig von ,,Sozialpolitik im fachlichen Sinne" (S.1) abzugrenzen.[104] Tatsächlich schrieb Rothfels auch nicht über Bismarcks Sozial*politik,* sondern über ,,die Staatsidee, die in Bismarcks sozialpolitischen Anschauungen lebt" (S.4). Entscheidend blieb für ihn Bismarcks Auffassung vom Staat, der gemäß seiner ,,Natur als gestaltende und ordnende Kraft in das soziale Chaos eingreifen und um seiner eigenen Macht willen die Gesundheit seiner volksmäßigen Grundlagen erhalten müsse." (S.2). Es komme deshalb nicht darauf an, ob Bismarcks sozialpolitische Ansichten ,,richtig oder falsch waren, es gilt sie nur einzuordnen in das Ganze seiner Staatsanschauung" (S.3) — und da zeige sich eine ,,Fruchtbarkeit" und ,,mahnende Kraft", die ,,noch bei weitem nicht ausgeschöpft" seien (S.4). Diesem weitgehend affirmativen Werturteil im Grundsätzlichen entsprach eine Reihe

99 Universitätsarchiv HUB Phil.Fak. Nr.1240, Bl.26 bzw. Bl.23 (Hervorhebung durch mich). — Was Meinecke unter diese Vorarbeiten subsumierte, ist allerdings nicht ganz klar, da Rothfels bis dato erst mit einer — randständigen — Veröffentlichung zum Thema hervorgetreten war: Die erste diplomatische Aktion zugunsten des internationalen Arbeiterschutzes, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Jg.16 (1922), S.70–87.

100 BA Koblenz, NL Rothfels, Nr.110.

101 GStA Dahlem, NL Meinecke, Nr.39.

102 Hans Rothfels, Otto von Bismarck, Deutscher Staat, a.a.O., S.IX.

103 Erschienen in: Deutsche Akademische Rundschau, Jg.6 (1925), Juni, S.1–4, Zitatangaben im Text.

104 Rothfels folgt hier einer Argumentfigur von Karl Rathgen, Bismarcks Sozialpolitik, a.a.O., S.216, der schon zehn Jahre zuvor geschrieben hatte: ,,*Bismarck ist an die sozialen Schwierigkeiten und Aufgaben herangetreten nicht vom Sozialen her.* Bestimmend waren ihm immer die Bedeutung für das preußische Königtum, für den preußischen Staat, für das Deutsche Reich. Er beurteilte auch diese Dinge immer danach, *wie sie seinen großen politischen Zwecken dienten.*"

von ähnlichen Verdikten im Besonderen, die auch den unverkennbaren Schattenseiten der Bismarckschen Arbeiterpolitik — namentlich der starren Ablehnung des Arbeiterschutzes oder der Repressionsgesetzgebung gegenüber der Sozialdemokratie — noch eine letztlich sinnhafte, ja historisch notwendige Bedeutung abzugewinnen suchten. So rechtfertigte er Bismarcks Ablehnung des Arbeiterschutzes mit Verweis auf die ,,sorgenvolle Stimmung", mit der der Kanzler als ,,Produktionspolitiker" damals auf den ,,Reichsbau" geblickt habe: ,,Nur mit zusammengefaßter Kraft konnte Deutschland seinen Eintritt unter die ‚großen Mächte' vollziehen, das galt wie auf dem allgemein-politischen so auch auf dem wirtschafts- und sozialpolitischen Gebiete". Deshalb standen Bismarck ,,Pflicht und Leistung [. . .] vor Freiheit und Recht". Was Rothfels ausdrücklich billigt, denn ,,gerade die Gegenwart" habe ,,doch die Relativität des sozialpolitischen Ideals, seine Abhängigkeit von äußeren Umständen [. . .] erwiesen" (S.3). Auch die Jahre der Sozialistenverfolgung machten einen positiven Sinn: bescherten sie der deutschen Sozialdemokratie doch einen ,,Erziehungsprozeß, der sie vom Anarchismus reinigte. Und umgekehrt waren sie für den Staat ein großer Erziehungsprozeß, sie zwangen ihn, mit der sozialpolitischen Initiative Ernst zu machen" (S.4).

Für seine geistreich vorgetragene Apotheose der Bismarckschen Sozialpolitik hätte es eines fünfjährigen Quellenstudiums nicht bedurft. Genauer betrachtet, handelt es sich bei Rothfels' Stellungnahme auch gar nicht um eine Abschlagszahlung auf die zu erwartenden Ergebnisse seiner archivalischen Recherchen. Es geht ihm vielmehr um die sozialpolitische ,,Exemplifizierung" von Grundmustern seiner Bismarckstaat-Deutung, wie sie oben referiert wurden; um das im engeren Sinne Politische in der sozialen Intervention dieses Staates. Die zentrale Botschaft der Bismarckschen Sozialpolitik sah er dabei in der Aufrichtung des Staates über der bloßen Gesellschaft, der neue Bindungen an die gegebene politische Ordnung schafft und die nationale Wirtschaft an ihre — normativ gedachte — politische Pflicht bindet.

De facto hatte sich Rothfels mit diesem ,,ideologischen" Zugriff auf den Forschungsgegenstand bereits sehr frühzeitig den Weg zu einer objektiv-kritischen Beurteilung der tatsächlichen Positionen und Ambitionen, wie sie die Regierung bei ihrer Arbeiterpolitik in den 1870er und 1880er Jahren verfolgt hatte, verbaut. Statt zunächst den vielleicht ernüchternden Wahrheiten seiner Quellenbefunde die Ehre zu geben, verlegte er sich von vornherein darauf, historiographische Argumentationsfiguren aufzubauen, die sich einer Überprüfung anhand der Quellen entzogen, ja die sogar der äußeren Richtigkeit bestimmter Vorgänge, wie sie das Material nun exakt zu rekonstruieren erlaubte, zum Teil widersprachen. Darauf wird noch zurückzukommen sein. Diese mangelhafte Berücksichtigung der ihm verfügbaren Informationen, anders ausgedrückt: der mehr oder minder bewußte Verzicht auf eine — und sei es auch nur schemenhafte — Darlegung des historisch Realen als Bezugsgrößen der Reflexionen waren jedenfalls ihrer Tendenz nach *gegen* eine quellennahe Durchleuchtung der Bismarckschen Sozialpolitik gerichtet. Die affirmative Geschichtsschreibung schickte sich an, die kritische Geschichtsforschung zu majorisieren.

Das mußte auch schriftstellerische Konsequenzen haben. Schon im März 1922 hatte Rothfels Wolfgang Windelband anvertraut, ,,daß ich das grundsätzlich-publikatorische Prinzip fallen gelassen habe und in erster Linie eine Darstellung geben werde".[105] Was immer er damals unter ,,Darstellung" verstanden haben mag, sein Vorbehalt gegen eine primär dem faktischen

105 Rothfels an Windelband (Brief-Durchschlag mit Datum: ,,März 1922"), in: BA Koblenz, NL Rothfels, Nr.110.

Geschehen zugewandte Historiographie zur Sozialpolitik, von der er sich offenbar keine erhebende Wirkung für das Geschichtsbewußtsein (mehr) versprach, war evident. Damit hatte er aber — gleichsam unter der Hand — das Publikations-Projekt gegenüber dem ursprünglichen Zuschnitt erheblich modifiziert und war nun auf dem Weg, es — *umzudefinieren*. Das Erkenntnisinteresse hatte sich von der ,,äußeren" zur ,,inneren Wahrheit" verschoben, von den zeitbedingten Motiven und Einflußkräften zu dem ,,überzeitlichen" Charakter sozialpolitischen Denkens und Handelns. Mit der Realisierung seines ursprünglichen Forschungsprogramms war dieser konzeptionelle Zuschnitt kaum noch vereinbar.

3.4 Theodor Lohmann

Ende 1925 nahm Rothfels die Ausarbeitung einer kleinen monographischen Studie mit dem Arbeitstitel ,,Theodor Lohmann und die deutsche Sozialpolitik" in Angriff, die ihm schon 1922 von den Lohmann-Kindern angetragen worden war. Die ursprünglich private Auftragsarbeit, das Lebensbild des bedeutenden Sozialpolitikers auf der Basis einer bereits existierenden Manuskriptvorlage druckfertig zu machen, war inzwischen in ein offizielles Arbeitsvorhaben des Reichsarchivs unter der wissenschaftlichen Betreuung durch deren Historische Kommission — mit Gustav Mayer als Referenten[106] — umgewandelt worden; denn wesentliche Teile des Lohmann-Nachlasses standen jetzt dem Reichsarchiv zur wissenschaftlichen Bearbeitung unmittelbar zur Verfügung. Im Depositar-Vertrag, den das Reichsarchiv Ende November 1925 mit Ernst Lohmann, dem ältesten Sohn des Sozialpolitikers, anläßlich der Übergabe abschloß, ließ sich Rothfels für diese Materialien bis 1928 das ,,alleinige Nutzungsrecht bis zum Abschluß seines Buches über Bismarcks Sozialpolitik" sichern.[107] Mit diesem Zugriff, der für die staatlichen Akten eo ipso galt, besaß er nun auf Jahre eine Art Quellenmonopol, ja Reservatrecht für diese wichtige Materie.

Allerdings war er durch seine Berufung nach Königsberg im Mai 1926 der Realisierung dieses Vorhabens erst einmal wieder ein Stück weiter entrückt. Das war ihm schon im März 1926 klar geworden: ,,an die Publikation" — schrieb er seinem Freund Kaehler — ,,wollte ich mit allem Nachdruck im Sommer gehen, das fällt nun aus".[108] Gleichwohl sprach Rothfels noch in dem im Herbst 1926 verfaßten Vorwort zu seinem Lohmann-Buch, das er noch vor seinem Weggang nach Königsberg hatte fertigstellen können, von einer ,,allgemeinen Darstellung" zur Bismarckschen Sozialpolitik, ,,die ich *bald* vorzulegen hoffe".[109]

Wie wir an anderer Stelle im einzelnen dargelegt haben, kann man die Rothfelssche Studie über Lohmann, den prominentesten und produktivsten Vertreter eines Alternativkonzepts zur Bismarckschen Sozialpolitik, nur in sehr eingeschränktem Maße als eine eigenständige Forscherleistung ansehen.[110] Originell war sicher die Fragestellung, ,,zwischen Lohmann und Bismarck die Linie zu finden".[111] Doch vom Ergebnis her betrachtet, ist der Rothfelssche

106 Vgl. hierzu das von Mayer verfaßte Gutachten zum Rothfelsschen Buchmanuskript, das vom 24.7.1926 datiert und die Arbeit als ,,besonders gut zur Veröffentlichung in der Schriftenfolge der Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv [ge]eignet" empfahl, in: BA, Abt. Potsdam, 15.06., Nr.349, Bl.76ff.

107 Privatbesitz von Frau Rosemargrit Lohmann, Kloster Mariensee.

108 Brief vom 29.3.1926, NL Kaehler 1, 144a.

109 Hans Rothfels, Theodor Lohmann und die Kampfjahre der staatlichen Sozialpolitik 1871–1905, Berlin 1927, S.6.

110 Vgl. Anm. 79 — Insbesondere ungeklärt ist, was Rothfels von der Manuskriptvorlage der Lohmann-Kinder übernommen hat, was er nur redigierte und was er selbst ganz neu verfaßt hat.

111 Rothfels an Kaehler vom 6.3.1926, in: UB Göttingen NL Kaehler 1, 144a; dort auch die nachfolgenden Zitate.

Versuch, ,,gleichzeitig eine Regierungs- und Oppositionszeitung zu schreiben", nur literarisch-künstlerisch gelungen. Rothfels selbst begriff sein Buch intern auch nur als ein ,,Halbfabrikat", das er mit Rücksicht auf die Familie Lohmann und seine eigene, noch ausstehende Gesamtdarstellung habe verfassen müssen. Und seine Hauptsorge, ,,eine spätere Desavouierung meiner selbst zu vermeiden", ist wohl auch kein guter Ratgeber gewesen. Das ist hier im einzelnen nicht weiter zu diskutieren. Als zentrales historiographisches Manko der Rothfelsschen Lohmann-Studie sei nur seine fragwürdige Einordnung des Sujets in den historisch-politischen Kontext seines Wirkens erwähnt. Sie rührt zweifellos von ihm selbst her und war dem zwanghaften Bestreben des Autors geschuldet, Lohmann zwar als ,,Verwaltungstechniker" und als ,,genauen Kenner des industriellen Systems und seiner Psychologie"[112] gelten zu lassen; ihn aber doch gleichwohl gegenüber Bismarck — dem genialen Staatslenker, den auch in der Sozialpolitik die wohlbegründete Sorge um die Festigung des noch jungen Reiches um- und antrieb — als eben *Ressortbeamten* abzustufen, der den Erfordernissen des politischen Kampfes letztlich weltfremd gegenüberstand und der an seiner ,,optimistischen Illusion"[113] einer Entwicklung zu sozialer Gerechtigkeit, Klassenversöhnung und Arbeiteremanzipation letztlich scheitern mußte. So wird die Arbeit der historischen Bedeutung Lohmanns nur insofern gerecht, als sie das weitgehend unbekannte Wirken und Wollen dieses Mannes mit Zeugnissen aus primären Quellen überhaupt thematisiert hat.

Für den *kritischen* Beobachter, der auch zwischen den Zeilen der Quellenzitate zu lesen vermochte, wurde dadurch manch' neues Schlaglicht auf die Zugkräfte und Beweggründe sozialpolitischer ‚Produktion' im Bismarckreich geworfen. Entsprechend respektvoll wurde das Büchlein von der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen.[114] Die euphorischste Kritik kam bezeichnenderweise von dem sozialdemokratischen Regierungsrat im Reichsarbeitsministerium, Ludwig Preller, der von einem ,,ungemein aufschlußreichen Buch" sprach, einem ,,Quellenwerk der Sozialpolitik", für dessen Erscheinen man nicht dankbar genug sein könne. Die ,,lediglich pragmatische Orientierung Bismarcks, des ‚Schöpfers' der deutschen Sozialversicherung", liege nunmehr offen zutage, während gleichzeitig am Beispiel Lohmanns das Tasten der ,,besten Männer der damaligen Sozialpolitik" erkennbar würde, ,,einen Ausgleich zwischen ihrer humanistischen Ideenwelt, ihrem unbewußt bürgerlich-kapitalistischen Klassengefühl gegenüber dem sozialistischen Proletariat und der rauhen Wirklichkeit der Klassenkämpfe eines aufsteigenden Kapitalismus zu finden".[115] Der ebenfalls relativ links stehende Heinrich Herkner fand die Lohmannsche Position zwar auch ,,lehrreich und anschaulich geschildert", kritisierte aber, daß Rothfels sich mit ,,Mitteilungen aus dem amtlichen Material" so auffallend zurückgehalten habe. Ganz offenbar stehe das zu

112 Hans Rothfels, Zur Geschichte der Bismarckschen Innenpolitik, in: Archiv für Politik und Geschichte, 1926, S.284–310, hier S.286. Bei diesem Beitrag handelt es sich um den (gekürzten) Abdruck einiger Lohmann-Briefe aus den Jahren 1871 bis 1890, denen Rothfels eine kurze Einleitung vorangeschickt hatte. Er war als eine Art Vorabdruck seiner Lohmann-Studie gedacht.

113 Hans Rothfels, Theodor Lohmann . . ., a.a.O., S.130.

114 Rezensionen erschienen in: Schmollers Jahrbuch, Jg.51, (1927), S.477–479 (Heinrich Herkner); Deutsche Literaturzeitung, 1927, Sp.2408–2411 (Hans Herzfeld); Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd.48 (1927), S.401–402 (Fritz Hartung); Sozialistische Monatshefte, Jg.33 (1927), Bd.1, S.290 (Ludwig Preller); HZ, Bd.137 (1928), S.551–553 (Ludwig Maenner); Zeitschrift für die gesamte Versicherungswissenschaften, Bd.28 (1928), S.464–465. (Karl Oldenberg).

115 Auch der Sozialdemokrat Paul Kampffmeyer lobte damals Lohmann als ,,einen der weitestschauenden und selbständigsten Mitarbeiter Bismarcks", der klarer als manch anderer ,,die durchschlagende Kraft der sozialdemokratischen sozialen Forderungen" erkannt und politisch aufzugreifen versucht habe. Vgl. seinen Beitrag: Bismarck und die Sozialdemokratie, in: Sozialistische Monatshefte, Jg.34 (1928), Bd.2, S.749.

erwartende und sich auf den staatlichen Akten aufbauende große Werk des Verfassers über Bismarcks Sozialpolitik „der Lohmann-Biographie im Wege". So verstärke die Lektüre nur den Wunsch, „bald ‚Bismarcks Sozialpolitik' unter der Führung des Verfassers studieren zu können". Ludwig Maenner zeigte sich in seiner Rezension für die „Historische Zeitschrift" vor allem befriedigt darüber, daß Rothfels den Regierungsbeamten Lohmann nicht mit dem Staatspolitiker Bismarck auf die gleiche Stufe gestellt habe. Denn Lohmanns liberaler Glaube an die menschliche Selbstverantwortlichkeit habe doch „in seine Sozialpolitik etwas Unpolitisches, d.h. eine Täuschung über die Zeitströmungen hineingetragen". Für den Arbeiter sei Lohmanns religiös-liberale Gedankenwelt viel zu kompliziert und propagandistisch unwirksam gewesen, als daß sein Konzept die sozialpolitische Versöhnung hätte bringen können, wohingegen Bismarck den „positiven Kampf um die materialistisch eingestellte Arbeiterschaft" mit seiner Versicherungspolitik „auf dem naturgemäßen Gelände" begonnen habe. Und Hans Herzfeld schließlich ergänzte: Indem Rothfels die soziale Politik des Reichskanzlers auf „das Bedürfnis der Festigung des noch jungen Reiches" zurückführe, habe er den Punkt festgelegt, von dem aus „ein wirklich historisches Verständnis für die Bedeutung der Bismarckschen Leistung auf diesem Gebiet zu erlangen ist". In diesem Sinne sei das Buch „der bisher tiefgreifendste und anregendste Beitrag zu einer wirklich entwicklungsgeschichtlich verstehenden Erkenntnis der Bismarckschen Sozialpolitik nach 1871".

So wurde — obwohl Rothfels die Sphäre des Sozialpolitikers Bismarck bestenfalls berührt, aber nicht wirklich betreten hatte[116] — seine Skizzierung der „Kampfjahre der staatlichen Sozialpolitik" von seinen Historikerkollegen in der Hauptsache als eine *Vorstudie* zu seinem Bismarck-Buch rezipiert und hat daher auch keine größere Debatte, oder gar Kontroverse über Deutschlands Weg zum Sozialstaat ausgelöst.[117] Doch diese Darstellung ließ weiterhin auf sich warten. Nach dem Ausscheiden Rothfels' aus dem Archivdienst war der Zeitpunkt ihrer Vorlage nunmehr zunächst ganz in das subjektive Ermessen des Verfassers gestellt. Mit Recht konnte Kaehler, der sich um dieselbe Zeit mit einer Humboldt-Edition schwertat, dem Freund neidvoll zurufen, „wie gut Du es hast, daß Deine Bismarckedition ohne vorgesetzte Kommission ausreifen kann".[118]

116 Rothfels selbst hatte im Vorwort zu seinem Lohmann-Buch betont, eine „allseitig begründete Stellungnahme zur Sozialpolitik Bismarcks" müsse er sich „für später vorbehalten". Vgl. ders., Theodor Lohmann . . ., a.a.O., S.6. Um die scharfen Lohmannschen Urteile zu relativieren, war er dennoch mit einigen Strichen auf dieses Thema eingegangen. So betonte er erneut, daß Bismarcks Sozialpolitik keineswegs prinzipienlos gewesen sei, vielmehr durchaus einer „‚Geschichtsphilosophie'" folgte, die den „*‚Staat als Regulator des gesellschaftlichen Chaos'*" begriff (a.a.O., S.72). Auch gebe es an der „Ernsthaftigkeit des christlichen Motivs bei Bismarck" nichts zu zweifeln, wenngleich es sich dabei um ein Christentum handelte, „das nur den Staatszweck, nicht die Staatspraxis berührte, das dem politischen Willen ein tieferes Fundament gab, ohne ihm den Weg vorzuschreiben." Bismarck wollte mit seiner Sozialpolitik in erster Linie „die *Autonomie des Staates* [. . .] verankern, mit ihrer Revision eine Revision der Gesamtpolitik einleiten, die der Rivalität der Parteien das Schwergewicht der materiellen Interessen entgegenstellte, die von oben her durch berufsständische Gliederung, durch eine *Organisation der realen Volkskraft*, die gesellschaftliche Atomisierung und den Reichstag des allgemeinen Stimmrechts zu überwinden bezweckte." (Ebda).

117 Daß so renommierte Zeitschriften wie die Preußischen Jahrbücher, die Soziale Praxis, die Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, die Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte oder das Archiv für Politik und Geschichte von der Rothfelsschen Publikation keine Notiz nahmen, unterstreicht die nicht gerade außergewöhnliche Resonanz, die das Buch in Erwartung des größeren opus damals fand.

118 Brief vom 21.4.1927, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144a. (Durchschrift).

3.5 „Bismarcks Sozialpolitik" als Forschungsprojekt der Historischen Reichskommission

Auf Betreiben von Walter Goetz und anderen maßgebenden deutschen Historikern entstand im März 1928 die „Historische Reichskommission" (HRK), ein vom Reichsinnenminister eingesetztes Gremium von Fachleuten, das für die systematische quellenfundierte Bearbeitung der deutschen Geschichte ab 1867 zuständig war und Meinecke zu seinem ersten Vorsitzenden bestimmte. Dieser erarbeitete im Februar 1928 ein umfangreiches Arbeitsplan-Konzept,[119] in dem auch die Rothfelssche Publikation zur Bismarckschen Sozialpolitik wieder als eine der zu fördernden und demnächst von der HRK herauszugebenden Arbeiten Erwähnung fand. Meineckes erneutes Eintreten für Rothfels ergab sich nicht zuletzt aus seinem allgemeinen Plädoyer für einen „stärker komprimierenden Modus" der Quellenverarbeitung: Die gewaltigen Aktenmassen der modernen Zeit „verbieten von vornherein den Versuch, die Geschichte eines staatlichen Problems durch eine fortlaufende Serie selbst von nur ausgewählten Aktenstücken zu beleuchten." Das innere Staatsleben erfordere und gestatte andere Methoden der Aktenbearbeitung. Zwar dürfe der Bearbeiter keine Mühe scheuen, die einschlägigen Akten „in breitestem Umfang zu studieren. Aber er kann dem Leser die Mühe ersparen, den Tagesbetrieb der Verwaltung zu studieren, wenn er ihm dafür *eine auf den Akten fundierte und zusammenfassende Darstellung* bietet", die durch einen Anhang ausgewählter besonders wichtiger Aktenstücke auch einen Einblick in das eigentliche Quellenmaterial gewähre. „Auch Herr Rothfels, der vor etwa 8 Jahren [. . .] die Sozialpolitik Bismarck's zu bearbeiten begonnen hat, ist, wie er mir mitteilt, zu der Einsicht gelangt, daß eine förmliche Aktenedition für sein Thema unmöglich sei. Auch er will versuchen, in erster Linie eine aktenmäßige Darstellung zu geben und dieser ausgewählte Aktenstücke beizufügen". Meinecke sah zwar die Gefahr, daß sich bei einer solchen Publikationsform die „Subjektivität" des Bearbeiters in der Darstellung „übermäßig geltend mache"; aber: Es „gibt keinen anderen gangbaren Weg zur Bewältigung der ungeheuren Stoffmassen". Umso größer seien die wissenschaftliche Verantwortung der betreuenden Kommission und die wissenschaftlichen Ansprüche, die man an die Bearbeiter zu stellen habe.

Die Entscheidung über die Aufnahme des Werkes von Rothfels wurde auf der Sitzung vom 9. März 1928 zunächst vertagt, und zwar aus Rücksichtnahme auf die o.g. Archivkommission und auf das Reichsarchiv, dem die Arbeit bislang „gehört" hatte sowie auf die Münchener Historische Kommission, die sich ebenfalls dafür interessierte. Grundsätzlich war man jedoch mit der Übernahme einverstanden. Meineckes Beziehungen zu Rothfels scheinen sich allerdings im Zuge dieser erneuten institutionellen Anbindung, die neue Verantwortlichkeiten — nicht zuletzt auch konzeptioneller Art — mit sich brachte, nicht gerade verbessert zu haben. Schon im April 1928 sprach Rothfels von einem „merkwürdigen Brief [Meineckes] in Sachen Historische Reichskommission" und fügte hinzu: „Das [gemeint ist das Sozialpolitik-Projekt] scheint ein ‚Komplex' [von Meinecke] zu sein."[120] Wir wissen nicht genau, wie Rothfels auf diese Reklamation des „Meisters" reagierte,[121] aber offenbar — formell —

119 In: BA, Abt. Potsdam, 15.01 Nr.26808/2, Bl.333–337; die nachfolgenden Zitate Bl.334.

120 Rothfels an Kaehler vom 23.4.1928, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144a. — Es ist zu vermuten, daß Meinecke die Verzögerung der seit Jahren angekündigten Publikation als Mitinitiator des Unternehmens langsam peinlich wurde.

121 Die diesbezüglichen Briefe sind im Dahlemer Meinecke-Nachlaß nicht mehr vorhanden. Auch im Rothfels-Nachlaß finden sich keine Meinecke-Briefe aus jener Zeit. Wichtige Aufschlüsse über das seit dem Ende der 1920er Jahre zunehmend gespanntere Verhältnis Rothfels-Meinecke dürfte die Korrespondenz Kaehler-Meinecke (NL Kaehler, a.a.O.) geben, die mir nicht zugänglich war.

entgegenkommend; denn am 26. Mai 1928 beschloß die HRK offiziell, ,,die Rothfelssche Arbeit nach erhoffter Verständigung mit der Münchener Kommission, dem Reichsarchiv und der Reichsarchiv-Kommission gegen angemessenes Honorar unter ihre Publikationen aufzunehmen".[122] Damit war Rothfels mehr als ihm selbst wohl lieb war in die Pflicht genommen. Und auch Meinecke hat seine Mentoren-Rolle offenbar sehr ernst genommen: ,,Er korrespondiert gegenwärtig nur mit mir qua ‚Historische Reichskommission' mit Schreibmaschine (!), eine offenbar nicht nur formale Änderung des Stils. Als geschäftlichen Unterhändler (Sozialpolitik) könnte ich mir nicht leicht jemand Schwierigeren vorstellen".[123]
Fortan hat Meinecke in den Sitzungen der HRK laufend über den Fortgang des Projektes berichtet, so wie er ihm von Rothfels in schriftlicher und mündlicher Form rapportiert worden war. Am 9. März 1929 sagte er: Über Rothfels' Arbeit sei zwar nichts Neues zu vermelden, er hoffe jedoch zuversichtlich, daß sie bald abgeschlossen werde.[124] Doch Rothfels war in dieser Zeit bereits so intensiv mit anderen — politischen und historiographischen — Problemen befaßt, daß die Archiv-Materialien, ,,die ich seit 8 Jahren ungenutzt in meinen Mappen liegen habe",[125] weiterhin unbearbeitet blieben. Am 8. März 1930 heißt es denn auch lakonisch im Protokoll der Historischen Reichskommission: Die Arbeit sei 1929 leider nicht sonderlich vorangekommen; Rothfels hoffe aber, im August 1930 mit der Ausarbeitung beginnen [!] zu können.[126]

3.6 Eine weitere Vorstudie

Inzwischen hatte Rothfels aber, nachdem er seinen Artikel von 1925 über ,,Bismarcks sozialpolitische Anschauungen" in geringfügiger Veränderung 1928 noch einmal hatte publizieren lassen,[127] in einem weiteren Beitrag[128] zu erkennen gegeben, daß sich an der stark ideologischen Färbung seines sozialpolitisch-historischen Problembewußtseins nichts wesentliches geändert hatte, ja daß sogar eine gewisse Verhärtung eingetreten war: Es sei vor allem Bismarcks *,,Mahnung zur Selbstbehauptung des staatlichen Willens"*, die von ,,prinzipieller Bedeutung ist und uns heute aufs innerlichste anrührt" (S.51). Rothfels will die Wirksamkeit dieses Leitgedankens der Bismarckschen Politik am Beispiel der Sozialpolitik aufzeigen, und zwar so, daß deutlich wird: Für Bismarck blieb das Reich auch nach 1871 ,,eine Aufgabe, und diese Aufgabe fand eben in dem, was man gemeinhin Sozialpolitik nennt, einen entscheidenden inneren Programmpunkt" (S.52). Der ,,verpflichtende Charakter" der Bismarckschen Sozialpolitik liege vor allem ,,in der Auffassung des Mittels, das an ihre Lösung gesetzt wurde. Dieses Mittel war *der Staat als gestaltende Kraft,* als Organisator der sich kreuzenden gesellschaftlichen Elemente" (S.64). Bismarcks Sozialpolitik charakterisiert sich also ihrem

122 Nach dem Protokoll, in: Staatsbibliothek Berlin, NL Delbrück, Kasten 8, Fasz. 14.
123 Rothfels an Kaehler vom 23.4.1928, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144a.
124 Nach dem Protokoll der entsprechenden Sitzung, in: GStA Dahlem, Rep. 92, Meinecke Nr.167.
125 Rothfels an Kaehler vom 7.6.1929, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144a.
126 BA, Abt. Potsdam, 15.06, Nr.348, Bl.81.
127 Der Text erschien Ende 1928 in der Sozialwissenschaftlichen Rundschau, der Beilage zu den Ärztlichen Mitteilungen, Bd.XXIX (1928), S.988–991. Von den textlichen Veränderungen verdient nur die folgende ausdrückliche Erwähnung: In der Veröffentlichung von 1925 hatte es noch geheißen, Bismarcks soziale Gesetzgebung im engeren Sinne habe ,,an dem Bündnis mit der Großindustrie eine bestimmte Grenze" gefunden. 1928 ,,findet sie an den Erwägungen der inneren wie der äußeren Politik eine bestimmte Grenze".
128 Hans Rothfels, Prinzipienfragen der Bismarckschen Sozialpolitik, Königsberg 1929 (= Königsberger Universitätsreden, H.3). Es handelt sich hierbei um eine am 18. Januar 1929 in der Königsberger Universitätsaula gehaltene Rede zur Feier der Reichsgründung von 1871. — Sie wird im folgenden zitiert nach dem Abdruck von 1935 in: Ostraum . . ., a.a.O., S.49–64. — Diese Arbeit ist 1960 als (unveränderter) Neudruck erschienen, und zwar in: Hans Rothfels, Bismarck, der Osten und das Reich, Darmstadt, S.165–181.

inneren Wesen nach als ,,Staatspolitik, sie stand nicht unter einer spezifisch sozialen Zielsetzung" (ebda.). In der praktischen Zielsetzung ist sie ,,weder vom religiösen noch vom fürsorgerischen Interesse bestimmt, sie gilt weder der Seele noch der Wohlfahrt des einzelnen" (S.53). Der ,,Primat des politischen Willens" ließ die soziale Gesetzgebung zwar ,,nicht in organischem Aufbau sich entfalten" (S.54). Insofern war sie auch im ganzen Verlauf von ,,taktischen Erwägungen durchzogen" (ebda.), von ,,opportunistischen Elementen" (S.55) geprägt und mußte der Aussicht auf momentane Erfolge ,,manches leidige Zugeständnis" machen (S.56). *Aber:* Wer ,,nur das Taktische sieht, geht an dem Entscheidenden notwendig vorbei." (Ebda.). Denn es sind elementare ,,Grundgedanken, die hinter Bismarcks sozialpolitischem ‚Relativismus' stehen", und zwar ,,im Kern gleichbleibende Anschauungen, denen es an programmatischer Bedeutung nicht fehlt" (S.56). So waren ,,Abwehrprogramm" und ,,das positive Programm" des staatlichen Eingriffs zugunsten der Arbeiterklasse von der Reichsgründung an ,,eng miteinander verbunden" (S.57). Ebenso dominant blieb das Bestreben, Staat und Gesellschaft in ein ,,intensives Wechselverhältnis" treten zu lassen (S.59). Bismarcks Repressionspolitik gegenüber der Sozialdemokratie brachte zwar ,,eine schwere Belastung der deutschen Zukunft" mit sich, *aber* der Kampf des Kanzlers ,,gegen den Agitator entspricht seinem letzten Endes religiös begründeten Widerstand gegen die Anarchie menschlicher Willkür überhaupt, gegen den Versucher, der sein subjektives Meinen über die objektiven Ordnungen stellt". Außerdem schließe Bismarcks Politik der Sozialistenverfolgung ,,im Grunde eine tiefere Achtung der sozialen Probleme ein, als wenn ihr Gewicht und ihre Gefahren durch liberales Billigkeitsempfinden verhüllt wären. *Der intolerante Zug entband die stärksten Antriebe aufbauender Leistung"* (alles S.60). ,,Wie der Staat den politischen Willen seiner grundsätzlichen Gegner bekämpfte, so nahm er den sozialen Gehalt dieses Willens nach einer wesentlichen Richtung in sich auf": In der Politik der Arbeiterversicherung hat er diese Aufnahme zugleich praktisch gewendet: Im Prinzip zielte Bismarcks Plan ,,auf eine Durchdringung von sozialem Gehalt und staatlicher Form, auf einen energischen Versuch, das Deutsche Reich in eigener Weise innerlich zu ‚gründen'" (S.61). So ist auch Bismarcks Ablehnung des Arbeiterschutzes ein durchaus erklärbares Phänomen seiner Sozialpolitik: ,,Der Arbeiterschutz ist ein sozialpolitisches Mittel wesentlich aus dem Ideenkreis des Liberalismus, er denkt an die einzelnen Kategorien der Arbeiter [. . .]. Das waren Gedanken, die Bismarck ferner lagen, er sah darin die Gefahr der ‚Schraube ohne Ende', sein Wille ging eher auf Steigerung der Leistung, auf eine Anspannung, die größer sein mußte als die der reichen Nationen des Westens, wenn Deutschland endgültig in ihren Kreis eintreten wollte" (alles S.62). Außerdem sah er, ,,wie unvermeidlich die fundamentale Umwälzung der deutschen Wirtschaftsstruktur mit der *Großmachtstellung* Preußen-Deutschlands zusammenhing, wie notwendig die Industrialisierung zur Verankerung des neuen Reichs sei" (S.53).

Statt endlich grundlegendes Wissen über die realhistorischen Zusammenhänge der Bismarckschen Sozialgesetzgebung zu verbreiten, ließ Rothfels nach wie vor die Kerngedanken seiner Argumentation um die gegenwartspolitisch aufgeladenen Metaphern von der Selbstbehauptung des staatlichen Willens, vom Staat als ordnender und gestaltender Kraft, vom Wohl der staatlich geeinten Gemeinschaft unter dem Primat der Macht kreisen. Diesem Ensemble an ethisch stilisierten politischen Botschaften diente die Bismarcksche Sozialpolitik zunächst und vor allem als ein historisches *Demonstrationsobjekt.* Und in Bismarck-spezifischer Hinsicht haben wir es hauptsächlich mit *Apologie* zu tun, einer Apologie sogar, die in wesentlichen Punkten dem historischen Quellenmaterial Gewalt antut. Dies ist Rothfels, der ja die

Überlieferung wie kein anderer Historiker in Deutschland kannte, besonders anzukreiden. So läßt sich — um drei zentrale Beispiele für gewaltsam interpretierte Indizien herauszugreifen — eine drückende Fülle von Belegen dafür erbringen, daß Bismarcks Sozialpolitik der 1870er und 1880er Jahre alles andere als prinzipienfest oder programmatisch war; daß Repression und Sozialreform in Bismarcks arbeiterpolitischer Diktion und Praxis erst im *nachhinein* als sich angeblich wechselseitig bedingende Einheit auftauchen, während sie in Wahrheit ganz unabhängig voneinander konzipiert wurden; daß schließlich Bismarck mit seinen sozialpolitischen Plänen nicht zuletzt auch ganz profane Unternehmerinteressen verfolgte, Ziele, die ihm nicht minder am Herzen lagen als die der ‚großen' Staatspolitik.[129] So argumentierte Rothfels mit seinen Thesen, wenn nicht wider besseres Wissen, so doch jedenfalls gegen den evidenten Aussagegehalt seines eigenen Materials — übrigens auch gegen das in der Lohmann-Studie ausgebreitete. Die ihm verfügbaren Informationen über die Realgeschichte hat er nur höchst selektiv berücksichtigt. Im Vertrauen auf die Suggestivkraft seiner zweifellos brillanten Rhetorik glaubte er immer noch, die historische Wahrheit so in den Bannkreis seiner politischen Doktrin zwingen zu können, daß das, was er für das bleibende Erbe der Bismarckschen Politik hielt, bewahrt blieb. Bei der Bewertung dieses Vorgehens darf sicherlich nicht außer Acht gelassen werden, daß sich Rothfels' Stellungnahme in manchem mit dem berührte, was auch von anderen Autoren damals vertreten wurde.[130] Aber diesen historischen Betrachtern stand längst nicht das stupende Wissen zu Gebote, das sich Rothfels durch sein mehrjähriges intensives Studium aller zugänglichen Primärquellen erworben hatte. Wie denn umgekehrt bezeichnend ist, daß Rothfels alle bismarck*kritischen* Anregungen, die die damalige

129 Vgl. hierzu die Nachweise in: Hintergründe der deutschen Sozialstaatswerdung, a.a.O., sowie Lothar Machtan und Hans-Jörg von Berlepsch, Vorsorge oder Ausgleich — oder beides? Prinzipienfragen deutscher Sozialpolitik im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Sozialreform, Jg.32 (1986), S.257–275 und S.320–335.

130 Die Legende, wonach Bismarck von Beginn seiner ministeriellen Tätigkeit an schöpferische Pläne einer positiven Gesetzgebung zugunsten der arbeitenden Klassen verfolgt, dabei aber bei seinen Kollegen zunächst keine Unterstützung gefunden habe, hat Heinrich von Poschinger (vgl. Anm.78) kreiert. Von Leon Zeitlin (vgl. Anm. 86, a.a.O., S.4f. und S.83) ist zum ersten Mal verkündet worden, daß Bismarcks sozialpolitische Anschauungen ihre „letzte Wurzel" in seiner Staatsauffassung gehabt hätten; daß demnach das positiv fördernde Eingreifen der Staatsgewalt auf eine innigere Gestaltung der „Beziehungen zwischen Staat und Volk" zielte und zugleich darauf, „den Reichsgedanken zu kräftigen". Ernst Hunkel, Fürst Bismarck . . ., a.a.O. S.2 bzw. S.10, hat dieses Diktum dann wenig später zum „nationalen Tatwillen" Bismarcks stilisiert, der den Kanzler angetrieben habe, „das neue Reich im Sinne der Einheit auszubauen und zu festigen, *die Klammern, die das neue Gebilde zusammenhielten zu stärken*, die zentrifugalen Kräfte zu bekämpfen". Deshalb sei auch „das allgemeine richtunggebende Ziel seiner Sozialpolitik" für ihn ein stets gleichbleibendes gewesen: „dem Staat innere Ruhe und sozialen Frieden zu sichern, ihn zu ‚konsolidieren' und dadurch *stark und mächtig nach außen* zu erhalten". An dieses Deutungsmuster knüpfte die Literatur in den 1920er Jahren wieder an: vgl. Ernst Cahn, Bismarck als Sozialpolitiker. Festrede anläßlich der Bismarckfeier des Männerverbands der deutschen evangelisch-reformierten Gemeinde in Frankfurt a.M. am 1. April 1924, Tübingen 1924, vor allem S.7 und S.18ff. Von Cahn stammt auch das Argument, daß Bismarck an die Industrie „Anforderungen zur Erfüllung staatlicher Zwecke" gestellt habe, eine „richtige Produktionspolitik" zur Basis seiner Sozialpolitik machen wollte und deshalb dem Arbeiterschutz als einer wettbewerbsschädigenden Maßregel entriet. (A.a.O., S.24). Wilhelm Schüßler Bismarck, a.a.O., S.97ff, hat stellvertretend für eine ganze Reihe anderer Historiker seiner Zeit Bismarcks Repressionspolitik gegen die Arbeiterbewegung mit „der schwere[n] Sünde der Sozialdemokratie" zu rechtfertigen versucht, „sich gegen die Majestät des Staates und der Nation vergangen zu haben [. . .] Bismarck war im tiefsten berechtigt, sich dagegen zu wehren". Außerdem hatte er „von vornherein niemals die Absicht, die Sozialdemokratie nur zu bekämpfen. Immer hat er eine weitgehende Sozialpolitik als das Korrelat zur Unterdrückung betrachtet". (A.a.O., S.103) — Die größte inhaltliche Übereinstimmung mit Rothfels offenbarte schließlich der etwa um die gleiche Zeit, jedoch erklärtermaßen ohne Kenntnis der Rothfelsschen Ausführungen entstandene Aufsatz von Friedrich Lütge, Die Grundprinzipien der Bismarckschen Sozialpolitik, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd.134, (1931), S.580–596.

Fachliteratur zu bieten hatte,[131] mit souveräner Mißachtung strafte. Er gab dadurch zu erkennen, daß er an einer *diskursiven* Erörterung der Forschungsprobleme gar nicht interessiert war.[132] Ohne Offenheit gegenüber wissenschaftlich begründeten Überzeugungen Andersdenkender und ohne ernsthafte Auseinandersetzung mit diesen konkurrierenden Ansätzen konnte er aber gar keine Position des kritischen Zweifelns — eine Grundvoraussetzung tatsächlich abwägender Urteilsfähigkeit — gewinnen, sondern mußte sich immer mehr auf die ausschließliche Anbetung seiner eigenen Ideen und Meinungen versteifen. Meinecke scheint eine solche Entwicklung, die den ethischen Postulaten seines Wissenschaftsverständnisses widersprach, vorausgesehen zu haben.

3.7 Auf Konfliktkurs mit Meinecke

Im Frühjahr 1930 beschloß die HRK, eine quellennahe Publikation zur Geschichte des Sozialistengesetzes in Angriff zu nehmen und setzte für dieses Projekt eine eigene Unterkommission unter dem Vorsitz von Gustav Mayer ein. Wie Mayer in seinen Erinnerungen schreibt, hat er diesen Auftrag nur ,,auf Drängen" der HRK übernommen, ,,denn ich wollte nicht".[133] Dies hängt wohl mit der besonderen Entstehungsgeschichte des Projektes zusammen, über die Hermann Oncken in einem späteren Tätigkeitsbericht der HRK dem Reichswissenschaftsminister Heinrich Rust folgendes vertraulich mitgeteilt hat: Der Gedanke zu dieser Veröffentlichung sei ,,nicht ursprünglich aus dem Kreise der Kommission hervorgegangen". Vor mehreren Jahren sei vielmehr die Russische Regierung an die Preußische Archivverwaltung mit dem Ersuchen herangetreten, ,,den von ihr bezeichneten Forschern einen Einblick in die Akten des Sozialistengesetzes zu verstatten, zu dem Zwecke einer Veröffentlichung. Daß dieser Wunsch unmöglich erfüllt werden konnte, verstand sich für die Archivverwaltung von selbst. Da andererseits die Archivverwaltungen in ihrem Verkehr auf eine paritätische Benutzungspraxis angewiesen sind (wie wir denn auch russische Archive für unsere Veröffentlichungen in Anspruch genommen haben), so lag es nahe, den Russen die Ablehnung ihrer Wünsche in diesem Falle durch die Erklärung zu motivieren, daß eine derartige Publikation, wie sie ihnen vorschwebe, von deutscher Seite selbst, seitens der HRK geplant werde. In diesem Zusammenhang hat die Reichskommission die Aufgabe auf ihr Programm gesetzt".[134]

131 Ich denke hier neben Schmoller vor allem an Dietzel (vgl. Anm.86), der auf die durchaus liberalen, auf staatliche Hilfe zur Selbsthilfe zielenden Züge der Bismarckschen Sozialpolitik aufmerksam gemacht hatte; an Hirsch (vgl. Anm.85, hier S.37ff), der Bismarcks ,,Fehlurteile" über die Lage der Industriearbeiter herauspräpariert hat und zeigen konnte, in welchem Maße diese doktrinären und z.T. nachgerade bornierten Ansichten Bismarcks Verständnis der sozialen Frage geprägt haben; an Cahn (vgl. Anm.130, hier S.16f.), der betont, wie wenig Verständnis Bismarck für das Wesen der modernen Arbeiterbewegung besessen hätte; schließlich an Karl Thieme, Bismarcks Sozialpolitik, in: Archiv für Politik und Geschichte, Jg.9 (1927), S.382–407, der die Ansicht vertrat, Bismarck habe allen eigenständigen Bestrebungen der Arbeiter im wesentlichen ablehnend gegenübergestanden, weil er die Emanzipation des vierten Standes gar nicht wollte. Seine ganze Arbeiterpolitik demonstriere, ,,daß ihm die soziale Bewegung niemals ernstlich am Herzen gelegen, daß er sie stets nur als auszunutzenden oder zu vernichtenden Machtfaktor bewertet hat." (A.a.O., S.392).

132 Auch die im engeren Sinne sozialpolitische Fachdiskussion über ,,Ablehnung oder Erneuerung der Bismarckschen Sozialpolitik" [so der Titel der 1929 (Langensalza) erschienenen programmatische Schrift des Jenaer Nationalökonomen Gerhard Albrecht] hat Rothfels — soweit erkennbar — wissenschaftlich nicht weiter beschäftigt. Er stimmte allerdings durchaus in die zeitgenössische Klage von rechts mit ein, ,,wie die Parteimaschinerie den Gedanken des Wohlfahrtsstaates in die Sackgasse geführt hat". Vgl. Hans Rothfels, Beamtentum und Sozialpolitik, in: Deutsche Allgemeine Zeitung, Nr.480 vom 18.10.1931.

133 Gustav Mayer, Erinnerungen. Vom Journalisten zum Historiker der Arbeiterbewegung, München 1949, S.332.

134 Vgl. den vom 31.1.1935 datierten Rechenschaftsbericht Onckens, in: BA, Abt. Potsdam, 49.01., Nr.2591, Bl.25–34, hier Bl.29. — Vgl. außerdem das Protokoll der entsprechenden Sitzung der HRK vom 8.3.1930, in: GStA Dahlem, Rep. 92, Meinecke Nr.167 (unfoliiert). Über die Einzelheiten der Durchführung dieses Projektes vgl. die aufschlußreichen Nachlaß-Papiere des Bearbeiters Alfred Schulz in der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus (im folgenden FSt) in Hamburg, hier vor allem 15–1, A 4 und A 5. Dort

Meinecke hatte seinerzeit dieses neue Projekt ausdrücklich begrüßt und gemeint, eine solche Edition sei ,,auch mit der Rothfels'schen Publikation, mit der eine Verständigung dann erforderlich sei, vereinbar".[135] Doch dieses Statement sollte sich sehr schnell als eine kapitale Fehleinschätzung erweisen und einen Skandal provozieren, dessen Einzelheiten kein gutes Licht auf die Verkehrs- und Kommunikationsformen der deutschen Historikerzunft werfen. Als Meinecke wenige Tage vor der Kommissionssitzung, die am 8. März 1930 den besagten Beschluß faßte, Rothfels von dem Vorhaben brieflich in Kenntnis setzte, reagierte dieser mit ungewöhnlicher Heftigkeit auf diese ,,dumm-schlaue Naivität oder Befangenheit, die mich empört. Wie kann ein Mann wie Meinecke glauben, Sozialpolitik und Sozialistengesetz ließen sich von einander trennen. Und wie kann er sich zum Vorspann von Plänen machen, deren Herkunft (G. Mayer — Herkner)[136] und parteipolitischer Zweckcharakter deutlich genug [sind] ist. Ich war zunächst entschlossen" —, schrieb er seinem Intimfreund Kaehler weiter —, ,,die wissenschaftliche Vertrauensfrage zu stellen bezw. in die politischen Dessous hinzuleuchten", habe es dann aber ,,doch gelassen". Statt dessen habe er Meinecke ,,rein sachlich harmlos" geantwortet. ,,Ich möchte annehmen, daß man daraufhin den von mir als dissertationsreif gekennzeichneten Plan einstweilen aufgiebt, wenn man nicht schon einen Mann bereit hat, der statt meiner das Ganze machen soll. Jedenfalls sehe ich, auch wenn es jetzt zum Strafaufschub mit Bewährungsfrist kommt, weitere Schwierigkeiten voraus. Meineckes Unzufriedenheit mit mir ist m.E. weit mehr politischer als wissenschaftlicher Natur". Dabei dürften wohl vor allem die ,,Probestücke", die er (Rothfels) ,,auf sozialpolitischem Gebiet" vorgelegt habe, bei Meinecke jene ,,politische Unbehaglichkeit erzeugt haben, die sich jetzt in Mißhandlung entlädt".[137] Zudem weiche Meinecke ,,jeder Frage meinerseits aus, welche

[Forts. Anm. 134] auch in der Abteilung B die Ergebnisse der umfangreichen Materialerhebung, die im wesentlichen in den Jahren 1930 bis 1933 erfolgte. — Einen Einblick in den damaligen (unbefriedigenden) Forschungsstand zum Thema vermittelt die Dissertation von Gerhard Schümer, Die Entstehungsgeschichte des Sozialistengesetzes, Göttingen 1929.

135 Protokoll HRK vom 8.3.1930, in: GStA Dahlem, Rep. 92, Meinecke Nr.167.

136 Zu Gustav Mayer (1871–1948), dem sozialdemokratisch orientierten Außenseiter in der deutschen Historikerzunft der Weimarer Zeit, vgl. Hans Ulrich Wehler, Gustav Mayer, in: Deutsche Historiker, Bd.II, Göttingen 1971, S.120–132; Hans Schleier, Zu Gustav Mayers Wirken und Geschichtsauffassung, in: Evolution und Revolution in der Weltgeschichte. Hrsg. von Horst Bartel u.a., 2 Bde, Berlin 1976, Bd.1, S.301–326; Bernd Faulenbach, Gustav Mayer. Zwischen Historikerzunft und Arbeiterbewegung, in: Die geteilte Utopie. Sozialisten in Frankreich und Deutschland. Hrsg. von Marieluise Christadler, Opladen 1985, S.183–195. (Eine wissenschaftliche Biographie Gustav Mayers wird von Gottfried Niedthart, Mannheim, vorbereitet) — Zu Heinrich Herkner (1863-1932), dem sozial und demokratisch orientierten Nationalökonomen und Sozialpolitiker, vgl. dessen Autobiographie: Heinrich Herkner. Lebenslauf eines ,,Kathedersozialisten", in: Die Volkswirtschaftslehre der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Bd.1, Berlin 1924.

137 ,,(Dabei habe ich die Dir beigelegte Abstechung [!] Tönnies' Meinecke wohlweislich vorenthalten)" Rothfels an Kaehler vom 5.3.1930, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144b. Gemeint war offenbar ein — nicht eruierter — ,,Verriß" des Buches von Ferdinand Tönnies, Der Kampf um das Sozialistengesetz 1878, Berlin 1929. — In dieser Studie hatte der Sozialdemokrat Tönnies einen wertenden Rückblick auf die Entstehungsgeschichte der Bismarckschen Repressionspolitik gegeben, der in seinen Resultaten in fundamentalem Gegensatz zu den Rothfelsschen Verdikten in dieser Frage stand: Die Sozialistengesetzgebung sei ungerecht gewesen, unter fadenscheinigen Vorwänden zustandegekommen und habe ihren Zweck vollkommen verfehlt. — Solche Erkenntnisse politisch Andersdenkender als wissenschaftliche Leistung anzuerkennen oder sich zumindest mit ihnen nach der Maßgabe intellektueller Redlichkeit auseinanderzusetzen, diese Bereitschaft hat Rothfels damals nicht erkennen lassen. — Vgl. hierzu auch die zwar letztlich für Rothfels Partei ergreifenden, aber dennoch respektvolleren Ausführungen von von Hagen, Neueste Bismarckliteratur, in: Zeitschrift für Politik, Jg.19 (1929), S.564ff. — Daß in der Frage des Verhältnisses zur deutschen Sozialdemokratie die politischen Differenzen zwischen Meinecke und Rothfels wohl am stärksten zum Ausdruck kamen, bestätigt indirekt der Aufsatz von Harm Klueting, ,,Vernunftrepublikanismus" und ,,Vertrauensdiktatur": Friedrich Meinecke in der Weimarer Republik, in: HZ, Bd.242 (1986), S.69–98, hier vor allem S.80 und S.95 (Anm.143). — Einem Brief Rothfels' an Kaehler vom 8.6.1930 zufolge soll Meinecke sogar die Wahl von Rothfels in die HKRA zu hintertreiben versucht haben, was letzterer als ,,einen sehr primitiven Komplex" deutete. Vgl. UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144b.

materiellen Bedingungen und vor allem welche ideellen Sicherungen mir geboten werden. Ich habe ihm früher deutlich gesagt, es sei etwas anderes, ob man eine Publikation oder eine Darstellung bei einer Kommission veröffentliche". Es sei doch ,,ausgeschlossen, daß ich eine vermutlich aus Meinecke, Mayer und Herkner bestehende Zensurinstanz anerkenne oder daß dort über die Richtigkeit meiner Auffassung abgestimmt wird. Dagegen muß ich eindeutig Sicherheit haben, und wenn ich die nicht kriege, schreibe ich à part. Ich habe nur eine gewisse moralische Gebundenheit gegenüber Meinecke, aber keinerlei rechtliche, denn die Hauptgelder stammen vom Reichs-Archiv, das mich völlig freigegeben hat und über Meineckes Aspirationen, als habe er groß Verdienst daran, eher empfindlich ist".[138]

Rothfels' Einwände haben — wie gesagt — Meinecke nicht davon abhalten können, dem Kommissionsbeschluß zur Sozialistengesetz-Publikation zuzustimmen und Rothfels von dieser Entscheidung offiziell in Kenntnis zu setzen: ,,Ihre Aufgabe bleibt es, in erster Linie die politischen Motive und Handlungen Bismarcks darzustellen" — soll er einem (indirekten) Zitat Kaehlers zufolge geschrieben und ,,ein harmonisches Verhältnis der beiden Bearbeiter" angemahnt haben.[139] Derart vor vollendete Tatsachen gestellt, sah Rothfels — wie er seinem Freund sogleich anvertraute — nurmehr zwei Möglichkeiten der Reaktion: eine ,,dilatorische" des Abwartens weiterer Beschlüsse oder eine ,,grundsätzliche" in Form der ,,Vertrauensfrage und Lossagung von der Kommission". Das Verfahren sei ,,ja ziemlich klobig. Der sachliche Zusammenhang beider Gebiete ist so einleuchtend, daß jede Isolierung nichts anderes werden kann als Parteiurteil. Und es ist ja klar, welches von beiden [!] Parteiurteilen gewünscht wird". Die ,,Unaufrichtigkeit" Meineckes und dessen ,,Mißtrauen gegen mich" seien ,,die Seite der Angelegenheit, die mich am tiefsten verletzt"; *sachlich* dagegen sehe er die Dinge jetzt ,,kühler" und neige zum Kompromiß. Denn: ,,1. Ist es doch etwas peinlich und außerdem hoffnungslos, Meinecke zu stellen, es giebt also nur Bruch durch meine ‚überhebliche Empfindlichkeit'. 2. kann die Kommission versuchen, mir nachträglich die Verwendung der schon benutzten Akten zu sperren und das Kollationieren zu verhindern. 3. habe ich kein Interesse, meinem Nachfolger das Feigenblatt zu verschaffen, daß er nun auch die Sozialpolitik auf seine Weise amtlich behandelt. 4. möchte ich mich erst mal bei Hartung in Halle[140] mündlich über die Details informieren. 5. ist es gar nicht übel, wenn ich die Einzelheiten, die mein Konkurrent benutzt, auswerten und berichtigen kann. Ich würde also versuchen, meinen ersten Band bis 1870 vorher herauszubringen und dann nachzuhauen. 7. ist Ärger ein gesunder Motor. 8. kommt es doch zum Bruch mit der Kommission, wenn sie mir keine [. . .] Zusicherung meiner zensurfreien Selbständigkeit [giebt]. Aber es wird gut sein, den Moment, wo es zum Klappen kommt, hinauszuschieben".[141]

Kaehler riet seinem Freund dringend zum Nachgeben; nicht zuletzt, um dem ,,moralischen Nachteil" vorzubeugen, der mit dem oberflächlichen Eindruck entstehen könne: ,,Nachdem er [also Rothfels] 10 Jahre ‚nichts wesentliches' zur Sache publiziert hat, benutzt er diese Gelegenheit, um sich unter dem Anschein eines Kraches aus der ihm unlieb gewordenen

138 Rothfels an Kaehler vom 5.3.1930, in: a.a.O.
139 Kaehler an Rothfels vom 21.3.1930, in a.a.O. Rothfels hatte Kaehler den betreffenden Brief Meineckes, der — wie der gesamte Briefwechsel Rothfels-Meinecke noch zu entdecken ist — zur Beurteilung zugesandt.
140 Der Historiker Fritz Hartung (1883–1967), damals Ordinarius in Berlin — nicht Halle —, war ebenfalls Mitglied der HRK und zählte zum rechten Flügel der Historikerzunft.
141 Rothfels an Kaehler vom 13.3.1930, in: a.a.O.

Affäre herauszuziehen."[142] Außerdem könne Meinecke doch nicht im Ernst ,,glauben, daß Du Dich auf ein ‚Regest' des Bismarckschen Verfahrens beschränken und auf die Einbettung der Sozial-Politik in dem breiteren Strome der allgemeinen Innenpolitik in Deiner Gesamtdarstellung verzichten würdest".[143] So schrieb Rothfels denn an Meinecke, er lege ,,größten Wert" darauf, sich mit ihm persönlich zu verständigen, und erhielt daraufhin eine Einladung nach Berlin, wo er vor der Unterkommission noch einmal seinen Standpunkt entwickeln sollte. Inzwischen hatte er auch die etwas delikate Vorgeschichte des Sozialistengesetz-Projektes[144] in Erfahrung bringen können, was ihn ,,die Sache etwas milder sehen [ließ]".
Über die Verhandlungen, die Rothfels dann am 1. Juni 1930 in Berlin führte — zunächst persönlich mit Meinecke und später im Kreise der betreffenden Unterkommission — hat er privatim einen ausführlichen Bericht verfaßt, der als Anhang zu diesem Aufsatz wörtlich wiedergegeben ist, weil er einen authentischen Einblick in das Innenleben der deutschen Historikerzunft vermittelt, wie er sonst kaum überliefert ist.[145] Das offizielle Protokoll der entsprechenden Sitzung ist da wesentlich zurückhaltender. Danach hat sich Rothfels über die ,,Intention für die Gestaltung seiner Publikation über Bismarcks Sozialpolitik" folgendermaßen geäußert: Er wolle ,,nicht bloß eine begrenzte Monographie über die positive wie repressive Sozialpolitik Bismarcks, sondern eine allgemeingeschichtlich gemeinte Darstellung der Auseinandersetzung des Staates mit der sozialen Frage zur Zeit Bismarcks überhaupt geben, die auch die Gegenkräfte und die Wirkung des Sozialisten-Gesetzes auf die Massen zur Anschauung bringen soll". Von den Ausschuß-Mitgliedern ,,wurde anerkannt, daß Rothfels das Recht habe, sein Thema nach eigenem Ermessen abzugrenzen". Der Ausschuß werde nunmehr seinerseits festlegen, wie die ,,nach wie vor für notwendig gehaltene Publikation über das Sozialistengesetz" sinnvoll zu gestalten sei. Rothfels behielt sich daraufhin vor, ob er seine Publikation der HRK überhaupt noch überlassen wolle, signalisierte aber Kooperationsbereitschaft.[146] Wie Meinecke später der HRK berichtete, wollte Rothfels in einem halben Jahr eine *Denkschrift* vorlegen, um sein aktuelles Konzept noch deutlicher zu veranschaulichen. Auch werde Rothfels ein Verzeichnis der von ihm benutzten Akten an Mayer schicken, sei aber wohl ,,wenig angenehm berührt gewesen, daß neben seiner Arbeit ‚Bismarcks Sozialpolitik' noch eine Sonderarbeit über das Sozialisten-Gesetz erfolgen solle."[147] Zwar hat Rothfels den angekündigten Arbeitsplan tatsächlich noch ausgearbeitet,[148] aber eine Kooperation mit den Bearbeitern des anderen Editionsprojektes hat er verweigert.[149] Vor allem wohl

142 Wie recht Kaehler mit seiner Einschätzung hatte, zeigt ein Brief von Arnold Oskar Meyer an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Kiel, der Meyer um Berufungsvorschläge für einen vakant gewordenen Historiker-Lehrstuhl gebeten hatte. Meyer empfahl daraufhin u.a. Rothfels und wies in diesem Zusammenhang auf folgendes hin: Wenn Rothfels schon seit einigen Jahren nicht mehr mit einer größeren Veröffentlichung hervorgetreten sei, so liege das vor allem ,,daran, daß er ein groß angelegtes und viel versprechendes Werk über Bismarcks Sozialpolitik unter der Feder hat", auf das man nach den Andeutungen seiner bisherigen Publikationen zu diesem Thema gespannt sein dürfe. Meyer an H. Rosenberg vom 8.6.1930, in: UB Göttingen, NL Meyer Nr.412.

143 Wie Anm.139.

144 Rothfels sprach vom ,,bolschewistischen Antrag auf Auslieferung des Materials". Vgl. Brief an Kaehler vom 8.6.1930, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144b.

145 Quelle: a.a.O.

146 Vgl. BA, Abt. Potsdam, 15.06, Nr.348 (unfoliierte Anlage zum Protokoll der HRK-Sitzung vom 10.3.1931).

147 A.a.O.

148 Vgl. BA Koblenz, NL Rothfels, Nr.106. Es handelt sich hierbei um einen maschinenschriftlichen (nicht ganz vollständigen) Durchschlag des nicht überlieferten Originals.

149 Vgl. den Brief von Alfred Schulz an Hermann Schumacher vom 27.3.1935: ,,Als ich im Jahre 1930 die Aktensammlung für das Thema Sozialistengesetz übernahm, habe ich Herrn Prof. Mayer gegenüber wiederholt auf die Möglichkeit oder Erwünschheit einer Zusammenarbeit hingewiesen, aus verschiedenen Gründen ohne

deshalb, weil sich sein Plan ausdrücklich ,,*gegen* die Verteilung des Stoffes auf zwei Autoren" aussprach. Meinecke und die anderen Mitglieder des Unterausschusses hat das nicht in ihrer Überzeugung beirren können, ,,daß beide Veröffentlichungen *nebeneinander* betätigt werden sollten".[150] Da es Rothfels ablehnte, sich ,,nach dem Berliner Wind zu drehen",[151] wurde sein Verhältnis zu Meinecke — inhaltlich nicht zuletzt aufgrund ,,ziemlich scharfer Auseinandersetzungen" mit diesem über das Verhältnis von Sozialdemokratie und Staat[152] — nunmehr auf Dauer ,,ausgesprochen kühl".

3.8 Konzeptioneller Neubeginn?

Was hatte Rothfels der Kommission 1931 noch anzubieten? Während es ursprünglich um eine aktenmäßige Darstellung der Entstehungsgeschichte der Sozialgesetzgebung unter Bismarck gegangen war, sollte es sich nunmehr ,,um die Auseinandersetzung des Preußisch-deutschen Staates mit den Aufgaben, die aus der industriellen und proletarischen Entwicklung erwuchsen", handeln, und zwar ,,nach außen und nach innen". Das klingt zunächst wenig gegensätzlich, war es aber doch. Denn diese Auseinandersetzung sei ,,über das ressortmäßig Sozialpolitische hinaus im ganzen Umfang der historischen Bedingtheit darzustellen", d.h. unter ,,starke[r] Berücksichtigung der Außenpolitik und der Verfassungspolitik", und auch der gesamten ,,Kampfpolitik" des Bismarck-Staates. ,,Die ‚Auseinandersetzung' hat nicht nur ganz notwendig zwei Seiten, eine fürsorgerische und eine kämpfende, sondern sie ist selbst zweiseitig. D.h. sie kann nicht verstanden werden, ohne daß der einen Frage die andere dauernd korrespondiert, wie setzt sich die proletarische, klassenbewußte Bewegung ihrerseits mit dem Staat, mit der Reichsgründung, mit dem Krieg von 1870, mit der Ära Tessendorf, mit dem Sozialistengesetz, mit der Arbeiterversicherung auseinander. Das ganze Problem hat m.E. einen doppelten Charakter, der auch ideengeschichtlich von der Staats- wie von der Klassentheorie zu unterbauen ist, und hierin liegt die *Schicksalsbedeutung* nach beiden Seiten hin".[153]

Daß Rothfels jetzt mehr denn je auf eine geistesgeschichtliche Grundsatzerörterung des ,,schicksalhaften" Verhältnisses von Staat und Arbeiterbewegung im Bismarckreich aus war und weniger auf eine luzide historische Darstellung staatlicher Sozialpolitik im Sinne der Konzeption, wie sie Meinecke 1928 vorgeschwebt hatte,[154] das zeigt vollends der Blick in den Entwurf eines Vorworts für die geplante Publikation, die Rothfels im Spätsommer 1931 zu

[Forts. Anm. 149] Erfolg." FSt Hamburg, 15–1, A 4. — Daß es Rothfels war, der hier abblockte, geht aus seinem Briefwechsel mit Kaehler hervor. Auf der anderen Seite hat auch Mayer auf diesem Forschungsfeld Politik gemacht: So bedrängte er im Frühjahr 1931 seinen ,,Schüler" Ernst Engelberg geradezu, eine Dissertation in Angriff zu nehmen, in der die sozialdemokratische (Grundsatz-) *Kritik* an der Bismarckschen Sozialpolitik der 1880er Jahre ausführlich dargelegt werden sollte. Er wollte damit offensichtlich von vornherein einen Gegenakzent gegenüber dem Rothfelsschen Ansatz setzen. Allerdings hat Engelberg von den Hintergründen der Auseinandersetzungen zwischen Mayer und Rothfels damals nichts gewußt. (Freundliche Mitteilung von Professor Engelberg, Berlin).

150 So Meinecke auf der Sitzung der HRK vom 9.3.1932, zitiert nach dem Protokoll, in: GStA Dahlem, Rep. 92, Meinecke Nr.167.

151 Rothfels an Kaehler vom 1.8.1930, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144b.

152 Rothfels an Kaehler vom 21.12.1930, in: a.a.O. Dort auch das nachfolgende Zitat. Es kann vermutet werden, daß es hier nicht allein um die Sache selbst, sondern auch um Rothfels' Widerwillen ging, eigene (historisch-politische) Ansichten durch wissenschaftlich überzeugende Gegenargumente korrigieren zu lassen oder doch wenigstens selbstkritisch zu überprüfen.

153 Wie Anm.148.

154 Vgl. Anm.119.

Papier gebracht hat.[155] Dieses Papier — hauptsächlich geschrieben ,,zur Begründung der Anlage des Buches im Ganzen" — gibt noch deutlicher zu erkennen, wie weit der Bearbeiter der Bismarckschen Sozialpolitik inzwischen von seinem engeren Thema abgekommen war. Hier bekennt sich der Autor noch einmal mit beredten Worten zu dem tieferen Sinn einer typisch deutschen, innerlich zugeordneten Gegensätzlichkeit von Staat und Klassenbewegung, ,,die aus ihren leidvollen Spannungen zugleich Aufgaben und Kräfte von überzeitlichem Rang entbunden hat".[156] Zur geistigen Erfassung eben dieser ,,geschichtlichen Erscheinung", die über das ,,rein fachliche Interesse" weit hinausgreife, vielmehr ,,Grundfragen von Staat und Gesellschaft" aufwerfe, hielt Rothfels die sozialpolitische Thematik für besonders geeignet. Dazu sei es aber erforderlich, ,,die scheinbare Objektivität des bloß Stofflich-Tatsächlichen" zu überwinden und ,,zu einer Objektivität höherer Ordnung vorzudringen". Deren Bezugsgrößen sollten ,,die *geschichtliche Gegenwart* und das historische Recht der Bismarckschen Sozialpolitik" sein; ihre ,,echten Traditionen und die epigonalen Verzerrungen", d.h. ,,ihr heilsames wie ihr gefährliches Erbe", das in den letzten Jahren ,,eine ungeahnte Aktualität gewonnen hat". Erst eine solche wohlbegründete Stellungnahme gebe (ihm) ,,das Recht, historisch zu den Dingen des Tages zu sprechen."

Eine kleine Kostprobe dessen, was von dieser ‚Besprechung' der Tagespolitik zu erwarten war, hat Rothfels wenig später in einem Abschnitt seiner Studie ,,Bismarck und der Osten" gegeben.[157] Darauf soll hier aber nicht weiter eingegangen werden. Einmal, weil das Buch

155 Vgl. BA Koblenz, NL Rothfels, Nr.106. Diese vier Seiten lange handschriftliche Ausarbeitung trägt die Überschrift: ,,Bismarcks Sozialpolitik — Einleitungs-Entwurf — Vorwort". — Daß er mit diesem Papier seine konzeptionellen Überlegungen von 1919 (vgl. oben Anm.90) nun nicht mehr nur im Hinblick auf die angestrebte Darstellungsform, sondern auch hinsichtlich der inhaltlichen Zielsetzung geradezu desavouierte, sei hier nur am Rande erwähnt.

156 Die Anklänge an Arthur Moeller van den Bruck, Das Dritte Reich, Berlin 1923, hier zitiert nach der 3. Aufl. Hamburg 1931, S.75, sind unverkennbar: Der ,,deutsche Sozialismus [. . .] ist durchaus dualistisch und polar, wie dies einem Land entspricht, das in jeder Beziehung [. . .] selbst dualistisch ist und in dem das Leben von seinen Gegensätzen her im Gleichgewichte gehalten werden muß".

157 Vgl. Anm.15, hier das Kapitel ,,Sozialpolitik und Verfassungspolitik" (S. 57–63). Die Hauptthesen: Im Kampf der Klassen galt Bismarck die königliche Regierung ,,als die *einzig objektive Instanz*". Der ,,preußisch-östliche Grundton" seiner Auffassung von Gesellschaftspolitik sei nicht zu verkennen. Sie bezog sich auf das ,,‚Volk' in einem ursprünglichen Sinne, noch unangegriffen von den auflösenden Kräften der bürgerlichen Gesellschaft" (S.57) und hatte die ,,Tendenz, der Verstädterung entgegenzuwirken und den Menschen *bodenfest* zu halten oder wieder zu machen". (S.58) Wenn sie ,,die Schicksalsfrage des modernen Proletariats in Angriff nahm, so behielt sie doch ihren *spezifisch ostelbischen Ausgangspunkt* in den Rechtsbegriffen des preußischen aufgeklärten Absolutismus und [. . .] mehr noch im Erfahrungsbereich der patriarchalischen Gutsherrschaft, der natürlich-ständischen Lebensgemeinschaft und der lutherischen Obrigkeit, in der geistigen und sozialen Welt gottgewollter Abhängigkeiten aber auch ebenso gottgewollter Fürsorge und Verantwortung". (S.59). Diese bodenständige Grundhaltung feite Bismarck ,,gegen die optimistische Weltsicht des Liberalismus und die Harmonielehre des Westens". (S.59f.). ,,Er nahm die moderne Produktionsweise als etwas Gegebenes hin, [. . .] aber er hat nie der Lehre angehangen, daß mit der kapitalistischen Wirtschaft die beste aller Welten organisiert sei. (S.60). Hinter seiner Sozialpolitik ,,standen Gedanken der *Sozialisierung* und eines *berufsständischen* Aufbaus der Industrie". Die von Bismarck ins Werk gesetzte sozialpolitische Intervention muß verstanden werden ,,als Kampf gegen politisch unverträgliche Ansprüche, gegen ‚subversive Tendenzen', aber auch als Versuch der *Erziehung von oben her,* des gestaltenden Eingriffs in die bloße Gegebenheit, als Primat des Staates gegenüber den Naturtatsachen der Biologie wie der Wirtschaft, als Erhebung des obrigkeitlichen Gebots gegenüber allen gesellschaftlichen Interessen" (S.61). ,,So ist es vor allem ein Hauptzweck von Bismarcks sozialer Gesetzgebung gewesen, in die zur Summe von Individuen sich auflösende bürgerliche Gesellschaft neue *Bindungen* einzulassen". (S.63). — Zu den ideologischen Wurzeln dieser Akzentverlagerung vgl. die in Anm. 24 und 25 erwähnten Arbeiten von Rudolf Craemer, der zur gleichen Zeit wie Rothfels schrieb: ,,Die deutsche Sozialpolitik Bismarcks war ein Versuch, durch den Einsatz des Staates aus der altpreußischen Tradition neue Formen der wirtschaftlich-ständischen Volksordnung und nationalpolitischen Gemeinschaftsbindung zu entwickeln. Wir wissen heute, daß Bismarcks eigentliche Absichten dabei viel weiter gegangen sind, als ihm zu verwirklichen möglich war [. . .]. Der Staat [Hitlers] ist es auch jetzt, der die Volksordnung in Deutschland herbeiführt, der deutsche Sozialismus ist die Unterwerfung aller wirtschaftlich-gesellschaftlichen Interessen unter die Hoheit des Staates". Vgl. Rudolf Craemer, Staatserneuerung und sozialistische Gestaltung in Deutschland, in: Deutsche

damals wissenschaftlich wie politisch anderen Zielen dienen wollte als dem, die Geschichte der deutschen Gegenwart aus dem ‚authentisch' interpretierten Geist der Sozialpolitik Bismarcks zu deuten. Zum andern, weil das, was Rothfels hier gegenüber vorgängigen Interpretationsmustern ‚anbaute', fast ausnahmslos an den Leistungen seines jüngeren Königsberger Kollegen Craemer orientiert war, „Bismarcks preußische Wesensbestimmung der deutschen Sozialpolitik" zu generalisieren.[158] Und schließlich, weil Rothfels seinen Versuch, die Ausdeutung der Bismarckschen Sozialpolitik stärker dem Anfang der 1930er Jahre vollzogenen Paradigma-Wechsel zu den Normgrößen Reich/Volk anzupassen, über das Stadium eben eines Versuchs nicht hinausgeführt hat.

In kritischer Gesamtschau betrachtet, ist Rothfels' Reflexion der historischen Wirklichkeit sozialer Politik im Bismarckreich stets auf eine historisierende Erörterung seiner eigenen Zielsetzung, des eigenen (politischen) Wollens und Strebens hinausgelaufen. Seine Interpretationsmuster und Deduktionen sagen weit mehr über die Weltsicht des Autors und die Befindlichkeit seiner Zeit als über das von ihm doch so quellennah studierte Sujet aus. Die Sinndeutung der Bismarckschen Sozialpolitik, so wie sie Rothfels betrieb, enthält keine historische Analyse im Sinne einer Suche nach gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnissen, sondern argumentiert in weitgehender Distanz, ja bisweilen in direktem Widerspruch zu den wirklichen Vorgängen vom Blickpunkt einer vorgefaßten Meinung. Auch betrachtete er die Bismarcksche Sozialpolitik losgelöst von dem historisch-sozialen Gehalt der Probleme, die sie regulieren sollte, und von den Interessen, die sie prägten. Wodurch er der Frage nach den strukturellen Bedingungen der Entstehung der Arbeiterversicherung entkam und auch der, wie problemgerecht das von Bismarck durchgesetzte Lösungsmodell im Vergleich zu den anderen zeitgenössischen Optionen eigentlich war. Da Rothfels Bismarcks Mangel an Empathie für die Opfer der kapitalistischen Industrialisierung teilte, konnte er auch keine moralisch begründete Sensibilität für die eventuellen Unterlassungssünden der Bismarckschen Sozialpolitik entwickeln. Die geistvoll vorgetragene, aber doch unverkennbar *künstliche* Deutung blieb konstant auf den Mythos einer Reichsvergangenheit eingeschworen, von deren zeitgemäßer Aufbereitung Rothfels sich eine geistige Regeneration der deutschen Nation erhoffte: 1925 war es noch ganz allgemein das, was „dem deutschen Staat durch alle Schicksalwendungen hindurch als fordernde und verheißende Kraft innewohnt";[159] in der Terminologie von 1931 war es Bismarcks großartiger Versuch, durch sozialpolitische Intervention des Staates „die wehrhaften Kräfte zu heben und die Gesellschaft einzudeichen".[160] Seine geschichtstheoretische Konzeption blieb auch sozialpolitischen Fragen gegenüber eine rein staats- bzw. ethnopolitische, der Blickwinkel einer Sozial- bzw. Gesellschaftsgeschichte blieb ihm von dieser Warte aus verschlossen. Aber damit nicht genug. Es war die letztlich wissenschafts*fremde* Parteinahme für bestimmte ideologische bzw. politische Programme, die ihn ‚forschungsstrategisch' scheitern ließ. Rothfels unterwarf sich nicht nur nicht den Regeln eines methodisch ausgewiesenen Vorgehens, sondern er unterwarf seine Ergebnisse auch nicht den Kriterien einer intersubjektiven Überprüfbarkeit. Darauf, dem vermeintlich schicksalhaften

[Forts. Anm. 157] Monatshefte in Polen, Jg. I(11) (1935), S.357–363, hier S.358. — Ähnlich, allerdings mehr die altpreußische Tradition der Vorbismarckzeit betonend, auch die Argumentation bei F.Schinkel, Preußischer Sozialismus, Breslau 1934, bes. S.166ff. — Zur Rezeption der Arbeiten von Craemer und Schinkel vgl. die Rezensionen von Wilhelm Mommsen, in: Vergangenheit und Gegenwart, Jg.24 (1934), S.247ff.

158 Vgl. Rudolf Craemer, Der Kampf um die Volksordnung, a.a.O., S.125ff, Zitat S.229.

159 So Rothfels in seiner Einleitung zu: Otto von Bismarck . . ., a.a.O., S.XII.

160 Wie Anm. 155.

Zusammenspiel sozialpolitisch normbildender Kräfte eine markante Prägung zu geben, verwandte er hingegen viel Scharfsinn, dafür entwickelte er ein ganzes Repertoir von Argumentationsfiguren, die an und für sich viel Belehrendes enthalten, mit Bezug auf den historischen Gegenstand selbst, d.h. die reale Geschichte der staatlichen Sozialpolitik in Deutschland aber relativ belanglos sind. Er definierte den historischen Problemzusammenhang so, daß die Frage nach dem Wesen der Bismarckschen Sozialpolitik zugleich zu einer Kernfrage des Kampfes um die zukünftige Gestaltung des wirtschaftlich-gesellschaftlichen Daseins der deutschen Nation wurde. Die Sozialpolitik ist entweder eine Schlüsselfrage der Staatserneuerung, oder sie ist nicht der Rede wert. Natürlich wußte Rothfels, daß die Überlieferung zur Bismarckschen Sozialpolitik nicht sehr viel mehr als Realpolitik im landläufigen Sinne des Wortes spiegelte. Die vermeintlich tiefere Weltanschauung, die diese Politik über ihre zeitgeschichtliche Bedeutung hinaus etwa „trug", war — wenn überhaupt — gleichsam erst „dahinter" zu entdecken. Quellen, die einen mit bloßen Augen zu erkennenden direkten Bezug auf die „innere Form" sozialpolitischer Produktion besaßen, gab es nicht. Sie waren auch in editorischer Hinsicht nicht „zum Sprechen" zu bringen. Zwar existiert eine Fülle von Dokumenten, die eine intensive Aufhellung des Tatsächlichen im historischen Prozeß des „social-policy-making" ermöglichen, aber dieses Tatsächliche ermangelt doch durchweg jener großartigen Gesichtspunkte, die sich Rothfels als maßgeblich für das Geschehen vorgestellt hatte. So blieb die politische Mythographie der einzige Ausweg.

Eine so individualistische und voluntaristische Bearbeitung der Thematik aber, wie sie Rothfels 1931 im Sinn hatte, widersprach der wissenschaftlichen Publikationsstrategie, der sich die HRK damals satzungsmäßig verschrieben hatte. Das Ergebnis wäre vermutlich auf Bedenken in diesem Gremium gestoßen, zumal zeitgenössische Historiker inzwischen Attraktiveres zu bieten hatten als das, was Rothfels als Bearbeitungsform der Quellen zur Innenpolitik im Bismarckreich vorschwebte.[161] Doch ist es zur Ausarbeitung eines entsprechenden Buchmanuskriptes nicht gekommen. Rothfels hatte sich zu stark politisch bzw. in der deutschen „Ostforschung" engagiert,[162] als daß ihm die Ausarbeitung eines so anspruchsvollen Werkes noch möglich gewesen wäre. Er stand sich buchstäblich selbst im Wege.

Als Meinecke Kaehler gegenüber im September 1931 noch einmal einen Versuch machte, die nun einmal versprochene Arbeit anzumahnen, reagierte Rothfels ausgesprochen „peinlich" berührt: „Bestimmungen (im alten Sinn)" — schrieb er Kaehler — „giebt es a) überhaupt nicht mehr und b) [. . .] nicht für uns ‚Reaktionäre'". Der Wille, die Arbeit fertig zu machen, sei an sich bei ihm „autonom vorhanden", doch sei er aufgrund anderweitiger Verpflichtungen eben über gewisse Vorstudien noch immer nicht hinausgekommen.[163] Immerhin hat er Meinecke jetzt den oben erwähnten „ausführlichen Plan meiner Sozialpolitik gesandt, eine, wie ich glaube wenigstens sachlich interessante Denkschrift. Die Antwort darauf war von

161 Ein besonders erfolgreiches Beispiel für Bemühungen um eine solche Aufbereitung von Problemzusammenhängen der deutschen Innenpolitik im Kaiserreich, die es dem Leser erlaubten, sich anhand der einschlägigen Quellen selbst ein Urteil zu bilden, läßt das 1930 fertiggstellte Werk von Hans Goldschmidt, Das Reich und Preußen im Kampf um die Führung, Berlin 1931, erkennen.

162 Vgl. hierzu die von ihm selbst herrührenden Eintragungen unter der Rubrik „Politische Betätigung" in seiner Personalkartei-Karte, die er aus Anlaß seiner Neu-Vereidigung im September 1934 auszufüllen hatte, in: BA Koblenz, R 21 Anh., Nr.10016/7862.

163 Rothfels an Kaehler vom 6.10.1931, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144b. — Schon am 14.4.1931 hatte er an G. Ritter geschrieben, daß er zwar vorhabe, sich wieder „in Richtung der Bismarckschen Sozialpolitik mehr zu betätigen", aber nicht mit absoluter Priorität: „Die Dinge werden also nur langsam gehen, und es muß dabei bleiben, daß es hier eben Wichtigeres gibt. Auch schmeichle ich mir, daß ich aus dem täglichen Geschehen immer noch zulerne". BA Koblenz, NL Ritter, Nr.485.

kaum zu überbietender Kühle".[164] Meinecke hat dann auch offiziell resigniert: ,,Bei der Arbeitsüberlastung Rothfels'" — so teilte er am 9. März 1932 höflich auf der Sitzung der HRK mit — ,,sei in absehbarer Zeit mit der Fertigstellung der Arbeit nicht zu rechnen".[165] Natürlich bedauerte auch Rothfels, ,,mit meiner großen Bismarck-Arbeit immer noch nicht abschließen zu können". Aber er sah auch realistisch: ,,Was fehlt, ist ein Jahr *innerer Freiheit* zum Niederschreiben". Und er versuchte, diesem Dilemma auch eine gute Seite abzugewinnen; den vermeintlichen ,,Vorteil" nämlich, ,,daß aus dem Zeiterleben die eigenen Gesichtspunkte sich vertiefen und — daß der Stoff inzwischen auch noch wächst".[166] Seinem Freund Kaehler gegenüber meinte er gar trotzig, ,,daß die Sozialpolitik sich weiter hinausschiebt, ist kein nationales Unglück, vielleicht sogar gut".[167] Der sah das freilich anders: ,,Daß es kein nationales Unglück ist [. . .], glaube ich auch mit Dir, aber ob es nicht ein persönliches und akademisches Malheur wäre, wenn an ihrer Stelle gar nichts in Erscheinung träte, was potentiell doch vorhanden ist, das scheint mir doch der Erwägung wert".[168] Dies war insofern ein ernstzunehmendes Argument, als das ,,akademische Malheur" in Wahrheit schon damals eklatant war.[169] Denn, wenn die deutsche Geschichtswissenschaft auch 1932 noch immer nicht viel mehr über Bismarcks Weg zum Sozialstaat wußte als das, was bereits 1922 bekannt war,[170] so trägt dafür nicht zuletzt Rothfels die Verantwortung, der dieses Feld zwar besetzt und auch intensiv umgepflügt, aber dann aus Gründen ganz persönlicher Art nicht mehr weiter bestellt hatte, bestellen konnte. Ohne Zugang zu den einschlägigen Quellen, deren Verwertung sich Rothfels bis dato als eine Art Exklusivrecht hatte sichern können, mußte die Forschung auf diesem Gebiet stagnieren. Daß dieser Zustand namentlich Meinecke, nachdem er ein ganzes Jahrzehnt vergeblich auf das mit so viel Vorschußlorbeeren bedachte Opus gewartete hatte, mehr als befremden mußte, hätte Rothfels eigentlich einsehen müssen. Daß er es nicht tat, sondern den haltlosen Zustand vielmehr zu perpetuieren trachtete, spricht für sich selbst.

164 Rothfels an Kaehler vom 16.11.1931, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144b.

165 Protokoll nach: BA, Abt. Potsdam, 15.06. Nr.348. — Übrigens scheint Rothfels auch durch die Arbeit an der Friedrichsruher Ausgabe von Bismarcks Gesammelten Werken, von der er offenbar weitgehend ausgeschlossen war, ein Stück weit entmutigt worden zu sein, wie er in einer ausführlichen Besprechung dieser großen Ausgabe zu erkennen gab. Vgl. die Rezension in: Deutsche Literaturzeitung, 1931, Sp. 1086.

166 Rothfels an die Fürstin Herbert von Bismarck vom 17.4.1932, in: Fürstlich Bismarcksches Archiv Friedrichsruh, M 39. Rothfels hat damals — vergeblich — versucht, seine Materialbasis durch Dokumente aus dem Bismarckschen Privatbesitz zu erweitern. Vgl. Fürstin Herbert von Bismarck an Rothfels vom 30.4.1932, in: BA Koblenz, NL Rothfels, Nr.108.

167 Rothfels an Kaehler vom 1.5.1932, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144b.

168 Kaehler an Rothfels vom 30.5.1932 [Durchschlag], in: a.a.O.

169 So schrieb etwa Willy Andreas 1931 in einem vertraulichen Gutachten für den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Halle, Rothfels habe ,,mit der Zeit nicht bloss mich etwas enttäuscht"; er habe sich ,,viel verzettelt": ,,die eigentlich grossen wissenschaftlichen Leistungen sind ausgeblieben". GLA Karlsruhe, 69 N Andreas/750.

170 So sind in diesem Jahrzehnt — außer den Rothfelsschen Publikationen — ganze zwei geschichtswissenschaftlich fundierte Arbeiten erschienen, die sich auf das Thema im weiteren Sinne bezogen: Erich Stock, Wirtschafts- und sozialpolitische Bestrebungen der deutschkonservativen Partei unter Bismarck 1876–1890, Breslau 1928, und Karl Heidemann, Bismarcks Sozialpolitik und die Zentrumspartei 1881–1884, Herford 1930. — In seiner Zeit als Königsberger Ordinarius hat Rothfels selbst eine einzige Dissertation zu (einem randständigen Problem aus) diesem Themenbereich zugelassen, und zwar von dem — zum Zeitpunkt seiner Promotion 36jährigen — stellvertretenden Direktor des Königsberger Tierversicherungsamtes Günter Rosenstock: Versicherungstechnische Probleme in der Geschichte der Bismarck'schen Sozialgesetzgebung, Phil. Diss. 1933, Köslin 1934.

3.9 Abbruch und Nachklänge

Auf der ordentlichen Sitzung der HRK vom 8. März 1933 fand das Rothfels-Projekt bereits keine Erwähnung mehr.[171] ,,Anscheinend ist eine Fertigstellung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten" — notierte sich Meinecke privat auf einem Zettel und fügte hinzu, die HRK sei zwar weiterhin ,,grundsätzlich bereit", die Arbeit zum gegebenen Zeitpunkt aufzunehmen. ,,Aber sowohl wir wie er sind frei in ihren endgültigen Entschlüssen".[172] Die Diktion dieser Zeilen läßt deutlich die Reserviertheit spüren, mit der Meinecke nunmehr einem wissenschaftlichen Unternehmen gegenüberstand, das er selbst einst auf den Weg gebracht und dann jahrelang gefördert hatte. Auf der anderen Seite hat Meinecke sofort, nachdem Mayer 1933 als Jude aus der HRK hatte ausscheiden müssen, interimistisch die Projektleitung für die *Sozialistengesetz*-Publikation übernommen und damit sein Eintreten für dieses — Rothfels so unsympathische — Vorhaben unmißverständlich zum Ausdruck gebracht. Immerhin dachte er in diesem Zusammenhang gelegentlich auch daran, ,,den Kontakt mit Rothfels wiederzusuchen, der unter Mayer abgerissen war". Doch wie Meineckes Mitarbeiter in diesem Projekt, Alfred Schulz, dem wir diese Information verdanken, weiter berichtet, war die Stellung von Rothfels in Königsberg inzwischen auch so ,,unterminiert", daß dieser — wie Meinecke meinte — ,,wohl z.Zt. kaum für große neue Pläne zu haben sein werde".[173]

In seinem Rechenschaftsbericht über die Arbeit der HRK vom 31. Januar 1935, den Hermann Oncken als nunmehriger Vorsitzender und Nachfolger Meineckes auf Anforderung des neuen Reichswissenschaftsministers vorlegte, heißt es schließlich über Rothfels' ,,noch in den *Anfängen* stehende Arbeit": Der Bearbeiter habe zwar ,,sehr umfängliche Quellenansammlungen eingeleitet, auch schon wertvolle Einzelstudien veröffentlicht, doch hat die Ausführung des Unternehmens nicht solche Fortschritte gemacht, daß über seine endgültige Gestalt entschieden werden konnte."[174] Und am 14. August 1935 schrieb Meinecke an Schulz: ,,Über Rothfels' weitere Arbeitspläne weiß ich nichts. Als ich ihn zuletzt sprach, hat er mir von der Bismarckpublikation nichts mehr gesagt".[175] Mit der inzwischen erfolgten Zwangsemeritierung von Hans Rothfels in Königsberg fand das Projekt schließlich nach 16jähriger Bearbeitungszeit sein vorläufiges Ende.[176] Ob Rothfels von der ,,Möglichkeit, die Sozialpolitik unter Obhut der [preußischen] Akademie zu stellen", Gebrauch gemacht hat, läßt sich nicht mehr feststellen.[177] Immerhin hat sich Schulz in der Folgezeit noch der Hoffnung hingegeben, daß es vielleicht ,,gelänge, etwa auch noch die von Rothfels geleistete Arbeit fruchtbar werden zu lassen im Zusammenhang mit meiner".[178] Denn es bestehe nunmehr — so schrieb er noch am 5. Dezember 1937 an Alexander von Müller — ,,die Möglichkeit, eine Veröffentlichung über Bismarcks Sozialpolitik und das Sozialistengesetz unter einen Hut zu bringen, was

171 Vgl. das Protokoll, in: BA, Abt. Potsdam, 15.06., Nr.348.
172 GStA Dahlem, Rep.92, Meinecke Nr.168 (handschriftliche Notiz).
173 Alfred Schulze an Dr. Möller (Briefdurchschrift), zitiert nach FSt Hamburg, 15-1, A 5.
174 Nach dem Original in: BA, Abt. Potsdam, 49.01., Nr.2591 Bl.25–34, hier Bl.30. Eine unvollständige ‚geschönte' Abschrift befindet sich im NL Oncken, in: STA Oldenburg, Best. 271-14, Nr.674.
175 FSt Hamburg 15-1, A 4.
176 Der umfangreiche Torso dieser ,,Quellensammlung" ist im Rothfels-Nachlaß, den das Bundesarchiv Koblenz aufbewahrt, überliefert. Vgl. vor allem die Konvolute Nr.67, 88, 90–94, 96–105, 106–108, 110 und 110–116.
177 Rothfels an Kaehler vom 23.2.1935, in: UB Göttingen, NL Kaehler 1, 144b.
178 Brief an Otto Westphal vom 28.10.1935, in: FSt Hamburg 15-1, A 4; vgl. auch Alfred Schulz' diesbezügliches Schreiben an das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands vom 7.7.1936: ,,Ich würde es dankbar begrüßen, wenn heute die Möglichkeit bestünde, durch das Reichsinstitut eine einheitliche Linie für die Arbeiten über die Sozialpolitik und das Sozialistengesetz Bismarcks auf Grund der Rothfelsschen und meiner Arbeit festzulegen und zunächst vielleicht das gesamte Material zusammenzubringen bezw. -zuhalten." A.a.O.

seinerzeit leider aus verschiedenen Gründen nicht möglich war".[179] Doch blieb dieser — wohl nicht ganz uneigennützige — Gedanke unausgeführt, da sich keine Instanz fand, die Rothfels gezwungen hätte, seine Unterlagen herauszugeben. So wurden sie über die Kriegszeit gerettet.

Bleibt noch zu berichten, daß die vielleicht sachlich interessantesten Ausführungen von Rothfels über Bismarcks Sozialpolitik zugleich sein letzter Beitrag zu diesem Thema waren. Er wurde — soweit ersichtlich — im Frühjahr 1937 verfaßt, zunächst als Referat für einen mehrteiligen Vortrag in Cambridge, der dann ein Jahr später in einer englischen Soziologen-Zeitschrift als Aufsatz — allerdings ohne Fußnoten — erschien.[180] Man merkt dieser Arbeit an, daß sie nicht zuletzt im Hinblick darauf geschrieben war, ,,langsam in England Fuß fassen [zu] können".[181] Rothfels wußte nach Ansicht seines Freundes Kaehler nur zu gut, daß er ,,in seinem wissenschaftlichen Gepäck zu wenig ideologische Exportartikel für den westeuropäischen Verbrauch aufzuweisen hat", und mußte daher bestrebt sein, den britischen Kollegen etwas Probates anzubieten. Das führte zwar nicht zu einer Desavouierung seiner bisher vertretenen Thesen zum Thema, aber doch zu einer erheblichen Abschwächung und einer Versachlichung der Argumentation. Auch andere ‚Verbiegungen' sind allenthalben spürbar: Die auf Selbstverwaltung und Selbstverantwortung beruhenden Prinzipien der britischen Sozialpolitik im 19. Jahrhundert, deren Staatsferne und deren Beeinflussung durch eine starke Gewerkschaftsbewegung sind nun auf einmal Gestaltungsparameter, die historische Berechtigung haben und Respekt verdienen. Selbst Bismarck hatte persönlich ,,a decided preference for this type of social developement" (S.84), mußte aber bei seinen Maßnahmen auf die soziale und politische Andersartigkeit Preußen-Deutschlands Rücksicht nehmen. — Sieht man von diesen Verbeugungen Rothfels' vor dem Traditionsbestand politischer Kultur seiner britischen Gastgeber ab, so bietet der Vortrag zwar inhaltlich nicht sehr viel Neues, aber er argumentiert doch vergleichsweise unprätentiös, und — was vielleicht noch bemerkenswerter ist — er bemüht sich sichtlich um eine Verbindung der ideengeschichtlichen Betrachtung von Sozialpolitik mit einer wenigstens andeutungsweisen Herausarbeitung konkreter historischer Vorgänge.

Gleichwohl werden Bismarcks sozialpolitische Intentionen und Praxis erneut überzeichnet. Im Grundsätzlichen, wo Rothfels den Kanzler zum Anhänger von ,,Luther's social conception" (S.87) macht mit ,,a right and proper feeling of responsibility", der in seinem sozialpolitischen Denken ganz und gar auf ,,the power and welfare of the whole" (S.89) eingeschworen und einem ‚praktischen Christentum' — ,,without doubt honestly" (S.93) — verpflichtet blieb; ,,the social-political task was [. . .] simply to raise the power of authority above the

179 A.a.O., Vgl. auch Schulz' Brief an Werner Frauendienst vom 14.3.1938: Die ,,ideale Lösung" sei, Sozialistengesetz und Sozialpolitik zusammen zu behandeln. ,,Mayer und Rothfels konnten sich damals nicht einigen", aber ,,in allen diesen Dingen hat sich nun die Lage geändert, und wie ich meine, zum Vorteil für das Thema." A.a.O.

180 Hans Rothfels, Bismarck's Social Policy and the Problem of State Socialism in Germany, in: The Sociological Review, Jg.30 (1938), S.81–94 und S.288–302. Die unten folgenden Seitenangaben im Text beziehen sich auf diesen Aufsatz. — In der deutschen Fachliteratur ist dieser Artikel m.W. erst in den 1950er Jahren zur Kenntnis genommen worden. Eine deutsche Fassung hat Rothfels nicht publiziert.

181 Siegfried Kaehler an Srbik vom 18.8.1938, in: Heinrich Ritter von Srbik, Die wissenschaftliche Korrespondenz . . ., a.a.O., S.496f.; dort S.497 auch das nachfolgende Zitat. — Zum zeitgenössischen Kontext dieser Arbeit vgl. die Materialien in: BA Koblenz, NL Rothfels, Nr.99 (Exzerpte zur englischen Sozialpolitik aus den Jahren 1936/37) und Nr.127 (Aufzeichnungen über Rothfels' Englandreisen im November/Dezember 1936 sowie im Mai 1937).

interests of class" (S.92). — In seinem praktischen Vorgehen habe Bismarck schon in den 1860er Jahren großes Verständnis für ,,trade unions and workers' associations" gezeigt (S.92). ,,In the first place, he based the right of workers to combine on the principle of justice, aiming at equalizing living conditions. Further, he expected that this measure would produce educational results, but finally, also, it was to be a corrective for the unhealthy increase of certain branches of industry" (S.92f.). — Die Realisierung und Entfaltung ,,of the social programme pronounced in the early ‚sixties'" sei nur durch die Reichseinigungskriege hinten angesetzt worden. Doch einzelne Vorstöße zwischen 1868 und 1870 zeigten, daß Bismarck an seinem sozialpolitischen Ziel einer Reintegration der durch die Industrialisierung auseinanderdividierten sozialen Gruppen festhielt. Im Gefolge des Krieges von 1870/71 sei dann der Sozialismus ,,as a factor of national as well as international destiny" (S.289) auf die politische Bühne getreten, in Deutschland als Fundamentalopposition gegen die Regierung. Auch die deutschen Gewerkschaften ,,took up this radical attitude in politics. Thus the connexion between the will to intervene on the part of the State and the will to organize on the part of the working class collapsed for many reasons, and a system of police pressure arose which disastrously widened the gulf. And this became a burden on Bismarck's further policy" (S.290). Aber selbst die konservative monarchische Allianz, die Bismarck 1871/72 herbeiführte, habe von Beginn an eine soziale Zwecksetzung gehabt. Wie denn Bismarck überhaupt entschieden der Meinung gewesen sei, man müsse die polizeilichen Maßregeln gegen die Sozialdemokratie ergänzen ,,by generous and far-sighted measures of a positive nature" (S.291). Es sei unzweifelhaft, daß der Kanzler ,,himself was assisting socialist efforts" (ebda.). Am Beispiel der Arbeiterversicherung, wo es Bismarck gelungen sei, Reformvorschläge verschiedener Ratgeber ,,into a policy of State" (S.298) zu transformieren, könne man den großen Wert einer legislatorischen Umsetzung seines sozialpolitischen Wollens besonders gut studieren — und nicht zuletzt ,,Bismarck's personal merit in the matter" (S.300).

Abermals haben wir es mit geistvoll vorgetragenen, doch unbewiesenen Behauptungen zu tun. *Aber:* Hier lag immerhin ein Beitrag vor, der dem Bedürfnis der Geschichtswissenschaft nach diskursiver Problemerörterung Rechnung trug, der auch auf Diskussion und nicht ausschließlich auf politische Belehrung zielte. Fünfzehn Jahre früher — Rothfels war damals bekanntlich schon auf dem gleichen Wissensstand —, wäre ein solcher Beitrag vielleicht eine Bereicherung gewesen. Jetzt, 1938, war er nicht mehr als ein Abgesang, der für die deutsche Fachdiskussion keine Rolle mehr spielte.

4. Epilog: Vom erneuten Scheitern eines Editionsprojektes zur Bismarckschen Sozialpolitik

Nach einer Angabe von Ernst Drahn[182] entstand im Sommer 1939 in der sozialgeschichtlichen Abteilung des von den Nationalsozialisten errichteten ,,Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront" (AWI) erneut die Idee einer Quellenerschließung und

182 Zu dem ursprünglich sozialistischen Publizisten und Privatgelehrten, der 1933 der NSDAP beitrat und seine Qualifikation in den Dienst der neuen Machthaber stellte, vgl. die biographische Skizze in: Karl Heinz Roth, Intelligenz und Sozialpolitik, a.a.O., S.436f., dort S.304ff auch weitere Einzelheiten zu der nachfolgenden Betrachtung.

-publikation zur Geschichte der preußisch-deutschen Sozialpolitik im Zeitalter Bismarcks.[183] Rudolf Craemer,[184] der Leiter dieser Abteilung seit 1937, hat dieses Forschungsvorhaben in einer programmatischen Denkschrift über „Bismarcks Erbe in der Sozialversicherung" 1940 folgendermaßen begründet: „Wir besitzen noch keine vollständige Übersicht der Quellen, und deren Sammlung sowie eine *abschließende Darstellung der Bismarckschen Sozialpolitik* bleibt eine der wichtigsten und dringlichsten Aufgaben deutscher Geschichtswissenschaft".[185]

Im Sommer 1940 begann Craemer, diese Aufgabe systematisch in Angriff zu nehmen: durch Rückversicherung bei Robert Ley, dem Leiter der Deutschen Arbeitsfront (DAF), der eine Benutzungsgenehmigung für die Akten der Reichskanzlei erwirkte; durch Gespräche mit dem zum Nationalsozialismus bekehrten Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Alexander von Müller;[186] durch Sondierungsverhandlungen mit dem für die sozialpolitischen Akten zuständigen Archivrat beim Reichsarchiv, Walter Vogel.[187] Geplant war ein Gemeinschaftsprojekt von Reichsarchiv und Arbeitswissenschaftlichem Institut, wobei letzterem die Federführung und damit auch die konzeptionelle Ausrichtung obliegen sollte. Wie aus den einschlägigen Akten hervorgeht, wollte man augenscheinlich anknüpfen an die Vorarbeiten zu diesem Thema, wie sie von Hans Rothfels und Gustav Mayer unter dem Dach der HRK begonnen worden waren. Auch wenn die ursprünglichen Projektleiter von den Nationalsozialisten inzwischen mit Berufsverbot belegt und zur Emigration gezwungen worden waren, scheint man an den Projekten selbst festgehalten zu haben. Craemer — Rothfels' Habilitand

183 Sozialgeschichtliche Forschung in der Deutschen Arbeitsfront. Rudolf Craemer, in: HZ, Bd.164 (1941), S.672–674. — Vgl. auch Walter Kayser, Rudolf Craemer — Versuch eines Bildnisses (Manuskript), in: BA, Abt. Potsdam, 62.03, Nr.17556, Bl.57, wo von dem Plan einer mehrbändigen Aktenedition „großen Stils, die etwa mit der Veröffentlichung der Zollvereinsakten zu vergleichen wäre", die Rede ist. (Freundlicher Hinweis von Karl Heinz Roth, Hamburg).

184 Zu Craemers politischem und wissenschaftlichem Profil in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre vgl. Walther Kayser, Zum Gedächtnis Rudolf Craemers, in: Volk und Reich, Jg.17 (1941), S.427f., sowie Ernst Drahn, a.a.O. (Anm. 183).

185 Rudolf Craemer, Bismarcks Erbe in der Sozialversicherung, in: Jahrbuch 1940/41, I.Bd. Hrsg. vom Arbeitswissenschaftlichen Institut der Deutschen Arbeitsfront Berlin, S.127–141, hier S.127. — Der von Craemer angesprochene Forschungsstand auf diesem Gebiet war inzwischen immerhin durch einige Arbeiten — von allerdings wissenschaftlich sehr unterschiedlichem Wert — ein Stück vorangekommen. Materialreich vor allem die beiden von Wilhelm Mommsen betreuten Marburger Dissertationen von Kurt Marzisch, Die Vertretung der Berufsstände als Problem der Bismarckschen Politik, Marburg 1934, und Otto Quandt, Die Anfänge der Bismarckschen Sozialgesetzgebung und die Haltung der Parteien. (Das Unfall-Versicherungs-Gesetz 1881–1884), Berlin 1938 (mit starken Reverenzen gegenüber der NS-Ideologie) sowie die Studie des Haller-Schülers Adolf Richter, Bismarck und die Arbeiterfrage im preußischen Verfassungskonflikt, Stuttgart 1934 (darstellerisch wenig strukturierte Präsentation unveröffentlichter Aktenmaterialien). Weniger ergiebig dagegen die Arbeiten von Rudolf Pense, Bismarcks Sozialversicherungspolitik. Versuch einer Darstellung seiner Pläne und deren Verwirklichung, Diss., Greifswald 1934, und Peter Simon, Bismarcks Kampf gegen eine Mediatisierung des Staates durch die Sozialpolitik, Diss., Köln 1935. — Eine wissenschaftliche Leistung besonderer Art stellt die 1933 erarbeitete Dissertation des jungen Kommunisten Ernst Engelberg dar: Die deutsche Sozialdemokratie und die Bismarcksche Sozialpolitik, Ms., Berlin 1934. Sie war von Gustav Mayer angeregt worden und wurde nach Mayers Emigration von Hermann Oncken betreut. — Nach 1938 waren nur noch zwei nennenswerte Aufsätze zum Thema erschienen: Theodor Steimle, Bismarck als Sozialpolitiker, in: Schmollers Jahrbuch, Jg.64 (1940), S.737–747, und Bengt Seeberg, Bismarck und die soziale Frage, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte, Jg.59 (1940), S.387–409.

186 Zu Alexander von Müllers nunmehriger Ergebenheit gegenüber den ‚Machern' der NS-Wissenschaftspolitik vgl. dessen Dankesschreiben an den Reichswissenschaftsminister Rust vom 6.10.1935 aus Anlaß seiner Berufung in den wissenschaftlichen Beirat für das Reichsinstitut für deutsche Geschichte: BA, Abt. Potsdam, 49.01, Nr.2591, Bl.134 — Vgl. im übrigen Bernd Faulenbach, Ideologie . . ., a.a.O., S.359f. sowie S.473f.

187 Walter Vogel (Jg.1909) hatte 1937/38 im Reichsarchiv das Referat „Wirtschaft und Soziales" von Karl Demeter übernommen. An den konzeptionellen Vorarbeiten für das Craemersche Editionsvorhaben war er nicht beteiligt, hatte allerdings selbst schon aufgrund seiner archivalischen Studien den Gedanken einer Publikation über die Ideen und unmittelbaren Einflüsse der Öffentlichkeit sowie der diversen Ratgeber Bismarcks in der Sozialpolitik gefaßt. — Freundliche Mitteilung von Dr. Walter Vogel (Bonn).

und einstiger Kollege in Königsberg[188] — personifizierte ja selbst ein Stück Kontinuität auf diesem Feld der historischen Forschung. Auch heißt es in einem Schreiben des Präsidenten des Reichsarchivs Zipfel an den Präsidenten des 1935 neu begründeten ,,Instituts für Geschichte des neuen Deutschlands" Walter Frank vom 30. Oktober 1940, daß dieses von Craemer angeregte Thema (Bismarcks Sozialpolitik) bereits im Rahmen der vom Reichsarchiv seit langem beabsichtigten Publikationen liege und er deshalb gern auf den Vorschlag des Arbeitswissenschaftlichen Instituts eingehe.[189]

Ende Oktober 1940 kam es nach einer Besprechung zwischen Reichsarchiv und AWI zu einer Vereinbarung,[190] so daß mit dem Projekt im November 1940 begonnen werden konnte. Dabei profitierte das Unternehmen ganz wesentlich von der Propagandakampagne, die die DAF-Führung im September 1940 zugunsten ihres sozialpolitischen Nachkriegs-Projekts eines großartigen ,,Sozialwerks des deutschen Volkes" in Szene gesetzt und nicht zuletzt mit historischen Versatzstücken Bismarck-spezifischer Provenienz legitimiert hatte.[191] In dieser Vereinbarung war von einem dreiteiligen Werk die Rede: einer ,,geschichtlichen Gesamtdarstellung der Bismarckschen Sozialpolitik", für die das AWI verantwortlich zeichnete; einer ,,Publikation der Akten nach dem Prinzip der Auswahl möglichst aller wichtigen Dokumente", für deren editionstechnisch korrekte Aufbereitung das Reichsarchiv in die Pflicht genommen wurde; schließlich einer ,,Reihe von Abhandlungen, in denen Einzelfragen untersucht und solche Aktenbestände ausgewertet werden, die in der Auswahl nicht mit abgedruckt werden sollen". In einem Zeitraum von zunächst etwa zwei Jahren wollte man diese Aufgabe bewältigen; nämlich eine Publikation vorlegen, die — nota bene — *,,einen möglichst umfassenden, abschließenden und wissenschaftlich mustergültigen Charakter"* tragen sollte. Dem Unternehmen standen offenbar beträchtliche Geldmittel zur Verfügung, die es erlaubten, die Projektarbeit in großem Stil anzugehen.[192] Die wissenschaftliche Leitung lag zunächst in den Händen von R. Craemer, dessen ,,organisatorischen Eifer und Geschick" der einstige HRK-Mitarbeiter Alfred Schulz bei einem Besuch in Berlin bewundern durfte. Schulz, den Craemer für sein Projekt gewinnen wollte, hatte dem Referatsleiter bei dieser Gelegenheit mitgeteilt, daß seine Forschungen zum Sozialistengesetz ,,starke Rücksicht auf die damals noch fest von Rothfels beabsichtigte Sozialpolitik-Publikation" genommen hätten: ,,Die ganzen Aktenbestände über die Versicherungsgesetze, gerade die Hauptmasse des Potsdamer Archivs, habe ich nicht benutzt. Das Fehlen der Rothfelsschen Exzerpte und Abschriften ist in der Hinsicht (: Doppelarbeit!) wirklich bedauerlich, aber da Rothfels in Amerika ist, dürfte z.Zt. daran nichts zu machen sein".[193] Da sich auch Schulz selbst — mit taktischem Geschick — um die Ablieferung seiner Sammlung herumdrückte,[194] mußte die Materialerhebung

188 Vgl. Anm. 22 bis 25.
189 BA, Abt. Potsdam, 15.06, Nr.358, Bl.44.
190 Vgl. das Schreiben des Leiters des Arbeitswissenschaftlichen Instituts, Pohl, an den Generaldirektor der Preußischen Archive Zipfel vom 30.10.1940, in: BA, Abt. Potsdam, 15.06, Nr.358, Bl.47/48.
191 Vgl. hierzu im einzelnen Karl Heinz Roth, Intelligenz und Sozialpolitik, a.a.O., S.350ff.
192 So bemühte sich Craemer z.B. durch großzügige Offerten um versierte wissenschaftliche Mitarbeiter wie Alfred Schulz, der jedoch — obwohl seit 1937 auch NSDAP-Mitglied — aus persönlichen Gründen nicht nach Berlin ging. Vgl. die Korrespondenz Craemer/Schulz 1940/41, in: FSt Hamburg 15-1, A 4.
193 A.a.O.
194 Er signalisierte aktive Mitarbeit auf der Grundlage seiner eigenen Erhebungen, hielt aber seine Auftraggeber jahrelang mit Versprechungen und Absichtserklärungen hin. Vgl. hierzu im einzelnen die Materialien, in: FSt Hamburg 15-1, A 4.

gleichsam von vorn beginnen, da man außer sorgfältig ausgearbeiteten ,,Editionsgrundsätzen"[195] weder speziellere Hilfsmittel noch einschlägiges Erfahrungswissen zur Verfügung hatte.

Dessen ungeachtet, blieben die wissenschaftlichen Ansprüche des Unternehmens hoch, so daß gewisse Disparitäten gleichsam programmiert waren. Das zeigte sich sofort, als Craemer — der führende Kopf des Ganzen — im Mai 1941 überraschend verstarb. Sein Nachfolger wurde zunächst der Bibliotheksleiter H. Richter, später der erst 33jährige Rechtshistoriker Eberhard Schmieder.[196] Beide bemühten sich nach Kräften, die Arbeit fortzusetzen, doch war den neuen Referenten die Materie so fremd, daß zunächst ein neuer — weniger ambitionierter — Plan zur Gliederung des Publikationsvorhabens erarbeitet und neue Mitarbeiter gesucht werden mußten. Die Sozialgeschichtliche Abteilung fühlte sich mit der übernommenen Aufgabe augenscheinlich überfordert. Das im September 1941 vorgelegte Konzept für die nunmehr sogen. ,,Bismarck-Publikation" war äußerst dürftig und zeugt davon, wie wenig Sachkenntnis der Abteilung nach Craemers Tod noch verblieben war.[197] Danach sollten Ende 1942 zunächst zwei Bände über das Sozialistengesetz auf der Grundlage der Materialsammlung von Schulz erscheinen. Für Ende 1943 war dann erst die Veröffentlichung von drei Bänden zur Sozialversicherung in Aussicht genommen — ,,mit Rücksicht auf die Forschungslage bezgl. der Akten" — wie es bei Schulz vielsagend heißt.[198] In einem Band ,,Sonderuntersuchungen" sollte darüber hinaus von Walter Vogel ,,das Problem der zeitgenössischen Anregungen auf dem Gebiete der Sozialpolitik (literarische Einwirkung auf die Bismarcksche Praxis)" abgehandelt werden.

Aufgrund der Kriegseinflüsse nahm die Arbeit, die der geplanten Aktenpublikation und Darstellung gewidmet war, in der Folgezeit nach einer Bemerkung Walter Vogels jedoch keinen rechten Fortgang mehr: ,,Die große Aufgabe verwaiste [. . .], Krieg und parteipolitische Zielsetzungen verhinderten das Anwachsen eines tüchtigen Mitarbeiterstabes".[199] Gleichwohl blieb das politische Interesse an der eingeleiteten historischen Untersuchung unverändert groß. Im Herbst 1942 kam es sogar noch zu einer Einbeziehung des Reichsarbeitsministeriums in die Projektbearbeitung, und zwar durch eine von Ley persönlich ausgehende politische Initiative.[200] Noch im Dezember 1942 sprach sich der Reichsarbeitsminister dafür aus, ,,daß man nicht umhin könne, solche Arbeiten ebenfalls als kriegswichtig anzusehen"; es komme darauf an, ,,den Krieg nicht geistig zu verlieren. Der Auseinandersetzung mit den Waffen müsse auch eine solche auf geistigem Gebiete parallel gehen. Der Führungsanspruch der deutschen Wissenschaft in der Welt sei auf manchen Gebieten [. . .] leider gelegentlich in Frage gestellt worden. Von den Bedürfnissen des Inlandes einmal ganz abgesehen, müsse man im Ausland mit wirklichen geistigen Leistungen hervortreten".[201]

195 Diese ,,Editionsgrundsätze" — ein Papier von 3 1/2 Schreibmaschinenseiten — sind im Nachlaß Schulz, in: FSt Hamburg 15–1, A 4, überliefert.

196 Zu Eberhard Schmieder vgl. die biographische Skizze bei Karl Heinz Roth, Intelligenz und Sozialpolitik, a.a.O., S.462f. — Über H. Richter ist nichts näheres bekannt.

197 Vgl. BA, Abt. Potsdam, 15.06, Nr.358, Bl.60–62.

198 FSt Hamburg 15–1, A 4.

199 Walter Vogel, Bismarcks Arbeiterversicherung. Ihre Entstehung im Kräftespiel der Zeit, Braunschweig 1951, S.4.

200 Vgl. den vom 6.10.1942 datierten ,,Vermerk" über eine Besprechung im AWI vom Vortage über die ,,geplante Aktenpublikation", in: BA, Abt. Potsdam, 15.06, Nr.358, Bl.66.

201 Nach der von Walter Vogel angefertigten Aktennotiz über eine am 17.12.1942 stattgehabte Besprechung im Reichsarbeitsministerium ,,über die Aktenveröffentlichung und Schriftenreihe zur Sozialpolitik Bismarcks", in: a.a.O., Bl.67.

Doch waren dies — angesichts der immer prekärer werdenden Kriegslage — nurmehr leere Worte. Ein wissenschaftliches Ergebnis wurde bis Kriegsende nur von Walter Vogel erzielt,[202] den nach seinen eigenen Angaben das Reichsarbeitsministerium ermutigt hatte, an seiner Studie über ,,Vorentwürfe und zeitgenössische Anregungen zur Sozialpolitik Bismarcks" weiterzuarbeiten, ,,indem es half, äußere Schwierigkeiten zu überwinden".[203] Er konnte deshalb im Frühjahr 1945 sein Manuskript im wesentlichen noch abschließen, während es im übrigen ,,bei Aktenexzerpten, die oft noch unzulänglich ausgeführt wurden, [blieb]". Vogels Arbeit erschien — in allerdings überarbeiteter Form — 1951 im Druck.[204] Bezeichnend ist, daß, der Verfasser dieses einzig vorzeigbare Produkt historischer Sozialpolitikforschung im ,,Dritten Reich" 1951 an Hans Rothfels, als den immer noch ,,unbestritten ersten Kenner auf diesem Gebiet", mit dem Wunsch übersandte, die Arbeit möge Rothfels ,,als eine nützliche Vorarbeit für Ihre geplante Gesamtdarstellung des Sozialgesetzes *und* der Sozialpolitik Bismarcks dienlich sein können".[205]

ANHANG

Aus einem Brief von Hans Rothfels an Siegfried Kaehler vom 8. Juni 1930 [Quelle: UB Göttingen, Nachlaß Kaehler, 1, 144b]

Meinecke ,,gab mir zu, daß ich ein Recht hätte, verletzt zu sein und daß niemand von mir verlangen könne, mit freudigen Gefühlen auf diesen Boden zu treten, aber höhere Notwendigkeit [,] und auch sachlich sei Raum. Wir stritten dann etwas über Gustav Mayer,[206] unter meinem lebhaften Protest meinte er, was ich von G.M. sage, könne der auch von mir sagen! Auf Vorhalt gab er dann zu, er wisse, was ihn von G.M. und Herkner[207] trenne, wenn er auch sachlich mehr mit ihnen übereinstimme als mit ‚uns'. [. . .]

Die offizielle Sitzung verlief wesentlich schneidiger. Ich habe ziemlich ausgepackt, u.a. gesagt, daß, wenn wirklich die Bolschewisten-Anfrage das Motiv gewesen sei, auch meine Arbeit als Schutzwall genügt habe, und auf die Gefahr politischer Mißdeutung und einer Kompromittierung nicht meiner Person, sondern der Hi[storischen] Rei[chs] Ko[mmission] hingewiesen. Die Reaktionen waren ganz interessant. Brackmann, der offenbar schon ganz Verwaltungsmann und Braunianer geworden ist,[208] verteidigte den Beschluß, der diplomatisch notwendig gewesen sei und den man nicht zurücknehmen könne. Wie gut der Beschluß

202 Der Vollständigkeit halber sei hier noch die — allerdings wissenschaftlich ganz bedeutungslose — Dissertation des Chinesen Shin Kong Shang Kwan, Bismarcks verschiedene Pläne zum Unfallversicherungsgesetz, Phil. Diss., Berlin 1942, Ms., erwähnt, den Fritz Hartung promovierte. Da es sich bei Shan Kwan um einen zeitweiligen Mitarbeiter des AWI handelt, kann vermutet werden, daß es sich bei dem Manuskript um eine Zuarbeit zu dem Craemer-Projekt gehandelt hat. Von einer eigenständigen Forscherleistung kann jedenfalls keine Rede sein.

203 Wie Anm. 199; dort auch das nachfolgende Zitat.

204 Vogel hatte sein Manuskript 1945 zunächst S. Kaehler in Göttingen zur Begutachtung übergeben, der zwar von der wissenschaftlichen Qualität überzeugt war, jedoch von seiner Einreichung als Habilitationsschrift abriet. Vogel hat daraufhin die Buchpublikation, an deren Druckvorlage er in den Jahren 1946 bis 1950 gearbeitet hat, in Eigenregie betrieben. — Freundliche Mitteilung von Dr. Walter Vogel (Bonn).

205 Vogel an Rothfels vom 30.10.1951, in: BA Koblenz, NL Rothfels, Nr.145. (Die Hervorhebung stammt von Vogel!).

206 Vgl. Anm. 136.

207 Vgl. A.a.O.

208 Albert Brackmann (1871–1952); Mittelalterhistoriker in Berlin und seit 1929 Generaldirektor der preußischen Staatsarchive.

gewesen sei, zeige der Erfolg: die Bolschewisten seien ganz still geworden!! (o sancta simplicitas!) Im übrigen versicherte er mir, daß mein Name zwar nicht positiv aber auch nicht negativ genannt worden sei, offenbar hat er selbst von meiner Arbeit nicht näheres gewußt. Herkner behauptete ganz naiv, Sozialpolitik sei Versicherungsgesetzgebung, es bestünden da zwar ‚taktische' Beziehungen zum Sozialistengesetz, aber beide Linien zusammen zu behandeln, sei gar nicht notwendig. Auch Gustavchen tat so, als habe er immer angenommen, ich behandelte das Sozialistengesetz gar nicht. Diese Parade habe ich ihm allerdings ziemlich unter Hinweis auf frühere Gespräche und einen Briefwechsel vor zwei Jahren[209] zerschlagen, und ich habe zugleich die Einheit meines Themas unter Bezugnahme auf Onckens Lassalle[210] sehr energisch dargetan. Oncken erwies sich, wie ich vermutet, als der gefährlichste Gegner. Er redete lang und breit über die erwünschte Zweiseitigkeit, es schade gar nicht, wenn 20–30% Allmende, der Standpunkt einmal von oben und einmal von unten, möglichst Gesamtwerk mit durchgezählten Bänden usw . . . Da bin ich ziemlich kategorisch dazwischen gefahren, von kompensatorischem Verfahren und Koalitionskabinett in der Wissenschaft hielte ich nichts, ich beanspruchte selbst ein Gesamtwerk zu schreiben, und wenn ich das nicht innerhalb der Kommission könnte, so — außerhalb. Der Erfolg war verblüffend. O. meinte, so mechanisch habe er das natürlich nicht gemeint, und ich müßte dabei bleiben, sonst, wenn Gustav M. allein, dann würde man allerdings sagen . . . Die Sache lief dann so, daß ich 100%ig hätte siegen können. Meinecke: ich sollte meine Arbeit erst fertig machen [,] und dann könnte man sehen, wie die andere anzulegen sei. Dagegen protestierte Brackmann, und ich erklärte mich auch gegen eine solche psychologische Belastung und Terminbindung. Auf der anderen Seite sekundierte mir Hartung[211] (zu) scharf: beide Arbeiten seien nichts für eine Kommission, man sollte sie völlig freigeben. Schließlich erklärte Gustav, nachdem er meinen Arbeitsplan kennengelernt habe, sehe er, daß nichts übrig bleibe, was ihn genug reizen könne, er trete also zurück. Allgemeines Entsetzen. Ich hatte in dem Augenblick das Gefühl, nicht zu sehr siegen zu sollen, einmal aus menschlicher Rücksicht auf Meinecke und dann weil es offenbar günstiger ist, Gustav darin zu haben als einen anderen. Er hat ein Jahr noch mit seinem Engels zu tun,[212] und — man fürchtet, mit ihm allein zu bleiben. So ist ein Kompromiß herausgekommen folgender Art. Ich habe volle Freiheit bez[üglich] meines Arbeitsplanes, ich soll einen genauen Entwurf in einem halben Jahr einreichen und bleibe inzwischen ungebunden. Ebenso bleibt Mayer frei, er soll nach Vorlage meines Plans entscheiden, ob er noch genug Spielraum für sich sieht, insbesondere, wenn seine Arbeit über 1890 fortgesetzt wird. Inzwischen soll unter seiner Leitung ein Hilfsarbeiter[213] Material sammeln [,] und zwar das von mir noch nicht benutzte der Bundesstaaten, zuerst in Hamburg, wo er studiert, dann sozialdemokratische Nachlässe etc.. Austausch der Aktenverzeichnisse ist vorgesehen. Ich glaube, daß ich damit zufrieden sein kann, Ergänzungen sind sicher noch massenhaft möglich, und ich habe doch jetzt das Zutrauen, frei und früher fertig zu werden.

209 Nicht überliefert.
210 Vgl. Anm.83.
211 Fritz Hartung, der Berliner Verfassungshistoriker und Herausgeber der „Jahresberichte für deutsche Geschichte".
212 Meyer arbeitete damals intensiv am 2. Band seiner Engels-Biographie. Sie erschien 1934 in Den Haag, nachdem Mayer 1933 hatte emigrieren müssen.
213 Es handelt sich um den mehrfach erwähnten Alfred Schulz aus Hamburg.

Zumal mir zugesagt ist, daß, wenn in einem halben Jahre Einigung, ich auch einen Hilfsarbeiter bekommen soll und Befürwortung in Hinsicht Urlaub. — So blieb ich nach dreistündigem Palaver ganz friedlich bei Meinecke zum Abendbrot. Er wollte mir allerdings mit zäher Pfiffigkeit noch einiges ablocken, aber ich vermied alle weiteren Bindungen."

DIE FRÜHE OPPOSITION IN DER HAMBURGER ARBEITERBEWEGUNG 1914/15

Von Volker Ullrich

Die Entscheidung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion vom 4. August 1914, den Kriegskrediten zuzustimmen, bedeutete, obwohl sie in Struktur und Entwicklung der SPD vor 1914 angelegt war, dennoch einen Wendepunkt in der Geschichte der Partei. Denn damit stellte sie sich zum erstenmal erklärtermaßen auf den Boden des bestehenden Wilhelminischen Staates in der Hoffnung allerdings, durch diese Vorleistung endlich ihre faktische Ausnahmestellung beseitigen und die gleichberechtigte Teilhabe am politischen Leben erreichen zu können. Es war deshalb auch nur konsequent, daß die Gewerkschaftsleitungen in einer Parallelaktion die Unterstützung aller Lohnbewegungen und Streiks für die Kriegszeit aussetzten, womit die Politik des ,,Burgfriedens" erst etabliert wurde.[1]

Es war allerdings auch klar, daß diese Wende in der SPD nicht unwidersprochen bleiben konnte, daß sie vielmehr die vor 1914 bestehenden Richtungskämpfe verschärfen und die Partei vor eine unerhörte Zerreißprobe stellen mußte. Zwar kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Bewilligung der Kriegskredite bei einer großen Mehrheit der Parteimitglieder auf Zustimmung stieß, und zwar vor allem deshalb, weil sie — wie die Parteiführung — der subjektiv ehrlichen, aber grundfalschen Überzeugung waren, daß das Deutsche Reich sich einer russischen Aggression erwehren müsse, also einen Verteidigungskrieg gegen den verhaßten Zarismus führe. Andererseits wirkte die Koppelung der Kriegskreditbewilligung mit der Proklamation des ,,Burgfriedens" auf viele Sozialdemokraten auch irritierend. Wurde damit nicht gegen geheiligte Parteiprinzipien verstoßen, ja, die Perspektive einer sozialistischen Veränderung der Gesellschaft verabschiedet?

Schon bald nach Kriegsausbruch begann sich an vielen Orten die Opposition linker Sozialdemokraten gegen die Politik des 4. August zu formieren. Allerdings waren ihre Aktivitäten zunächst noch vollkommen unorganisiert und unkoordiniert — ein Beweis dafür, wie wenig sich die Linke in der SPD vor 1914, allen Vorwürfen der ,,Sondernbündelei" zum Trotz, bereits fraktionell verselbständigt hatte. Symptomatisch war, daß ein von Rosa Luxemburg und Franz Mehring noch am Abend des 4. August 1914 unternommener Versuch, gleichgesinnte Genossen und Genossinnen nach Berlin zusammenzutrommeln, fast überall auf Ablehnung stieß. In ihrem Antwortschreiben vom 5. August verwies Clara Zetkin aus Stuttgart auf den entscheidenden Grund: Eine Protestaktion wie die angestrebte würde nur offenbaren, ,,daß wir völlig isoliert in der Luft stehen und wie klein und ohnmächtig wir sind".[2]

1 Vgl. abwägend: Susanne Miller, Burgfrieden und Klassenkampf. Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1974, S.31 ff; Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution 1914–1919. Bearb. von Klaus Schönhoven, Köln 1985, Dok. 2–4: Konferenz der Verbandsvorstände am 2.8., 5.8. und 17.8.1914, S.75–102, hier S.93f.

2 Susanne Miller, Burgfrieden . . ., a.a.O., S.81.

Tatsächlich bot die Massenstimmung zu Beginn des Krieges den Linken in der Sozialdemokratie, die nicht ins Lager der Kriegsbefürworter überschwenkten, nur wenig Anknüpfungspunkte. Zwar regte sich vielerorts Unzufriedenheit über die sich rasch einstellenden Beschwernisse des Kriegsalltags — über die in den ersten Kriegswochen stark zunehmende Arbeitslosigkeit, über Preissteigerungen für Lebensmittel, auch über die unzureichende finanzielle Unterstützung der Familien, deren Ernährer eingezogen worden waren. Doch wurden solche kritischen Stimmungen im August und September 1914 noch eindeutig überlagert durch nationale Hochgefühle, von denen offenbar auch weite Kreise der Arbeiterschaft erfaßt wurden.[3] Die Ernüchterung setzte erst im Herbst 1914 ein, als sich die Hoffnungen auf einen raschen Sieg im Westen zerschlagen hatten.

Noch ungünstiger wurden die Aktionsmöglichkeiten der Opposition durch die veränderten politischen Rahmenbedingungen seit Kriegsausbruch beeinflußt. Mit Verkündung des Kriegszustands ging die vollziehende Gewalt im Innern auf die Militärbefehlshaber in den einzelnen Regionen, die sogen. stellvertretenden Generalkommandeure, über. Sie nutzten die weitreichenden Vollmachten des Belagerungszustands, um „Deutschland in eine Reihe von Gewaltherrschaften" zu transformieren.[4] Das Vereins- und Versammlungsrecht wurde weitgehend außer Kraft gesetzt, die Presse einer scharfen Zensur unterworfen. In der Praxis richteten sich die Repressivmaßnahmen vor allem gegen die oppositionellen Teile der Arbeiterbewegung, während sich die kooperationsbereiten Kräfte schon bald in der Rolle umworbener Partner von Zivil- und Militärbehörden wiederfanden. Dieser doppelte Kurs staatlicher Politik im Kriege begünstigte die innerparteiliche Kräfteverschiebung nach rechts und bewirkte, daß der Kampf der auseinanderstrebenden Richtungen um die Unterstützung der Mitgliedschaft unter sehr ungleichen Bedingungen geführt wurde.

1. Die Entwicklung der Opposition in der Hamburger Sozialdemokratie

In Hamburg wurde der Formierungsprozeß der oppositionellen Kräfte durch besondere, in der Entwicklung der lokalen Arbeiterorganisationen begründete Faktoren erschwert. Die Hansestadt genoß zwar seit altersher den Ruf einer „radikalen Hochburg" der Arbeiterbewegung; doch in Wirklichkeit hatte sich der Reformismus hier eine besonders starke Position erobern können. Das hing zum einen mit der gewerblichen Struktur Hamburgs als Handels- und Dienstleistungszentrum zusammen. Vor 1914 gab es nur fünf Industriebetriebe mit mehr als 1000 Arbeitern, darunter die drei großen Werften Blohm & Voss, die Vulcan AG und die Reiherstieg-Schiffswerft. Der hochmobilen, im Qualifikationsniveau stark differenzierten Werftarbeiterschaft und den ebenfalls sehr heterogenen, stark fluktuierenden Hafenarbeitern in den Kai- und Stauereibetrieben stand die große Masse der bodenständigen, noch in handwerklich-zünftlerischen Traditionen befangenen Facharbeiter in den kleinen und mittleren Betrieben der Holz- und Bauindustrie, im Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe, der

3 Siehe als Beispiel den Stimmungsbericht des Berliner Polizeipräsidenten vom 5.9.1914: „Kriminalbeamte, die dienstlich viel in Arbeiterkreisen zu tun haben, wollen es kaum glauben, daß es dieselben Leute sind, die noch vor kurzem in Protestversammlungen die Internationale hochleben ließen und jetzt patriotisch überschäumen." Zitiert nach: Berichte des Berliner Polizeipräsidenten zur Stimmung und Lage der Bevölkerung in Berlin 1914–1918. Bearb. von Ingo Materna und Hans-Joachim Schreckenbach unter Mitarbeit von Bärbel Holtz, Weimar 1987, S.7. — Die beste Analyse der widersprüchlichen Stimmungslage der Arbeiterschaft im August/September 1914 immer noch: Friedhelm Boll, Frieden ohne Revolution? Friedensstrategien der deutschen Sozialdemokratie vom Erfurter Programm 1891 bis zur Revolution 1918, Bonn 1980, S.100ff.

4 Gerald D. Feldman, Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914 bis 1918, Berlin und Bonn 1985, S.41.

Nahrungs- und Genußmittelindustrie, der metallverarbeitenden Industrie gegenüber. Es ist kein Zufall, daß Schneider, Schuhmacher, Tischler, Zigarrenarbeiter und Maurer das Rückgrat der frühen Hamburger Arbeiterbewegung bildeten und bis 1914 die Führungspositionen in den Arbeiterorganisationen bekleideten.[5]

Zum anderen beruhte die Durchsetzungsfähigkeit des Reformismus in der Hamburger Arbeiterbewegung darauf, daß hier das bürokratische Element stark ausgeprägt war. Die Hansestadt war Sitz einiger gewerkschaftlicher Zentralverbände (zeitweilig auch der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands), darüber hinaus auch Zentrum der Genossenschaftsbewegung. Die Angestellten von Gewerkschaften und Genossenschaften waren nicht nur personell und ideologisch eng miteinander verzahnt, sie übten auch beträchtlichen Einfluß auf die Parteiorganisation aus. Zug um Zug waren vor 1914 die Schlüsselpositionen des SPD-Apparats — die Vorstände der drei Wahlkreisvereine, die Bürgerschaftsfraktion, die Zentralkommission für das Arbeiterbildungswesen und die Redaktion des lokalen Parteiblatts, des ,,Hamburger Echo" — von gewerkschaftlich geschulten Funktionären besetzt worden, die, gelegentlicher ,,verbalradikaler" Eskapaden zum Trotz, einen bedächtigen, auf Ausgleich und Arrangement mit dem hanseatischen Bürgertum gerichteten Reformkurs steuerten.[6] Die wenigen profilierten Vertreter der Linken hatten hingegen weder stabile Machtpositionen in der Parteiorganisation aufbauen noch feste Kontakte zu den kämpferischen Teilen des Hamburger Industrieproletariats, vor allem den Werft- und Metallarbeitern, herstellen können — ganz im Unterschied zum benachbarten Bremen, wo die Linke Führungspositionen im Ortsverein erringen und über die ,,Bremer Bürgerzeitung" das politische Bewußtsein der Mitglieder in ihrem Sinne beeinflussen konnte.[7]

Die schwache Position der linken Sozialdemokraten in der Hamburger Arbeiterbewegung erklärt, warum sich hier die Opposition gegen Krieg und ,,Burgfrieden" nicht als Bewegung ‚von unten', von der Basis aus formierte, sondern erst allmählich aus den verstreuten Aktivitäten kleiner Zirkel herauskristallisierte. Eine führende Rolle fiel jenen sozialistischen Intellektuellen zu, die bereits vor dem Krieg als Wortführer gegen den Anpassungskurs der Hamburger SPD- und Gewerkschaftsführung aufgetreten waren: dem Schriftsteller Dr. Heinrich Laufenberg, der 1907 auf Empfehlung Franz Mehrings nach Hamburg gekommen war, um hier eine Geschichte der lokalen Arbeiterbewegung zu verfassen,[8] Dr. Carl Herz, Rechtsanwalt in Altona, der sich im Juni 1914 in einer ausgedehnten ,,Preßdebatte" als Kritiker des ,,Hamburger Echo" einen Namen gemacht hatte;[9] schließlich dem Schriftsteller Fritz Wolffheim, der sich nach einem längeren Aufenthalt in Amerika im Juni 1913 in der Hansestadt niedergelassen und eng an Laufenberg angeschlossen hatte.[10] Dieses ,,Trifolium von Hamburg-Altona" — wie es genannt wurde[11] — bildete Kern und Kristallisationspunkt der frühen

5 Vgl. Helga Kutz-Bauer, Arbeiterschaft, Arbeiterbewegung und bürgerlicher Staat in der Zeit der Großen Depression. Eine regional- und sozialgeschichtliche Studie zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Großraum Hamburg 1873 bis 1890, Bonn 1988.

6 Zur Entwicklung der Hamburger SPD vor 1914 vgl. Volker Ullrich, Die Hamburger Arbeiterbewegung vom Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zur Revolution 1918/19, 2 Bde, Hamburg 1976, Bd.1, S.73ff.

7 Vgl. Karl-Ernst Moring, Die Sozialdemokratische Partei in Bremen 1890–1914. Reformismus und Radikalismus in der Sozialdemokratischen Partei Bremens, Hannover 1968.

8 Vgl. zu Laufenberg die Personalakte in: Staatsarchiv (künftig: StA) Hamburg, Politische Polizei, S 11360.

9 Zur Altonaer ,,Preßdebatte" vgl. Volker Ullrich, Die Hamburger Arbeiterbewegung . . ., a.a.O., Bd.1, S.105f. — Zu Herz siehe die Personalakte in: StA Hamburg, Politische Polizei, S 13613.

10 Zu Wolffheim siehe die Personalakte in: StA Hamburg, Politische Polizei, S 19561.

11 So Gustav Stengele an Karl Kautsky, 23.11.1914; in: Internationales Institut für Sozialgeschichte (künftig: IISG) Amsterdam, Nachlaß Karl Kautsky, DXXI. 403.

Opposition in der Hamburger Arbeiterbewegung. Was die Gruppe zusammenführte, war weniger Einigkeit in theoretischen Fragen als vielmehr der gemeinsame Wille, der Burgfriedenspolitik mit allen Mitteln entgegenzutreten. Zu diesem Zweck veranstaltete sie Zusammenkünfte mit Gleichgesinnten, bemühte sie sich um die Herausgabe und den Vertrieb von Propagandamaterial gegen den Krieg. Dabei konnte sie sich in der Anfangsphase des Krieges vor allem auf die im ,,Jugendbund für Hamburg-Altona" organisierte Arbeiterjugend stützen, die durch den im September 1914 bekanntgewordenen Plan des stellvertretenden Generalkommandos in Altona, die sozialdemokratische Jugendorganisation am Aufbau einer ,,Jugendwehr" im Bereich des Korpsbezirks zu beteiligen, förmlich in die Arme der Opposition getrieben wurde.[12]

Ihren Kampf im Rahmen der Hamburger Parteiorganisation eröffneten Laufenberg, Wolffheim und Herz mit einer gemeinsam unterzeichneten Erklärung vom 13. August 1914, dem ersten Todestag August Bebels. Darin legten sie Protest ein gegen die Berichterstattung des ,,Hamburger Echo", ,,dessen Bewertung der Ereignisse sich von der bürgerlichen Auffassung kaum unterscheidet".[13] Tatsächlich hatte sich das lokale Parteiblatt, wie die meisten sozialdemokratischen Zeitungen, das antizaristische Feindbild rückhaltlos zu eigen gemacht, wobei es auch vor rassistischen Stereotypen nicht zurückschreckte. Daß das deutsche Volk einem ,,Hunneneinfall" ausgesetzt sei, daß es sich der Vernichtung durch den ,,asiatischen Kulturschädling" und der von ihm aufgebotenen ,,Höhlenbewohner von Gatschina" erwehren müsse, war durchgehender Tenor der ,,Echo" -Leitartikel in den ersten Kriegswochen.[14] Auf der anderen Seite hatte das Blatt den Skandal der Massenarbeitslosigkeit und die Untätigkeit der Behörden zu Kriegsbeginn angeprangert, wofür es vom stellvertretenden Generalkommando in Altona mehrfach verwarnt und zeitweilig sogar mit Verbot bedroht wurde.[15] Das wiederum hatte zur Folge, daß sich die Redaktion künftig eine noch größere Selbstzensur auferlegte und sich noch eifriger in den Dienst der Kriegspropaganda stellte. Erst am 13. November 1914, als der Unmut über die neue Linie des Blattes offenbar weitere Kreise gezogen hatte, sah sich die Redaktion veranlaßt, in einer ,,notwendigen Erklärung" der Kritik aus den eigenen Reihen entgegenzutreten. Darin wies sie den Vorwurf, die Parteigrundsätze preisgegeben zu haben, zurück, lehnte es aber zugleich ab, sich wärend des Krieges mit ,,sinn- und zwecklosen Erörterungen theoretischer und historischer Doktorfragen" zu befassen.[16] Eine von den Hamburger Parteivorständen bei den Vertrauensleuten der drei Wahlkreise eingeleitete ,,Tadelsaktion gegen Laufenberg, Wolffheim und andere" mußte abgebrochen werden, nachdem sich mehrere Bezirke und Distrikte im dritten Wahlkreis — dem mitgliederstärksten der Hamburger SPD — mit den gescholtenen Kritikern solidarisiert hatten.[17]

Schon diese erste Runde der Auseinandersetzung machte deutlich: Die Hamburger Parteiführung suchte, ganz in Übereinstimmung mit der Berliner Zentrale, das Problem der innerparteilichen Opposition nicht argumentativ, sondern administrativ zu lösen. Der sozialdemokratische Disziplinbegriff, ursprünglich dazu bestimmt, die Geschlossenheit und Schlagkraft

12 Vgl. Volker Ullrich, Der Konflikt um den Hamburger Jugendbund 1916. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterjugendbewegung im Ersten Weltkrieg, in: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung, Jg.14 (1982–83), S.29–46.

13 Abgedruckt in: Heinrich Laufenberg, Fritz Wolffheim und Carl Herz, Organisation, Krieg und Kritik. Dokumente zu den Hamburger Parteidebatten, Hamburg 1915, S.16.

14 Zitate in: Hamburger Echo (künftig: HE), Nr.180 vom 5.8.1914; Nr.185 vom 11.8.1914.

15 Zu den Einzelheiten vgl. Volker Ullrich, Die Hamburger Arbeiterbewegung . . ., a.a.O., Bd.1, S.166f.

16 HE, Nr.266 vom 13.11.1914.

17 Vgl. Heinrich Laufenberg, Fritz Wolffheim und Carl Herz, Organisation, Krieg und Kritik, a.a.O., S.37–40.

der Partei nach außen zu erhöhen, wurde nun zum Instrument der Disziplinierung nach innen — und zwar in dem Maße, wie seit Oktober 1914 die Stimmung umschlug und die linke Minderheit an Boden gewann.

Im Dezember 1914 wagte die Opposition in der Hamburger SPD eine offene Kraftprobe, als für den verstorbenen Reichstagsabgeordneten des dritten Hamburger Wahlkreises, Wilhelm Metzger, ein Nachfolger nominiert werden mußte. Gegen den Kandidaten des Vorstands, den Vorsitzenden der SPD-Landesorganisation und Parteisekretär Heinrich Stubbe, trat Laufenberg an, und er konnte immerhin ein Drittel der abgegebenen Delegiertenstimmen auf sich vereinigen.[18]

Dieser Achtungserfolg bestärkte die Wortführer der Hamburger Opposition in der Überzeugung, eine Mehrheit der Hamburger SPD-Mitglieder für ihre Auffassungen gewinnen zu können. ,,In Hamburg, dem wichtigen Parteiort, leben die Vorstände in der Tat nur noch von Gnaden des Kriegszustands", schrieb Laufenberg am 14. Januar 1915 an Arthur Crispien, einen der Sprecher der Opposition in Stuttgart.[19] Dieses Urteil entsprach mehr dem eigenen Wunschdenken als der Realität. Ganz offensichtlich unterschätzte Laufenberg den Rückhalt, den die Parteiführung in Hamburg immer noch in großen Teilen der sozialdemokratischen Anhängerschaft besaß. Trotz mancher Kritik an den Unzuträglichkeiten des ,,Burgfriedens" wurde die grundsätzliche Berechtigung der Politik des 4. August von den meisten Parteimitgliedern nicht in Frage gestellt. Darin wurden sie bestärkt durch das ,,Hamburger Echo", das seine Spalten hermetisch gegen abweichende Meinungen abriegelte und die Sprecher der Opposition als exzentrische ,,Quertreiber" verteufelte.

Die in Schärfe und Gehässigkeit sich steigernden Angriffe gipfelten bereits im März 1915 in der Forderung, die linken Sozialdemokraten aus der Partei hinauszuwerfen. In einem Leitartikel vom 21. März 1915 ,,Wohin geht die Reise?" kleidete die Redaktion des ,,Hamburger Echo" diese Forderung in die Frage: ,,Darf sich eine Millionenpartei gefallen lassen, daß mit ihr Schindluder gespielt wird von einigen Leuten, die eigensinnig sind und eine übertrieben hohe Meinung von sich haben?"[20]

Stellt man die große Bedeutung des lokalen Parteiblatts als Instrument der Meinungsbildung in Rechnung, so muß angenommen werden, daß die pausenlose Diffamierungskampagne des ,,Hamburger Echo" auf die Einstellung der Parteimitglieder zur Opposition nicht unmaßgeblich zurückgewirkt hat, zumal diese immer weniger Gelegenheit hatte, den gegen sie gerichteten Angriffen entgegenzutreten. Anfang Januar 1915 wurden die Bezirksversammlungen der SPD verboten, um den Spielraum für oppositionelle Aktivitäten an der Parteibasis zu begrenzen.[21] Gleichzeitig setzten in verstärktem Maße Versuche der Parteivorstände ein, die noch schweigende Mehrheit der Parteimitglieder zur Unterstützung ihrer Politik zu mobilisieren. Zu diesem Zweck veranstalteten sie im Frühjahr 1915 eine Serie von Versammlungen, in denen prominente Redner der Mehrheitsrichtung den seit August 1914 eingeschlagenen Kurs verteidigten. Darüber hinaus sorgten die Parteivorstände dafür, daß alle durch Einberufungen freiwerdenden Posten mit den eigenen Gesinnungsfreunden besetzt wurden. Gestützt auf die

18 HE, Nr.292 vom 15.12.1914.

19 Heinrich Laufenberg an Arthur Crispien, 14.1.1915; Institut für die Geschichte der Arbeiterbewegung (künftig: IfGA), Berlin, ZP-Nl 1/62. — Vgl. auch Paul Frölich an Alfred Henke 17.12.1914: ,,Wenn man übrigens hört, wie die leitende Klique dort [d.h. in Hamburg] arbeitet, so kann man glauben, daß sie wirklich um ihre Existenz kämpft." In: Archiv der sozialen Demokratie (künftig: AdsD) Bonn, Nachlaß Alfred Henke.

20 HE, Nr.63 vom 21.3.1915.

21 HE, Nr.3 vom 5.1.1915.

Machtmittel des Apparats und sekundiert von der höchst einseitigen Berichterstattung des ,,Hamburger Echo" gelang es der SPD-Führung in Hamburg, den Einfluß der oppositionellen Kräfte geringer zu halten als in anderen großstädtischen Zentren der Arbeiterbewegung. In den ersten Delegiertenversammlungen der Landesorganisation im Kriege, die sich von Juni bis August 1915 hinzogen, erlitt die Opposition eine deutliche Niederlage. Mit überwältigender Mehrheit stimmten die Delegierten einer von August Winnig eingebrachten Resolution zu, die den Vorständen für ihre ,,umsichtige Vertretung der Parteiinteressen" Anerkennung aussprach und alle Mitglieder aufforderte, den ,,unheilvollen Treibereien" der Opposition ,,rücksichtslos entgegenzutreten".[22]

Flankiert wurde die Ausgrenzungsstrategie der Parteioberen durch verschärfte Verfolgungsmaßnahmen seitens des stellvertretenden Generalkommandos in Altona und der Hamburger Polizeibehörde. Alle bekannten Vertreter der Opposition wurden unter Postkontrolle gestellt, ihre Wohnungen überwacht. Erleichtert wurde die Arbeit der Politischen Polizei durch Denunziationen, deren Herkunft aus chauvinistisch beeinflußten Parteikreisen nicht auszuschließen ist. So gingen im Januar und Februar 1915 bei der Polizeibehörde mehrere anonyme Briefe mit der Aufforderung ein, die Wohnung des ,,Juden Wolffheim" zu durchsuchen und die ,,nötigen Schritte zu tun, diesen Hund von Kerl festzunehmen".[23] Die Anzeige hatte Erfolg: Anfang März 1915 wurde Wolffheim einzogen. Im Juli 1915 ordnete das stellvertretende Generalkommando eine Beschlagnahme der von Laufenberg und Wolffheim gemeinsam verfaßten Broschüren an; Haussuchungen folgten dem Verbot. Anfang August 1915, noch bevor die Delegiertenversammlungen der Landesorganisation beendet waren, wurde auch Laufenberg eingezogen. Die frühe Opposition in der Hamburger Sozialdemokratie hatte ihre prominentesten Sprecher verloren.[24]

2. Die politisch-ideologischen Vorstellungen der Hamburger Linken (Laufenberg/Wolffheim)

Im führenden Zirkel der Hamburger Opposition hatte man sich schon frühzeitig darauf verständigt, in Auseinandersetzung mit der Burgfriedenspolitik die eigenen politisch-ideologischen Positionen zu präzisieren. Dies geschah in mehreren Broschüren, die im Privatdruck verlegt wurden. Mit ihrer ersten Broschüre ,,Imperialismus und Demokratie" vom November 1914 wollten Laufenberg und Wolffheim, ihrem eigenen Bekunden zufolge, ,,der Selbstorientierung der sozialdemokratischen Parteien und damit dem Wiederaufbau der Internationale den Weg bereiten" helfen.[25] In der zweiten Broschüre ,,Demokratie und Organisation" vom Februar 1915 ging es ihnen um die Skizzierung von ,,Grundlinien proletarischer Klassenpolitik", wie sie in ihren Augen der veränderten Situation des Krieges entsprachen.[26] In einer dritten, im April 1915 von Laufenberg, Wolffheim und Herz gemeinsam veröffentlichten

22 Eine ausführliche Analyse der Delegiertenversammlungen der Landesorganisation bei Volker Ullrich, Die Hamburger Arbeiterbewegung . . ., a.a.O., Bd.1, S.207ff (Zitat S.209).

23 StA Hamburg, Politische Polizei, S 19561.

24 Vgl. Heinrich Laufenberg, Massen und Führer, Hamburg 1919, S.20. — Ein Jahr später wurde auch Carl Herz eingezogen. — Wie sehr auch die Berliner Opposition durch Einziehungen und Verhaftungen geschwächt wurde, schilderte Franz Mehring in einem Brief an Carl Herz vom 19.9.1915: ,,Wir sind hier etwas niedergeschlagen, da unsere besten Leute nach und nach weggekapert worden sind." In: IISG, Amsterdam, Nachlaß Carl Herz A/52.

25 Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim, Imperialismus und Demokratie. Ein Wort zum Weltkrieg, Hamburg 1914, S.3.

26 Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim, Demokratie und Organisation. Grundlinien proletarischer Politik, Hamburg 1915, S.3.

Dokumentation wurde schließlich der Versuch unternommen, die SPD-Mitglieder mit den internen Vorgängen in der Hamburger Partei bekanntzumachen.[27] Mit allen drei Publikationen wollten die Sprecher der Hamburger Linken nicht nur ihren Anhängern Argumentationsmaterial an die Hand geben, sondern zugleich den Prozeß der Selbstverständigung über die Aufgaben und Ziele der Opposition voranbringen.

a) Stellung zu Krieg, Burgfrieden und Landesverteidigung

In ihrer Beurteilung des Krieges knüpften Laufenberg/Wolffheim an die in der deutschen Sozialdemokratie vor 1914 ausgearbeiteten Imperialismus-Analysen Rudolf Hilferdings, Rosa Luxemburgs und Karl Radeks an.[28] In ,,Imperialismus und Demokratie" bemühten sie sich um den Nachweis, daß die imperialistische Entwicklung vor 1914 notwendig in den Weltkrieg hatte führen müssen. Prägnant zusammengefaßt findet sich dieser Standpunkt in der Erklärung an die Redaktion des ,,Hamburger Echo" vom 13. August 1914: ,,Der jetzige Krieg ist nicht ein Krieg der Völker wider die Völker und nicht im Interesse der Völker, sondern ein Krieg im Interesse des internationalen Finanzkapitals. Er ist seiner Grundlage nach ein Krieg zwischen dem jungen, nach Ausdehnung drängenden deutschen und dem gefestigten, sich bedroht fühlenden englischen Imperialismus."[29]

Mit der Betonung des allgemeinen imperialistischen Charakters des Krieges beabsichtigten Laufenberg/Wolffheim nicht, die besondere Verantwortung der deutschen Regierung für die Auslösung des Krieges zu verringern: In der Julikrise 1914 hätten die herrschenden Kreise in Deutschland und Österreich-Ungarn ,,unter Ausnutzung der Erregung über einen Fürstenmord und unter der falschen Vorspiegelung einer Strafexpedition gegen Serbien" den Krieg vom Zaun gebrochen.[30] Wiederholt sprachen sie davon, daß es sich bei diesem Konflikt um einen ,,imperialistischen Angriffskrieg Deutschlands" handele[31] — eine Formel, die plakativ blieb, weil die Verfasser damals den Nachweis für ihre Behauptung schuldig bleiben mußten.

Aus dieser Analyse ergab sich für Laufenberg/Wolffheim die zwingende Konsequenz, den neugestifteten nationalen Konsens aufzukündigen: Der ,,Burgfrieden", der die Einheit des Volkes über alle Klassenschranken hinweg postuliere, sei nichts weiter als eine ,,reaktionäre Utopie".[32] Statt der Sozialdemokratie die gewünschte Gleichberechtigung zu bescheren, sichere er nur die bürgerliche Klassenherrschaft. Nach Auffassung der Wortführer der Hamburger Opposition hätte sich die SPD-Reichstagsfraktion bei der Abstimmung vom 4. August zumindest der Stimme enthalten müssen. Mit der Zustimmung zu den Kriegskrediten und der Akzeptierung des ,,Burgfriedens" habe die Sozialdemokratie ihren Charakter als eine ,,grundsätzliche Oppositionspartei" preisgegeben.[33]

Diese Auffassungen entsprachen weitgehend dem, was auch von anderen linken Sozialdemokraten in den ersten Kriegsmonaten formuliert wurde, etwa auch von Karl Liebknecht in seinen Thesen vom November 1914. Während aber Liebknecht aus der Analyse der imperialistischen Ursachen des Weltkrieges und der besonderen Verantwortung der deutschen

27 Heinrich Laufenberg, Fritz Wolffheim und Carl Herz, Organisation, Krieg und Kritik, a.a.O., S.37–40.
28 Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim, Imperialismus und Demokratie, a.a.O., S.1.
29 Heinrich Laufenberg, Fritz Wolffheim und Carl Herz, Organisation, Krieg und Kritik, a.a.O., S.16.
30 A.a.O., S.10.
31 A.a.O., S.64.
32 Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim, Demokratie und Organisation, a.a.O., S.4.
33 Heinrich Laufenberg, Fritz Wolffheim und Carl Herz, Organisation, Krieg und Kritik, a.a.O., S.25.

Regierung den Schluß zog, daß die ,,Vaterlandsverteidigung" im gegenwärtigen Krieg bedingungslos abzulehnen sei,[34] konnte Laufenberg noch im Mai 1915 in einer SPD-Versammlung in Wilhelmsburg erklären: ,,Solange wir nicht stark genug sind, den Krieg zu verhindern, haben wir die Pflicht, für den Schutz des Vaterlandes einzutreten."[35] Die theoretische Begründung lieferten Laufenberg/Wolffheim in ihrer Broschüre ,,Demokratie und Organisation". Sie unterschieden reichlich sophistisch zwischen politischer und militärischer Unterordnung des Proletariats im Kriege; die erste lehnten sie ab, während sie die letztere befürworteten: ,,Nicht soweit die gesellschaftliche Wirtschaft Ausbeutungsfunktion der Minderheit ist, sondern soweit sie Lebensfunktion der Gesamtheit ist, erwächst dem Proletariat ein natürliches Interesse an ihrer Erhaltung [. . .]. Hieraus resultiert in Kriegsfällen, die die Wirtschaft in ihrer Lebensfunktion bedrohen, die militärische Unterordnung des Proletariats unter die gegebene Heeresleitung."[36]

Es wäre indessen verfehlt, darin bereits im Kern das von Laufenberg/Wolffheim nach 1918 entwickelte nationalkommunistische Programm erkennen zu wollen.[37] Vielmehr bezogen sie sich, in fast wörtlicher Anlehnung, auf einen Aufsatz Karl Kautskys ,,Die deutsche Sozialdemokratie im Kriege" in ,,Die Neue Zeit" vom Oktober 1914.[38] In dieser Anleihe beim einstigen Cheftheoretiker der SPD zeigt sich die eigentümliche Zwitterstellung der Hamburger Linken zwischen Parteizentrum und radikalem Flügel, die bereits für Laufenbergs Position vor 1914 kennzeichnend war.[39]

b) Vorschläge zur Organisationsreform

Die Vorgänge bei Kriegsausbruch waren für Laufenberg und Wolffheim ein Beweis dafür, daß die Organisationen der Sozialdemokratie den an sie gerichteten Anforderungen nicht gerecht geworden waren. Die eigentliche Aufgabe der Opposition schien ihnen darin zu liegen, ,,zeitgemäße Änderungen in der Organisationsform des deutschen Proletariats hervorzubringen, das entsprechend der früheren deutschen Gesamtsituation, die das Proletariat jahrzehntelang zu einer überwiegend reformistischen Aktion zwang, auf der Grundlage der Führerbewegung in der Organisation, Nurparlamentarismus in der Aktion, orientiert war".[40] In ,,Organisation, Krieg und Kritik" entwickelten die Wortführer der Hamburger Linken praktische Vorschläge zur Organisationsreform, die stark basisdemokratische Züge trugen. Im Zentrum stand die Forderung, die SPD-Landesorganisation zum obersten Entscheidungsorgan der Mitgliedschaft umzuwandeln. Sie sollte mindestens einmal im Monat zusammentreten und den Vorständen Weisungen erteilen. Alle Beschlüsse der Vorstände bedurften der Zustimmung der Landesorganisation. Aus ihrer Mitte sollte sich auch ein politischer Ausschuß konstituieren, der über die politische Haltung der Presse zu wachen hatte. Allen Parteibeamten und Redakteuren wurde zur Pflicht gemacht, sich alljährlich in der Landesorganisation zur Wahl zu stellen. Der ständigen Kontrolle durch die Mitgliedschaft sollten auch die Reichstags- und

34 Vgl. Heinz Wohlgemuth, Burgkrieg, nicht Burgfriede! Der Kampf Karl Liebknechts, Rosa Luxemburgs und ihrer Anhänger um die Rettung der deutschen Nation in den Jahren 1914–1916, Berlin 1963, S.84.
35 HE, Nr.122 vom 28.5.1915.
36 Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim, Demokratie und Organisation, a.a.O., S.44.
37 So Hans Manfred Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918–1923, Meisenheim am Glan 1969, S.78 und S.274f.
38 Karl Kautsky, Die Sozialdemokratie im Kriege, in: Die Neue Zeit, Jg.33 (1914/15), Bd.1, Nr.1 vom 2.10.1914, S.1–8, bes. S.4.
39 Vgl. Volker Ullrich, Die Hamburger Arbeiterbewegung, a.a.O., Bd.1, S.120 ff.
40 Heinrich Laufenberg, Fritz Wolffheim und Carl Herz, Organisation, Krieg und Kritik, a.a.O., S.75.

Bürgerschaftsabgeordneten unterliegen; ihnen wurde aufgetragen,,,vor allen wichtigen Abstimmungen die Anweisungen der Vertrauensleute entgegenzunehmen, wie sie sich innerhalb der Fraktion zu verhalten haben".[41]

Unverkennbar spiegeln sich in solchen Vorstellungen, obschon sie als Modell für eine Reorganisation der Gesamtpartei gedacht waren, die spezifischen Erfahrungen im Umgang mit der Hamburger SPD- und Gewerkschaftsführung. Schon vor 1914 war es in Gewerkschaftsversammlungen zu stürmischen Debatten über das ,,Massen-Führer" -Problem in der Arbeiterbewegung gekommen. ,,Hier handelt es sich wirklich um eine von unten her kommende und an Stärke stetig zunehmende Bewegung gegen die Herrschaft der Bürokratie, die in letzter Zeit das Entschließungsrecht der Mitglieder sozusagen aufgehoben hat", so beschrieb Gustav Stengele, Redakteur beim ,,Hamburger Echo", in einem Brief an Karl Kautsky vom April 1911 den Kern der Differenzen.[42] Der antibürokratische Affekt, der auch den Streik der Werftarbeiter von 1913 begleitete, setzte sich in der Oppositionsbewegung gegen die Burgfriedenspolitik fort. Dahinter verbarg sich die stillschweigende oder auch ausgesprochene Annahme, daß die Masse der Hamburger Arbeiter im Grunde radikal gesinnt, durch die Manipulationen der Organisationsbürokratie jedoch gelähmt und desorientiert sei.[43] Daraus wiederum schöpften die Hamburger Oppositionellen ihre Zuversicht, im Kampf mit den Parteiinstanzen am Ende doch die Oberhand zu behalten: ,,Wir werden die Hamburger Arbeiter auf den von uns gekennzeichneten Standpunkt sammeln können."[44]

3. Einheit oder Spaltung? — Die Position der Hamburger Linken in der frühen Oppositionsbewegung

Obwohl sich der Kampf der Hamburger Linken an den besonderen Bedingungen und lokalen Traditionen der Hamburger Arbeiterbewegung orientierte, muß er als Teil der seit Kriegsausbruch unternommenen Anstrengungen betrachtet werden, die Gegner von Kreditbewilligung und ,,Burgfrieden" zusammenzuführen und auf gemeinsame Positionen zu verpflichten.

Zwischen den Linken in Hamburg und in Bremen bestanden traditionell enge Beziehungen. Alfred Henke war, bevor er 1901 in die Redaktion der ,,Bremer Bürgerzeitung" berufen wurde, an führender Stelle in der Altonaer Parteiorganisation tätig gewesen, an deren Entwicklung er auch von Bremen aus lebhaften Anteil nahm.[45] Im September 1914 wurde er zwar als Chefredakteur der ,,Bremer Bürgerzeitung" abgesetzt, doch konnte er als Leiter des politischen Ressorts die Linie des Blattes weiterhin maßgeblich bestimmen.[46] Seinem Einfluß verdankten es Laufenberg und Wolffheim, daß mehrere ihrer Artikel, deren Veröffentlichung das ,,Hamburger Echo" verweigert hatte, in der ,,Bremer Bürgerzeitung" gedruckt wurden.[47] In ihrer Auseinandersetzung mit der Redaktion des ,,Hamburger Echo" beriefen sich die Wortführer der Hamburger Opposition auf die Haltung der ,,Bremer Bürgerzeitung" als

41 A.a.O., S.75f.
42 Gustav Stengele an Karl Kautsky, 1.4.1911, in: IISG Amsterdam, Nachlaß Karl Kautsky, DXXXI.397.
43 Vgl. Heinrich Laufenberg an Alfred Henke, 21.9.1914: ,,Die Masse kann nicht sprechen, u[nd] die betäubenden Schläge lassen sie nicht zum Überblick über das kommen, was vorgeht. Die Führerschaft zu einem sehr großen Teil concentriert sich rechts." AdsD, Bonn, Nachlaß Alfred Henke Kas.I. — Vgl. auch Paul Frölich an Alfred Henke, 17.12.1914: ,,Es sollte mich nicht wundern, wenn gerade Hamburg einer der Plätze sein sollte, die am meisten für die Regeneration der Partei tun werden. Dann würde es endlich einmal eine seiner Arbeiterschaft würdige Rolle spielen." A.a.O., Kas.I.
44 Heinrich Laufenberg an Arthur Crispien, 14.1.1915, in: IfGA Berlin, ZP-Nl 1/62.
45 Siehe die Personalakte Henkes in: StA Hamburg, Politische Polizei, S 20923.
46 Vgl. Erhard Lucas, Die Sozialdemokratie in Bremen während des ersten Weltkrieges, Bremen 1969, S.25ff.
47 Vgl. Heinrich Laufenberg an Alfred Henke, 21.9.1914; AdsD Bonn, Nachlaß Henke, Kas.I.

ein positives Beispiel dafür, daß die sozialdemokratische Presse im Kriege sich nicht bedingungslos der Militärzensur unterwerfen müsse.[48] Auch Paul Frölich hatte, bevor er im Mai 1914 zur ,,Bremer Bürgerzeitung" wechselte, als Redakteur des ,,Hamburger Echo" freundschaftliche Beziehungen zu den Exponenten der Hamburger Linken angeknüpft, die er noch pflegte, nachdem er unmittelbar nach Kriegsausbruch eingezogen worden war.[49]

Enge Verbindungen unterhielten die Hamburger Linken auch zur SPD-Opposition in Berlin, insbesondere zu Franz Mehring, mit dem Laufenberg vor 1914 in einem engen Gedankenaustausch gestanden hatte.[50] Mehring griff im Februar 1915 in einem ,,Offenen Brief an die Hamburger Parteigenossen" in die Kontroverse um das ,,Hamburger Echo" ein. Darin zeigte er aufgrund eigener Erfahrungen auf, welcher Methoden sich die Redaktion des Hamburger Parteiblatts im Umgang mit Mitarbeitern bediente, ,,die nicht leichtfüßig genug sind, um auf den noch immer rechtsgültigen Beschlüssen herumzutanzen, die die deutsche Sozialdemokratie auf so und soviel nationalen Parteitagen und auf so und soviel internationalen Kongressen für den Fall eines imperialistischen Weltkrieges gefaßt hat".[51]

Kristallisationspunkt der Verbindungen zu den oppositionellen Gruppen war der sogen. Schriftenvertrieb, eine mit Unterstützung der oppositionellen Jugendorganisation aufgebaute Verteilerorganisation, die für den Austausch und die Weiterleitung von Rundschreiben und Agitationsbroschüren zuständig war. Die Referentenmaterialien des Kreises Niederbarnim wurden — ebenso wie später die Spartakusbriefe — in Hamburg vervielfältigt und verbreitet.[52] Die erste und einzige Nummer der ,,Internationale" vom März 1915 wurde in mehreren hundert Exemplaren nach Hamburg verschickt und ging im oppositionellen ,,Jugendbund" ,,wegen ihres aufrüttelnden Inhalts von Hand zu Hand, von Abteilung zu Abteilung".[53] Liebknechts Flugblatt ,,Der Hauptfeind steht im eigenen Land" vom Mai 1915 wurde in Hamburg-Eimsbüttel in mehreren Tausend Exemplaren nachgedruckt und verteilt.[54] Umgekehrt fanden auch die Publikationen der Hamburger Linken in oppositionellen Zirkeln in Deutschland Verbreitung. In Stuttgart, wo die innerparteilichen Konflikte nach Kriegsausbruch besonders heftig aufbrachen und schon bald zur ersten Parteispaltung im Weltkrieg führten,[55] wurden die Broschüren von Laufenberg/Wolffheim ,,mit großer Aufmerksamkeit gelesen".[56] Die Gruppe ,,Internationale" in Berlin bestellte für den Zahlabend im Mai 1915 1100 Exemplare von ,,Demokratie und Organisation".[57] In den wenigen oppositionellen sozialdemokratischen

48 Vgl. Heinrich Laufenberg, Fritz Wolffheim und Carl Herz, Organisation, Krieg und Kritik, a.a.O., S.17 und S.57. — Vgl. auch Franz Mehring an Alfred Henke, 2.9.1914: ,,Sie erwerben sich durch Ihre tapfere Haltung ein großes Verdienst um die Partei. Die Bremer Bürgerzeitung kann sich jetzt die führende Stellung in der Partei erobern, die früher die Leipzigerin inne hatte." AdsD Bonn, Nachlaß Alfred Henke, Kas.I.

49 Vgl. Paul Frölich an Alfred Henke, 17.12.1914, in: a.a.O., Kas.I.

50 Vgl. Franz Mehring an Alfred Henke, 2.9.1914; in: a.a.O., Kas.I.

51 Ein gedrucktes Exemplar des Briefes befindet sich im AdsD Bonn, F/3: Ordner Parteikonflikt im 1. Weltkrieg.

52 Vgl. Rudolf Lindau, Zu Fragen der Räte und der Linken in der deutschen Arbeiterbewegung, in: Die Oktoberrevolution und Deutschland, Berlin 1958, S.138.

53 Erinnerungsbericht Willi Steinfatts: Die Jugendbewegung nach dem 4. August 1914 (1969); Privatsammlung des Verfassers.

54 Die Fahndung der Politischen Polizei nach dem Flugblatt blieb erfolglos. Vgl. Mitteilung des Polizeipräsidenten Dr. Roscher an die Militärkommission des Senats, 1.6.1915, in: StA Hamburg, Kriegsakten des Senats B II g 2.

55 Vgl. Manfred Scheck, Zwischen Weltkrieg und Revolution. Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Württemberg 1914–1920, Köln und Wien 1981, S.51ff.

56 Fritz Rück, Vom 4. August bis zur russischen Revolution. Ein Beitrag zur Geschichte der kommunistischen Bewegung in Deutschland, Leipzig 1920, S.18. — Zur Verbreitung der Broschüren von Laufenberg/Wolffheim in der Bremer Jugendorganisation vgl. Wilhelm Eildermann, Jugend im ersten Weltkrieg. Tagebücher, Briefe, Erinnerungen, Berlin 1972, S.105, S.109, S.111 und S.218.

57 Vgl. Wilhelm Pieck, Der Kampf der Linken gegen die Burgfriedenspolitik. Erinnerungen 1920, in: ders., Gesammelte Reden und Schriften, Bd.I, Berlin 1959, S.335.

Blättern wie der ,,Leipziger Volkszeitung" und der ,,Bremer Bürgerzeitung" wurden die Arbeiten von Laufenberg und Wolffheim ausführlich rezensiert und zur Lektüre empfohlen.[58] Auch der ,,Vorwärts" hob in einer Sammelbesprechung der drei Broschüren hervor, daß sie ,,wegen ihres allgemeinen Charakters auch in den übrigen Parteiorten Aufmerksamkeit beanspruchen können".[59]

Die Kontakte, welche in den ersten Monaten des Krieges zwischen den verschiedenen Stützpunkten der Opposition hergestellt wurden, waren überwiegend informeller Natur. Von einer organisierten überregionalen Kooperation der Linken konnte noch gar keine Rede sein, auch wenn die Stuttgarter Oppositionellen in mehreren Treffen sich darum bemühten, die Fäden fester zu knüpfen.[60] Um die hemmende Zersplitterung zu überwinden, schien zunächst die Schaffung eines eigenen Publikationsorgans als gemeinsames Sprachrohr vordringlich. Im September 1914 trat Laufenberg an Alfred Henke mit der Anregung heran, eine Zeitschrift ins Leben zu rufen. Ihr politischer Zweck sollte sein, ,,ein neues Band zwischen der deutschen Partei und der Internationale zu schlagen durch literarische Sammlung der Linken in u[nd] außerhalb Deutschlands".[61] Für diesen Plan hatte Laufenberg bereits Karl Radek gewonnen, der sich zu dieser Zeit noch — halb illegal — in Berlin aufhielt.[62] Das Projekt zerschlug sich jedoch, offenbar weil Laufenberg die nötigen finanziellen Mittel nicht zusammenbekommen konnte.[63]

Eine ,,literarische Sammlung" der Linken bedeutete für Laufenberg nicht, daß nun auch ihr organisatorischer Zusammenschluß angestrebt werden sollte. Darin stimmte er ganz mit Radek überein. Dieser war, wie er Henke in einem Brief vom Oktober 1914 wissen ließ, zwar auch von der Notwendigkeit überzeugt, ,,mit allen Kräften die Sammlung der radikalen Kräfte zu fördern", doch müsse diese Sammlung ,,einstweilen mehr eine geistige als eine organisatorische sein": ,,Auf eine Spaltung darf man nicht hinarbeiten, da wir nicht wissen, ob die weiteren Ereignisse die Mehrheit der organisierten Arbeiterschaft nicht in unsere Arme treiben."[64] Aus diesem Grunde lehnte die Hamburger Opposition im Januar 1915 auch den von Arthur Crispien in Stuttgart ausgehenden Vorschlag ab, eine Konferenz von Delegierten nach Berlin zusammenzurufen, die über eine engere Zusammenarbeit beraten sollte.[65] Eine solche Zusammenkunft würde nach Laufenbergs Ansicht ,,nicht nur als Vorwegnahme des Parteitages, als der Versuch der Gründung einer neuen Partei, *aufgefaßt* werden, sondern er würde es auch *tatsächlich sein*". Dazu hätten die Radikalen jedoch am allerwenigsten Ursache: ,,Schon jetzt, noch unter dem Kriegszustand, rebellieren die Mitgliedschaften der grossen Städte gegen ihre versimpelte Bürokratie [. . .]. Die Rebellion gegen sie ist nicht Sache einiger ‚Führer', sondern die Sache der Organisation selbst, für die wir nur als Wortführer

58 Vgl. Leipziger Volkszeitung, Nr.285 vom 10.12.1914 und Nr.100 vom 3.5.1915; Bremer Bürgerzeitung, Nr.296 vom 19.12.1914.

59 Vorwärts, Nr.109 vom 21.4.1915.

60 Vgl. dazu: Susanne Miller, Burgfrieden und Klassenkampf, a.a.O., S.87f. (auf der Basis der Tagebuchaufzeichnungen Arthur Crispiens).

61 Heinrich Laufenberg an Alfred Henke, 21.9.1914, in: AdsD Bonn, Nachlaß Alfred Henke, Kas.I. — Zu den zeitlich parallel laufenden Plänen Rosa Luxemburgs vgl. Heinz Wohlgemuth, Karl Liebknecht. Eine Biographie, Berlin 1973, S.273.

62 Vgl. Erhard Lucas, Die Sozialdemokratie in Bremen, a.a.O., S.30.

63 Im Brief an Henke vom 21.9.1914 sprach Laufenberg die Hoffnung aus, ,,in Berlin, wo ich nächsten Monat den ersten Schritt zu tun gedenke, noch den einen oder anderen zu finden, der pekuniär mittut". AdsD Bonn, Nachlaß Alfred Henke, Kas.I.

64 Karl Radek an Alfred Henke, 23.10.1914, in: a.a.O., Kas.I.

65 Vgl. Heinz Wohlgemuth, Die Entstehung der KPD, Berlin 1968, S.48f.

agieren. Jeder Versuch einzelner Führer, auf eine Splitterung hinzuarbeiten, würde die Führer mit ihrem persönlichen Anhang isolieren und die Massen nur noch fester an ihre Bürokratie schließen, die, sie mag sein, wie sie will, doch immerhin als Bürokratie ein Teil der Organisation selbst ist."[66]

Laufenbergs Kritik war insofern unbegründet, als die beabsichtigte Zusammenkunft, der unter anderem auch Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht zugestimmt hatten, nicht auf eine organisatorische Verselbständigung der Linken zielte, sondern einer Verbesserung der Arbeitsmöglichkeiten innerhalb der SPD dienen sollte. Gegen eine Spaltung sprach nicht nur die Furcht vor einer Isolierung von den Arbeitermassen, sondern auch die Hoffnung, die Partei von innen heraus erobern und regenerieren zu können. Wenn Laufenberg/Wolffheim gegenüber den offenen oder versteckten Drohungen des ,,Hamburger Echo", die Dissidenten aus der Partei auszuschließen, gerade ,,das Prinzip der Einheit der Arbeiterbewegung" hervorkehrten, so befanden sie sich in Übereinstimmung mit den meisten führenden Vertretern der Opposition.[67]

Die Vorbehalte der Hamburger gegen eine engere organisatorische Zusammenarbeit der Linken schlossen gemeinsame Aktionen von Fall zu Fall nicht aus. So beteiligte sich Laufenberg an der Schlußredaktion des Protestschreibens oppositioneller Sozialdemokraten an den Parteivorstand und die Reichstagsfraktion, zu der er von Liebknecht am 9. Juni 1915 in dessen Berliner Wohnung eingeladen wurde.[68] Der Brief, der in kurzer Zeit von etwa tausend Funktionären unterzeichnet wurde, fand in Hamburg-Altona nur elf Unterschriften — ein Indiz dafür, wie schwach hier die Opposition im Funktionärsapparat von Partei und Gewerkschaften verankert war.[69]

Versucht man abschließend, den Standort der Hamburger Opposition mit der ihr am nächsten stehenden Gruppe der Bremer Linken zu vergleichen, so fallen Unterschiede ins Auge. Sie wurden deutlich, als Johann Knief, der Kopf der radikalen Linken in Bremen, und Paul Frölich im August 1915 — kurz vor Laufenbergs Einziehung — zu einem Meinungsaustausch nach Hamburg fuhren. ,,Der Kampf der Hamburger ist gut gemeint, aber total verschwommen", so faßte Knief enttäuscht das Ergebnis der Gespräche zusammen. ,,Statt eines klaren Kampfes auf der Grundlage der neuen Taktik fand ich ein wüstes Kuddelmuddel von allem möglichen radikalen Phrasentum. Nichts von Prinzip; dafür eine Zerfahrenheit, die notwendig den Gegnern die beste Gelegenheit zum Hieb geben muß." Nachdrücklich distanzierte sich Knief von den politisch-ideologischen Vorstellungen Laufenbergs und Wolffheims, weil

66 Heinrich Laufenberg an Arthur Crispien, 14.1.1915, in: IfGA Berlin, ZP-Nl 1/62.

67 Heinrich Laufenberg, Fritz Wolffheim und Carl Herz, Organisation, Krieg und Kritik, a.a.O., S.73. — Eine andere Position vertrat Anton Pannekoek in einem Brief an Alfred Henke vom 29.10.1914. Für ihn war die SPD nach dem 4. August 1914 nicht mehr identisch mit der vor dieser Wende: ,,Eine Partei, die nicht nur zu 9/10tel aus völlig unbewußten Elementen besteht, sondern bei der außerdem fast alle leitenden Kräfte jetzt bewußt den Nationalismus verteidigen, ist nicht mehr das unbezweifelhafte Werkzeug des Sozialismus". Deshalb müsse man sich freimachen von ,,der alten Ehrfurcht, in der wir aufgewachsen sind", das heißt von dem Dogma, daß die Einheit der Partei unantastbar sei. Das bedeutete auch für Pannekoek nicht, daß nun gezielt auf die Spaltung der Partei hingearbeitet werden sollte; aber man müsse sich doch vorbereiten, ,,mit der Möglichkeit zu rechnen". AdsD Bonn, Nachlaß Alfred Henke, Kas.I.

68 Vgl. Walter Barthel, Die Linken in der deutschen Sozialdemokratie im Kampf gegen Militarismus und Krieg, Berlin 1958, S.238; Heinz Wohlgemuth, Karl Liebknecht, a.a.O., S.293. — Im März 1915 hatte der Berliner Polizeipräsident bereits gemeldet, daß ,,die Berliner Gruppe der radikalen Opposition unter Julian Borchardts Leitung demnächst nicht nur Flugblätter, sondern auch Broschüren" herausgeben wolle, ,,zu deren Abfassung bereits Mehring und Laufenberg gewonnen sein sollen". Archiv des Auswärtigen Amtes Bonn, Europa Generalia Nr.82 Nr.1, Bd.24.

69 Vgl. das Unterschriftenverzeichnis in: Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Reihe II, Bd.1: Juli 1914–Oktober 1917, Berlin 1958, S.173.

sie ihre ,,ganze historische Wissenschaft u[nd] theoretische Einsicht [. . .] in den Dienst der Rechtfertigung der Nichtaktion" gestellt hätten, statt die Arbeiter an Massenkämpfe gegen den Krieg heranzuführen. Über Laufenberg urteilte Knief, daß er ,,nicht zu den Kommunisten zu rechnen" sei, vielmehr die Gefahr bestehe, daß er sich ,,prächtig mit der Richtung Kautsky etc. zusammenfinden" werde.[70]

Der wesentliche Aspekt dieser Kritik bezog sich auf das ungeklärte Verhältnis der Hamburger Linken zur ,,zentristischen" Richtung der Opposition um Hugo Haase und Karl Kautsky. Nicht nur, daß die Gruppe um Laufenberg/Wolffheim/Herz in der Auseinandersetzung mit der lokalen Parteibürokratie sich der Autorität Kautskys zu versichern suchte;[71] ihre in ,,Demokratie und Organisation" entwickelte Konzeption einer ,,militärischen Unterordnung des Proletariats" im Kriege kam, wie gezeigt wurde, der auch von Kautsky betonten Notwendigkeit der ,,Landesverteidigung" sehr nahe.

In dieser von Knief als ,,eine Verirrung, eine Inkonsequenz radikaler Sozialdemokraten"[72] gewerteten Position spiegelte sich das Entwicklungsgefälle der Linken in den beiden wichtigsten Parteiorten Nordwestdeutschlands. In Bremen, wo der linke Flügel in der Vorkriegs-SPD eine Mehrheit in der lokalen Parteiorganisation erkämpft hatte, war es schon vor 1914 zu einer Differenzierung im radikalen Lager gekommen, zu deren Exponenten der sich ,,zentristischen" Positionen annähernde Henke auf der einen und der eine konsequente linksradikale Politik propagierende Knief auf der anderen Seite zählten.[73] Nach einer kurzen Phase des gemeinsamen Kampfes um die Fortführung der alten Linie der ,,Bremer Bürgerzeitung" nach Kriegsausbruch brachen schon Ende 1914 die Gegensätze zwischen den beiden Richtungen wieder auf und verschärften sich im weiteren Verlauf des Krieges.[74] In Hamburg, wo die Linke vor 1914 schwach geblieben war und kaum eigenes Profil hatte gewinnen können, mußte der Differenzierungsprozeß innerhalb der Parteiopposition langwieriger und komplizierter verlaufen. Erst seit Ende 1916, als sich die Spaltung der SPD immer deutlicher abzeichnete, begannen sich im Hamburger Oppositionszirkel die Fronten zu klären: Eine entschiedene Richtung, die für Massenaktionen und die Gründung einer eigenen revolutionären Partei eintrat, drängte auf Anschluß an Johann Knief und dessen im Juni 1916 gegründete Zeitschrift ,,Arbeiterpolitik". Aus diesen Kontakten entstand 1917 die Gruppe der Bremer und Hamburger Linksradikalen.

70 Johann Knief an Rudolf Franz, ohne Datum, zitiert nach Gerhard Engel, Die politisch-ideologische Entwicklung Johann Kniefs (1880–1919), Phil. Diss., Berlin 1967, S.218. — Vgl. auch Wilhelm Eildermanns Tagebuch-Eintragung vom 17.9.1915: ,,Knief sprach mit meinem Bruder Heinrich über eine Reise, die er zusammen mit Frölich nach Hamburg gemacht hatte. Er äußerte sich sehr kritisch über die Hamburger Linken, besonders über Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim, die unklare Ansichten hätten und sehr unsichere Kantonisten seien." Wilhelm Eildermann, Jugend im ersten Weltkrieg, a.a.O., S.252.

71 Vgl. Carl Herz an Karl Kautsky, 6.11.1914: ,,Sie würden gerade in der gegenwärtigen Situation durch die Autorität Ihres Namens sehr viele Leute hier in Hamburg zur Besinnung bringen. Das ist aber gerade hier infolge der Stimmung des ‚Echo' und weiter Parteikreise unbedingt nötig." IISG Amsterdam, Nachlaß Karl Kautsky, DXII.538.

72 Bremer Bürgerzeitung, Nr.126 vom 30.5.1916.

73 Vgl. Karl-Ernst Moring, Die Sozialdemokratische Partei in Bremen, a.a.O., S.201ff.

74 Vgl. Erhard Lucas, Die Sozialdemokratie in Bremen, a.a.O., S.25ff, und S.30ff.

DER BUND PROLETARISCH-REVOLUTIONÄRER SCHRIFTSTELLER IN WIESBADEN. INTERVIEWS MIT EHEMALIGEN MITGLIEDERN

Von Gerhard Müller

Hier soll nicht versucht werden, die Literaturtheorie des ,,Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller" (BPRS) oder sein Verständnis von Politik und Literatur — wieder einmal — zu untersuchen. Interessanter, naheliegender und wichtiger scheint mir heute dagegen zu sein, den Spuren der einzelnen Ortsgruppen des BPRS nachzugehen. Mit Recht schrieben Friedrich Albrecht und Klaus Kändler in dem Bändchen ,,Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands 1928–1935": ,,Während die großen Literaturdiskussionen [. . .] überliefert worden sind, ist kaum detailliert bekannt geworden, wie sich die Arbeit des Bundes an der Basis, in den Ortsgruppen vollzog. Durch einen Zufall hat sich einiges Material über die Ortsgruppe Erfurt erhalten [. . .]."[1]

Mit dem vorliegenden kleinen Beitrag soll ein Anstoß gegeben werden, Material der mehr als 20 Ortsgruppen des BPRS zu sammeln, zu sichten und auszuwerten, ehemalige Mitglieder zu befragen und, vor allem, die Literatur selbst, sofern Belletristisches geschrieben worden ist, in den Mittelpunkt zu rücken. — Hier geht es um die Ortsgruppe in Wiesbaden. Mit zwei ehemaligen BPRS-Mitgliedern konnte ich, in den Jahren 1980 bis 1982, mehrere ausführliche Gespräche führen. Ein drittes ehemaliges Mitglied, allem Anschein ein führendes Mitglied, ein Funktionär (er nahm an der Reichskonferenz des Bundes 1932 in Berlin teil und traf dort u.a. mit Johannes R. Becher und Georg Lukács zusammen), war zur Mitarbeit nicht bereit. Bei ihm, Günther Berkhahn (geb. 1910, Emigration nach 1933, später Mitglied der Internationalen Brigaden in Spanien), befanden sich nach eigener Aussage Dokumente zur Arbeiterbewegung, darunter Materialien zum Wiesbadener BPRS, auch literarische Texte und Zeichnungen. Was nach seinem Tode im Jahre 1982 daraus geworden ist, war nicht in Erfahrung zu bringen.

Sprechen konnte ich mit Rudi *Leitem*[2] (geb. 1910, damals führend im Kommunistischen Jugendverband und im Verband Proletarischer Freidenker, nach 1933 im antifaschistischen Widerstand, verhaftet, KZ Esterwegen; nach 1945 KPD bzw. DKP; Spenglereiarbeiter, gest. 1986 in Wiesbaden) und mit Eugen *Lux* (geb. 1908, Buchhalter, damals parteilos, später Steuerberater, gest. 1991 in Wiesbaden). — Auf Archivstudien wurde verzichtet — aus den Gesprächen wird hervorgehen, warum. In den Zeitungen der Arbeiterbewegung Wiesbadens, der sozialdemokratischen ,,Volksstimme" und der kommunistischen ,,Arbeiterzeitung", wird der BPRS nicht erwähnt, abgesehen von einer marginalen Notiz in der ,,Arbeiterzeitung".[3]

1 Friedrich Albrecht und Klaus Kändler, Der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands, Leipzig 1978, S.93.

2 Nicht genannt bei Christoph Hein, Der ,,Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands". Biographie eines kulturpolitischen Experiments in der Weimarer Republik, Münster und Hamburg 1991 (vgl. die Mitgliederliste, S.300).

3 Diesen Hinweis verdanke ich Lothar Bembenek, Wiesbaden. Siehe Lothar Bembenek und Fritz Schumacher, Nicht alle sind tot, die begraben sind. Widerstand und Verfolgung in Wiesbaden 1933–1945, Frankfurt a.M. 1980. (Hier wird der BPRS nur einmal am Rande erwähnt, siehe S.56.)

Die Gespräche werden nun wiedergegeben, ohne daß Widersprüche bei der einen oder anderen Frage auch nur versuchsweise geglättet oder getilgt worden wären. Manche Frage konnte nicht weiterverfolgt werden; vieles ist vergessen, die meisten Zeitzeugen sind verstorben. — Die Gesprächsprotokolle sind von Leitem und Lux gelesen und bestätigt worden. Fragen und Antworten sind nicht in jedem Fall wörtlich wiedergegeben. Einlassungen des Verfassers stehen in eckigen Klammern.

Gründung und Entwicklung des BPRS in Wiesbaden

Den Anstoß gab eine Initiative der KPD und die Gründung des Bundes in Berlin. Hier in Wiesbaden ist er im Herbst 1929 ins Leben gerufen worden. — *Leitem:* Vor allem hat sich daran Heinz Ohlemacher (KPD) beteiligt. — *Lux:* Ohlemacher ist mir nicht bekannt, aber das kann daran liegen, daß ich ja erst später, 1931 zum BPRS gestoßen bin, und zwar durch G. Berkhahn.

Schon im Januar 1933 trat die Kulturarbeit in den Hintergrund, und im März wurde BPRS endgültig aufgelöst. Nach den Wahlen haben die Nazis viele der Antifaschisten verhaftet, so auch Leitem; und einige kamen direkt ins Moorlager bei Papenburg. Der BPRS wurde hier dann Teil der allgemeinen antifaschistischen Widerstandfront, die sich langsam herausbildete.

Mitglieder

Es waren etwa 15 Mitglieder, die meisten waren auch bei der KPD eingeschrieben oder standen ihr nahe; die anderen waren parteilos. Auch einige Studenten von der Universität in Mainz, die in Wiesbaden wohnten, waren darunter.

Heute ist nicht mehr genau zu umreißen, um wen es sich handelte. Sicher ist, daß die Brüder F. und G. Berkhahn dabei waren — sie waren künstlerisch interessiert, G. Berkhahn zeichnete, auch später im Exil; politisch gehörten sie zur KPD. Dann Friedrich Röstel (seine Anschrift wird auch in einigen späteren Heften der ,,Linkskurve" genannt); Ohlemacher und Rosenzweig (KPD, sie gingen 1932 nach Berlin); das spätere SAP-Mitglied H. Poerzgen; H. Maaß, parteilos wie E. Lux; R. Leitem vom KJVD — wie auch vom KJVD und von den ,,Roten Trommlern", der Agitproptruppe der KPD, einige von Fall zu Fall hinzukamen; dies gilt gleichfalls für KPD-Mitglieder wie A. Noetzel oder A. Hoevel, die jedoch wie die KJVDler primär andere Aufgaben hatten; zu nennen ist schließlich Georg W. Manfred (auch in der ,,Linkskurve" 1932 genannt), der ab und zu etwas schrieb.[4] [Heft 7/1930 der ,,Linkskurve" (S.28) enthält eine Glosse Manfreds, ,,Ein neuer Helfer des Papstes".]

Welche Rolle spielten die ,,Roten Trommler"?

Leitem: Das war, wie gesagt, die Agitproptruppe der KPD, und sie hielten Kontakt zum BPRS, um in Zusammenarbeit Sketche zu schreiben und aufzuführen. Vorhanden aber ist davon nichts mehr. Solche Sketche wurden auch aufgeführt — ich erinnere mich, daß nach dem ,,Blutmai" 1929 von uns ein solches Stück gespielt worden ist, im Paulinenschlößchen, das war unser Versammlungsort, auch für Wahlveranstaltungen, und es war brechend voll. *Lux:* Mit Agitprop hatten wir, also der BPRS im eigentlichen Sinne, nichts zu tun. Es kann sein, daß der eine oder andere einmal einen solchen Sketch verfaßt hat . . . Wir waren ja vor allem ein Diskussionskreis. Die ,,Roten Trommler" jedenfalls waren eine eigene Gruppe.

4 Bei Christoph Hein (wie Anm. 2) sind nur die Brüder Berkhahn, Eugen Lux, G. W. Manfred und F. Röstel als Mitglieder verzeichnet.

Was ist zur Arbeitsweise zu sagen?

Wir trafen uns — nicht sehr oft, monatlich, aber das wurde auch von Fall zu Fall verabredet — in unserem Vereinslokal, in dem Hinterraum einer Gastwirtschaft in einem Wiesbadener Wohnviertel. Dort traf sich ,,alles" — die Rote Hilfe, der Erwerbslosenausschuß usw. Später hat die SA sich dort eingenistet.

Leitem: Wir diskutierten über Literatur und lasen auch die ,,Linkskurve" — die kam mit dem Parteimaterial [der KPD] zusammen. Wir hatten einen ,,Litobmann", Seppl Liska, der auch die ,,Linkskurve" kassiert hat. Aber daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Wir vom KJVD hatten ja andere Literatur, und dann gab es die ,,AIZ" usw. Gelesen und geliebt haben wir vor allem Weinert — er war übrigens auch einmal in Wiesbaden zu einer Veranstaltung —, Tucholsky, auch Becher.

Lux: Es gab keine festen Termine, keine stramme Tagesordnung, keine ,,bolschewistische Disziplin", keinen, der Vorträge hielt und uns ,,auf Linie brachte"! Wir waren eine mehr oder weniger lose Diskussionsgruppe, und das war eine — ungemein fruchtbare Zusammenarbeit. Mir jedenfalls hat das alles sehr viel gebracht, bei aller Oberflächlichkeit, die unsere Debatten auszeichneten.

Ja, es gab einen geringen Beitrag, aber das war an ,,Organisierung" schon alles. Manche waren einander freundschaftlich verbunden; wir trafen uns auch manchmal zu Hause, gelegentlich auch bei Hoevels oder bei Noetzel.[5]

Welche Bedeutung hat die ,,Linkskurve" gehabt?

Lux: Mir selbst war die ,,Linkskurve" zu parteigebunden, ich habe sie selten gelesen und kann mich heute kaum daran erinnern. Was ich mit Begeisterung gelesen habe, das war die ,,Weltbühne"; besonders von Tucholsky war ich fasziniert, auch von Weinert. Gelesen und diskutiert haben wir aber eigentlich alles, was damals wichtig war: Thomas und Heinrich Mann, ,,Im Westen nichts Neues" von Remarque, Ludwig Renns ,,Krieg" und ,,Nachkrieg" u.a. Brecht dagegen war damals noch nicht so bekannt. Besonders erinnern kann ich mich noch an die Autobiographie von Max Hoelz und an die Bücher Graf Stenbock-Fermors. Natürlich kannten wir die früheren Größen der Sozialdemokratie, August Bebel und Franz Mehring; gut gekannt haben wir ,,Die Frau und der Sozialismus", auch das kleine ,,Volksfremdwörterbuch" von Wilhelm Liebknecht habe ich noch.

Erinnern Sie sich an Becher, die Debatte um Lukács?

Lux: Natürlich haben wir Becher gekannt und gelesen, aber ich, jedenfalls, habe ihn nicht gemocht, obwohl er auch hervorragende Sachen geschrieben hat; einige haben über seine Gedichte gespöttelt — Manfred hat das Sprichwort vom ,,Krug, der so lange zum Brunnen geht, bis er bricht" parodistisch umgebildet: der Genosse geht so lange zum Becher, bis . . . [Becher hat 1932 sein Gedichtbuch ,,Der Mann, der in der Reihe geht" veröffentlicht]. — Lukács haben wir verehrt, als einen der Großen geschätzt. An die Debatte aber um die Romane von Willi Bredel und Ernst Ottwalt, die in der ,,Linkskurve" geführt wurde, kann

5 Adolf Noetzel, der Wiesbadener Maler und Reichstagskandidat der KPD, war Vorsitzender dieser Partei in Wiesbaden und wurde von Leitem und Lux als hervorragende Persönlichkeit geschildert; nach 1938 bauten Noetzel und A. Hoevel mit anderen eine Widerstandsgruppe auf, die vorwiegend in Wiesbaden und Koblenz aktiv war. Siehe dazu Lothar Bembenek und Fritz Schumacher, a.a.O., S.94f.

ich mich nicht erinnern. Wissen Sie, theoretische Auseinandersetzungen um Literatur, Debatten akademischen Charakters waren nicht unser Fall.
Wir waren primär nicht an Liniendiskussionen interessiert, haben vielmehr die Gedichte, Romane usw. selbst gelesen und dann gemeinsam darüber diskutiert. Entscheidend in der Kunst ist ja nicht so sehr das Was, sondern das Wie! Und darum gab uns auch die ,,Arbeiterzeitung" oder die ,,Linkskurve" nicht so viel; besonders die ,,Arbeiterzeitung", unser lokales KP-Organ, war so ein schematisches Kampfblatt, journalistisch ohne Niveau.

Haben Sie auch selbst etwas geschrieben?

Lux: Wir hatten, wenigstens meine Freunde im BPRS und ich, die Illusion, Schriftsteller zu werden, wir wollten Kurzgeschichten, Gedichte schreiben. Manfred, er hatte übrigens wohl eine Zeitlang die Leitung, schrieb ab und zu etwas, was auch veröffentlicht worden ist . . . Auch schrieb er meines Wissens unter einem Pseudonym. Und ich verfaßte ebenfalls einmal eine Kurzgeschichte, die ich über Manfred an die ,,Rote Fahne" gegeben habe, die sie jedoch abgelehnt hat. Manfred hat mir dann die Begründung vorgelesen oder gezeigt. Sie haben geschrieben, die Geschichte sei nicht geeignet; der Genosse versuche, in sie das ganze Parteiprogramm hineinzupacken. Diese Begründung habe ich damals auch sofort akzeptiert, denn die Geschichte war tatsächlich politisch-ideologisch überfrachtet [. . .]. Man war doch (obwohl wir theoretisch darüber im klaren waren, die Kunst dürfe nicht eng an die Leine der Politik genommen werden) zu sehr eingefahren in dem, was man ,,Leitartikeldichtung" genannt hat.

Sind literarische Zeugnisse von damals noch aufzufinden?

Leitem: Es dürfte nichts mehr da sein. Als die Nazis drankamen, haben wir ja alles weggeschafft. — *Lux:* Nichts ist mehr da. Später habe ich auch meine Sachen vernichtet — nach ein paar Jahren kam mir alles unwichtig, überlebt vor. Ich kann mir nicht denken, wo noch etwas sein könnte.
Das heißt, in der Exilzeitung ,,Der Gegen-Angriff" ist eine Sache, eine parodistische Szene gegen die Nazis erschienen. Sie heißt ,,Die Arbeit — eine Ehre"; das hatte ich geschrieben (und über G. Berkhahn, der zu der Zeit in Frankreich war, ist es an den ,,Gegen-Angriff" gelangt), unter dem Pseudonym Caramba.[6] Aber das Stück ist nicht gut, man sollte es nicht mehr drucken. Übrigens habe ich das nach 1945 zuerst im Druck gesehen, Berkhahn, der zurückgekommen war, hat es mir hier gezeigt.

Welche anderen Aktivitäten des BPRS gab es in Wiesbaden?

Leitem: Der BPRS bemühte sich, mit anderen Organisationen zusammenzukommen. Ich erinnere mich an eine Diskussionsveranstaltung mit der freireligiösen Jugend — da war ich auch drin, und alle anderen Fraktionen waren vertreten —, und als wir über die Französische Revolution diskutierten, holte ich vom BPRS Heinz Ohlemacher dazu.
Lux: An diese Veranstaltung erinnere ich mich nicht, das muß vor meiner Zeit, vor 1931 gewesen sein. An sich war Religion für uns kein Thema. Auch zu den ,,Proletarischen Freidenkern", die später organisiert waren, will ich nichts sagen. Mit Leuten, die an Himmel, Hölle und unbefleckte Empfängnis glaubten, wollte ich mich nicht unterhalten; imponiert hat

6 Siehe ,,Der Gegen-Angriff" Prag/Paris 1933–1936. Autoren-, Personen- und Sachregister. Erarbeitet von Wolfgang Krämer und Gerhard Müller; Worms 1982, S.65 und S.510. Die Szene ist in der Nr.33 des Jahrgangs 1934 erschienen, nicht 1933, wie Christoph Hein, a.a.O., S.208 und S.323, fälschlich angibt.

mir nur Dr. Geueke vom Zentrum, den ich über meinen Vater kennengelernt hatte — als die Nazis eine Gefahr wurden, hat er mich beeindruckt durch seinen Mut und seine demokratische Radikalität, mit der er sie angriff. [Zu Dr. Geueke siehe weiter unten.]
Große ,,Bündnisarbeit" haben wir jedenfalls nicht gemacht, wir wollten ja, wie erwähnt, vor allem über Literatur, Philosophie usw. diskutieren und etwas schreiben. Aber an e i n e öffentliche Versammlung kann ich mich deutlich erinnern. Wir wollten öffentlich auftreten und etwas Kulturgeschichtliches (das genaue Thema ist mir allerdings entfallen) zur Debatte stellen, es war wohl 1932. Etwa dreißig Leute kamen, von anderen Parteien, linksstehenden, waren auch welche da. Leider ging es für uns nicht gut aus; unser Referent, Berkhahn, war schlecht vorbereitet, wir konnten unsere Positionen gar nicht vortragen, und der Abend war mißlungen.

Es gab in Wiesbaden einen intellektuellen Zirkel von KPD-Mitgliedern und -Sympathisanten. In welcher Beziehung stand er zum BPRS?

Leitem: Er gruppierte sich um Adolf Noetzel; und dazu zählten die Ärzte Dr. Hochhuth, Dr. Peters und Dr. Harry, ein Jude, und Karl Beck, früher war er Holzbildhauer, und andere. Noetzel ,,bearbeitete", wie wir sagten, die Sympathisanten; er konnte das, er gab ja auch an der Volkshochschule Kurse, über Marxismus z.B., schon 1926/27, glaube ich. Diese Kurse waren recht gut besucht; aber wir hatten unsere eigene Schulung, die MASCH. — Dieser Diskussionskreis jedenfalls hatte mit dem BPRS nichts zu tun; die Mitglieder wollten auch nicht in die praktische Politik einsteigen.
Lux: Kann sein, daß es einen solchen Zirkel gab, mir ist darüber nichts bekannt. Nur an Karl Beck kann ich mich gut erinnern — später war er Sänger am Wiesbadener Theater, jedenfalls stand es so in der Anklageschrift.[7]

Zu den politischen Vorstellungen des Wiesbadener BPRS

Leitem: Der Bund lehnte sich an die KPD-Politik an. Die Mitglieder waren zumeist auch in der Partei. Wir richteten uns nach dem ,,Parteiauftrag". Aber mit der Bündnispolitik war es schwierig, sehr schwierig — wegen des Antikommunismus. Sicherlich — das muß man selbstkritisch sagen — hat die Partei in der Bündnisarbeit Fehler gemacht.
Lux: Praktische Politik im eigentlichen Sinne betrieben wir nicht, wir waren ja ein ,,Schriftstellerkreis", um es ein bißchen zu hoch auszudrücken. Von einem ,,Parteiauftrag" zu sprechen, das halte ich für verfehlt — das mag für die aktiven KJVD- und KPD-Mitglieder im Bund gegolten haben. Natürlich, unsere politische Gesinnung, die war kommunistisch, und nach 1933 arbeiteten wir ja auch in der illegalen politischen Organisation der Kommunisten. Damals, vor dem Januar 1933, waren wir organisatorisch unabhängig, aber natürlich im Grunde im Umkreis der KPD, ohne ,,bolschewistisch" erfaßt sein zu wollen. Wir stritten uns freilich heftig, ob es richtig sei, die SPD als ,,größeren Feind" zu bekämpfen, usw.
Heute freilich weiß man, daß da vieles sektiererisch war — man hat oft die falschen Leute bekämpft. Denken Sie an Schriftsteller wie Franz Werfel oder Heinrich Mann zum Beispiel, oder hier in Wiesbaden an Dr. Geueke von der ,,Rheinischen Volkszeitung". Er war Zentrumsmitglied und wurde von der KPD und der ,,Arbeiterzeitung" laufend angeschossen —

7 Beck gehörte zu den 41 Angeklagten im Wiesbadener Massenprozeß vom November 1934, siehe Lothar Bembenek und Fritz Schumacher, a.a.O., S.62f.

und später, im März 1933, da hatten ihn die Nazis mit den KPD-Leuten in denselben SA-Keller geschleppt und dort wie die anderen mißhandelt![8]
Aber die SPD als linke Partei zu begreifen, nach all dem, was sie sich seit 1914 geleistet hatte, das konnten wir nicht (kann ich auch heute noch nicht). — Und noch einen Satz zu unserer kulturpolitischen Vorstellung: Wir beanspruchten für unsere — bescheidene — künstlerische Tätigkeit einen Bewegungsspielraum, und darüber waren wir uns im engeren BPRS-Kreis auch einig, wie darüber, daß nicht der reine Inhalt, sondern das Wie in der Kunst das Wichtigste sei. Sehr richtig schien mir schon immer der Ausspruch Freiligraths (der ja immerhin ein Mitarbeiter von Marx war): ,,Auch die Partei ist ein Käfig."

8 Dr. Franz Geueke, geb. 1887, konnte nach 1933 nach Frankreich emigrieren, kam zurück, arbeitete in einem Wirtschaftsverlag, ohne seine antifaschistische Gesinnung aufgegeben zu haben, wurde erneut verhaftet und starb 1943 im KZ Groß-Rosen, Begründung: ,,Herzschwäche". (Nach Auskünften seiner Angehörigen.) — Hinweis: Das Manuskript dieser Arbeit wurde Mitte der achtziger Jahre abgeschlossen, lange vor Erscheinen des Buches von Christoph Hein, a.a.O. Eine Rezension dieses Buches wird in H.3/92 der IWK erscheinen.

VERGANGENHEITSBEWÄLTIGUNG ODER ÜBERWÄLTIGT UNS DIE VERGANGENHEIT? ODER: AUF EINEM SUMPF IST SCHLECHT BAUEN*

Von Rainer Eckert

Beim Gebrauch des Begriffes Vergangenheits,,bewältigung" taucht sehr schnell die Frage auf, ob es überhaupt möglich ist, eine Vergangenheit zu bewältigen, oder ob sie wie ein altes Kleidungsstück aufgearbeitet werden kann. Arnulf Baring meinte unlängst, dies gehe nicht, man könne sich nur erinnern und Schlußfolgerungen ziehen.[1] Im Englischen wird ,,bewältigen" oft mit meistern (to manage) oder mit überwinden (to get over) übersetzt. Beide Wortbedeutungen scheinen mir auch in unserem Zusammenhang anwendbar, in beiden Wortbedeutungen hat eine Vergangenheitsbewältigung in den Geistes- und Sozialwissenschaften der ehemaligen DDR bis heute nur in Ansätzen — wenn überhaupt — stattgefunden. Statt Nachdenken über die eigene Rolle bei der Machterhaltung in einer Diktatur herrscht beleidigtes Schweigen vor, statt öffentlicher Aufdeckung der verhängnisvollen Verstrickungen zwischen SED-Blockparteien-Staat-Staatssicherheit und dem einzelnen Wissenschaftler sind Klagen über das Niederwalzen durch westliche Kolonisatoren und ihre ostdeutschen Handlanger zu hören. Kein Wort der Entschuldigung fällt gegenüber den Opfern politischer Indoktrination und den direkt politisch Verfolgten, dafür werden Sorgen um die eigene berufliche Zukunft ausgesprochen. Es scheint, daß nach dem Zusammenbruch einer geschlossenen Gesellschaft ihre Glaubensgrundlagen trotzdem weiterwirken.[2] Die Situation ähnelt sich bei Philosophen und bei Historikern, bei Soziologen und bei Kulturwissenschaftlern. Es ist das Versagen einer angeblichen intellektuellen Elite auszumachen. Den um sich greifenden Zustand hat Dieter E. Zimmer folgendermaßen beschrieben: ,,Statt dessen diese geduckte, abwartende, irgendwie gekränkte, schmollende Stille, als geschähe ihnen wieder einmal ein schreiendes Unrecht,

* Diskussionsbeitrag zur Vollversammlung des Unabhängigen Historikerverbandes (UHV) am 11. April 1992 in Berlin.
1 Arnulf Baring, Am Ende liegen sich alle in den Armen, in: Berliner Zeitung, vom 4./6. April 1992.
2 Karl R. Popper, Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Tübingen, 1.–6. Aufl., 1980, S.252.

und es ließe sich nur noch nicht genau sagen, welches, ein neuer Faschismus vermutlich, der sich da anbahne, der schon da sei".[3]

Verschiedene Beobachter der Szene stellten bereits die Frage nach dem „Warum" und danach, ob diese Intelligenz zu einem Neuanfang überhaupt befähigt ist.[4] Die Antworten sind unterschiedlich. So wird die Integration in die SED genannt, der Aderlaß der Opposition durch das massenhafte „Go west" schon vor 1989 und die Instrumentalisierung ostdeutscher Wissenschaftler durch den Staat DDR sowie durch die herrschende kommunistische Partei. Dabei gerät verschiedentlich in Vergessenheit, daß die Mehrzahl der SED-Wissenschaftler sich durchaus freiwillig der Macht andienten, sie begeistert mittrugen und durchaus nicht zur Vertretung einer Parteilinie gezwungen zu werden brauchten. Die Dressur in der SED erreichte letztlich, daß „alle gegenwärtigen Winkelzüge" ebenso wie die „vergangenen Verbrechen" verschwiegen wurden, um Friedrich Schorlemmer zu zitieren. Durch Wiederholung der Lügen glaubten ihre Verbreiter diesen schließlich selbst.[5] So erschien selbst die Spitzelei für den Staatssicherheitsdienst als Notwendigkeit im „Klassenkampf". Auch heute wird, zumindest vereinzelt, so gedacht. Deshalb kann es letztlich nicht verwundern, daß statt eines intellektuellen Aufbruchs, überall die Forderung zu hören ist, die intellektuelle Nabelschau zu beenden und in die Zukunft zu blicken. Der Bevölkerung wird dagegen auch weiterhin die Aufklärung über das Gewesene verweigert.

Auch nicht wenige Historiker verhalten sich in der beschriebenen Weise. Die Diskussion um die Vergangenheit der historischen Forschung in Ostdeutschland setzte spät und schleppend ein, sie wurde nur von einer Minderheit getragen, die Mehrzahl der institutionell Verantwortlichen schweigt bis heute. Diese diskutierende Minderheit waren in erster Linie Berliner Historiker, sie kamen überwiegend aus den historischen Instituten der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR, und es gab kaum Frauen unter ihnen.[6] So spiegelte sie in einem gewissen Sinn die Strukturierung der Geschichtswissenschaft in der DDR mit dem Schwerpunkt der Forschung in den Berliner Akademie-Instituten. Diese Institute — ideologieferner und mehr auf Wissenschaftlichkeit ausgerichtet als viele Universitäten — hatten auch einigen nichtkonformen Historikern eine berufliche Überlebenschance gegeben. Hier entstand auch die Idee eines Unabhängigen Historikerverbandes (UHV), der als Katalysator der Diskussion eine entscheidende Rolle spielte. Erinnert werden soll hier nur an die Veranstaltungen DDR-Geschichtswissenschaft an der Charlottenburger Technischen Universität, an den Bochumer Historikertag und an zahlreiche Auseinandersetzungen an der Humboldt-Universität. Am Aufbrechen des Schweigens durch Mitglieder des UHV konnte auch nichts daran ändern, daß die ehemals etablierten Historiker der DDR es bis heute in der Regel vermeiden, seine Existenz zu erwähnen. Dem UHV ist es ebenfalls zu verdanken, daß das die DDR-Geschichtswissenschaft betreffende Problembewußtsein geschärft wurde und daß die notwendigen Auseinandersetzungen vor allem zwischen Ostdeutschen stattfanden und weniger zwischen westdeutschen „Siegern der Geschichte" und ostdeutschen „Besiegten". — Die Ansätze zu einer Diskussion in der ostdeutschen Historikerschaft gliederten sich — so weit das heute schon zu beurteilen ist — in folgende Etappen:

3 Dieter E. Zimmer, Nichts bereuen/alles bedauern, in: Die Zeit vom 12./13. März 1992.
4 So Jürgen Kocka im Nachwort zu: Krise — Umbruch — Neubeginn. Hrsg. von Rainer Eckert, Wolfgang Küttler und Gustav Seeber, Ms., 1992.
5 Friedrich Schorlemmer, Worte öffnen Fäuste. Die Rückkehr in ein schwieriges Vaterland, München 1992, S.15.
6 Vgl. Jürgen Kocka (wie Anm. 4).

1. Von Herbst 1989 bis Anfang 1990 ging es um die sogen. Erneuerung der DDR-Geschichtswissenschaft und um die Hilfestellung bei der Veränderung des DDR-„Sozialismus". Vor allem wurden sogen. weiße Flecken von denen thematisiert, die sie zuvor selbst geschaffen und verteidigt hatten.[7] Fragen, wie die nach der Kategorie der historischen Wahrheit oder der in historischen Forschungsinstituten auch herrschenden Unterordnungspraxis und Angst, wurden dagegen nicht gestellt.
2. Ab Januar/Mitte Februar 1990 wurde auch vereinzelt etablierten Historikern klar, daß die ostdeutsche in der westdeutschen Geschichtswissenschaft aufgehen würde, es begannen deklamatorische Absetzbewegungen vom alten Regime und seiner Ideologie, ohne daß personelle Konsequenzen ins Auge gefaßt wurden. Der Gründungsaufruf des UHV versuchte, die Gemeinschaft des Verschweigens eigener Schuld aufzubrechen: Die Zunft schwieg daraufhin tief gekränkt.
3. Mitte 1990 kam auch die spärliche Diskussion über „weiße Flecken" und Defizite zu einem vorzeitigen Ende. Evaluation und Abwicklung schienen die berufliche Existenz aller zu bedrohen, jetzt blieb keine Zeit mehr, sich der eigenen Vergangenheit zu widmen.
4. Daran änderte sich auch 1991 wenig, vielmehr prägte Schweigen immer stärker die Situation und verwob sich mit einer weitverbreiteten Lethargie und Müdigkeit.
5. Auch Anfang 1992 war diese Lethargie und Unfähigkeit zum Neubeginn weit verbreitet. Allerdings scheint mir jetzt durch die mit der Auflösung der Akademie der Wissenschaften verbundene Überführung von Wissenschaftlern an die Universitäten und die Neugründung von Forschungseinrichtungen auch die institutionelle Chance gegeben, die immer noch weitgehend ausstehende Diskussion nun endlich zu beginnen.
Diese Auseinandersetzung muß politisch-moralisch wie auch inhaltlich geführt werden. Es geht weiterhin um persönliche Schuld. Hier wird — bedingt durch das hartnäckige Schweigen der in sie Verstrickten — leider letztlich erst durch die Öffnung der Staatssicherheitsakten und die zu erwartenden Ergebnisse der Überprüfung auf MfS-Mitarbeiterschaft weiter zu kommen sein. Das bedeutet aber auch, Überlegungen zur Kategorisierung von Täterschaft und den daraus folgenden Konsequenzen anzustellen. Schon jetzt ist allerdings abzusehen, daß die Spitzelei von den einen als harmloses Kavaliersdelikt abgetan wird (nach dem Motto: „Wir waren doch alle ein kleines bißchen Zuträger") oder daß tief verstrickte Personen sich mit der „Logik des Klassenkampfes" oder der Absicht, das System verbessern zu wollen, herausreden werden. So besteht die akute Gefahr, daß sich nach der schuldhaften Verstrickung in zwei Diktaturen nun eine neue „zweite Schuld" ausbreitet. Diese von Ralph Giordano erstmals beschriebene „Verdrängung und Verleugnung"[8] — der ersten Schuld nach 1945 —, könnte sich als „morbus germanicus", als deutsche Krankheit des „nachher will es keiner gewesen sein" wieder auch unter Intellektuellen breit machen. Es gibt Anzeichen dafür, daß es erneut — um noch einmal mit Giordano zu sprechen — die „historische Fehlentscheidung einer Mehrheit" geben könnte, „sich mit der [. . .] Vergangenheit und der eigenen Rolle in ihr nicht ehrlich auseinanderzusetzen, belastende Erinnerungen abzuwerfen und sich aus

7 A.a.O. Zur Periodisierung vgl. auch Peter Hübner, in: Krise — Umbruch — Neubeginn, a.a.O. Außerdem: Rainer Eckert, Erfahrungen und Verhaltensweisen in Faschismus und Stalinismus: Von der Hitlerjugend zur Aufbaugeneration der DDR, unveröffentlichtes Ms.

8 Ralph Giordano, Die zweite Schuld oder von der Last ein Deutscher zu sein, München 1990, S.11.

einem kompromittierenden Abschnitt selbsterlebter und mitgestalteter Nationalgeschichte herauszustehlen."[9]

Die, wie es Alexander und Margarete Mitscherlich formulierten, ,,Abwehr kollektiv zu verantwortender Schuld" kann — wie auch nach 1945 — dazu führen, daß ,,die Realitätswahrnehmung" eingeschränkt wird und sich ,,stereotype Vorurteile ausbreiten".[10] Diese Verdrängung von Schuld gibt es in Ost und West und von links — ein besonderes Phänomen ist hier die ,,trauerunfähige Linke"[11] — bis nach rechts. So lehnte Michael Brie — damit die Meinung vieler PDS-Intelligenzler ausdrückend — die Teilnahme an einem Tribunal[12] zur Aufarbeitung der DDR-Geschichte mit dem Argument ab, daß dies eine ,,Aufforderung zur Unterordnung unter einen Herrschaftsdiskurs" sei, ,,der die eigentlich zu verändernden Machtstrukturen konservativ bestätige"[13] und das ,,Neue Deutschland" kommentierte die Einrichtung einer Enquete-Kommission zur Aufarbeitung von DDR-Vergangenheit mit der Schlagzeile: ,,DDR-Geschichte vorverurteilt".[14] Auf der anderen Seite äußerte die ,,Neue Zeit" über die Gründung des ,,Forum[s] zur Aufklärung und Erneuerung", daß die Bürgerinitiative ,,die Hoffnung, mehr als die Luft bewegen zu können" verlassen habe,[15] exkulpierte Peter-Michael Distel einen Teil der Stasi-Mitarbeiter und versuchte gleichzeitig die evangelische Kirche zu belasten, und Herr Geißler forderte gar, die Stasi-Akten völlig zu schließen. Auch zahlreiche Geistliche und religiöse Laien wollen nicht über ihre Stasi-Verstrickungen und ihr Engagement für die ,,Kirche im Sozialismus" sprechen. Es kann den Anschein haben, daß die Aufarbeitung der DDR-Geschichte bald nur noch von einer kleinen Gruppe ehemaliger DDR-Oppositioneller und Herbstrevolutionäre nebst einigen Intellektuellen betrieben werden wird. Einer Mehrheit geht es, wie von Elias Canetti beschrieben: ,,Wenn die Befehlsquelle verschüttet ist und man sie zwingt, auf ihre Taten zurückzublicken, erkennen sie sich selber nicht."[16]

Hier ist das verstärkte Engagement des UHV gefordert. Dabei muß es um die sachliche und themenbezogene Klärung dessen gehen, was DDR-Geschichtswissenschaft geleistet hat und was für die Zukunft bleibend sein wird. Auch die Frage nach der Verstrickung von Wissenschaft in diktatorische Systeme — ohne in ein ,,Stasi-outing" abzugleiten — ist immer wieder zu stellen, und theoretische Verallgemeinerungen werden wieder gefragt sein. Dazu gehören zweifellos die zu erwartenden theoretischen Diskussionen um Totalitarismus und Modernisierung. Das gilt ebenso für die Auffassung Francis Fukujamas, daß im Ergebnis eines kohärenten und zielgerichteten Geschichtsverlaufs der größte Teil der Erdbevölkerung in der liberalen Demokratie leben wird,[17] der der Club of Rom eine Vision entgegenstellte,

9 A.a.O., S.12.
10 Alexander Mitscherlich und Margarete Mitscherlich, Die Unfähigkeit zu trauern: Grundlagen kollektiven Verhaltens, 21. Aufl., München und Zürich 1990, S.24.
11 Ralph Giordano, Die trauerunfähige Linke, in: Der Spiegel, Jg.46 (1992), Nr.12, S.54–56.
12 Zur Tribunal-Idee vgl.: ,,Tribunal" als Forum der Aufklärung, in: Deutschland-Archiv, Jg.25 (1992), H.2, S.222–224.
13 Michael Brie, Themen, Maßstäbe und Teilnahme — ein Tribunal zur DDR, in: Ein Volk am Pranger? Die Deutschen auf der Suche nach einer neuen politischen Kultur, Berlin 1992, S.108–124, hier: S.114.
14 Vgl. DDR-Geschichte vorverurteilt, in: Neues Deutschland, vom 13. März 1992.
15 Vgl. Tribunalitis, in: Neue Zeit, vom 23. März 1992. Vgl. auch: Vergangenheitsbewältigung — Prüfstein der politischen Kultur, in: a.a.O.
16 Elias Canetti, Masse und Macht, Frankfurt a.M. 1992, S.9.
17 Francis Fukujama, Das Ende der Geschichte: Wo stehen wir?, München 1992, S.13.

nach der sich die Menschheit durch die ,,Ausbeutung der Natur im rasenden Tempo auf die Zerstörung der Natur und ihrer selbst" zubewegt.[18]

Bei der Auseinandersetzung mit der Geschichte der DDR geht es zuerst um die Offenlegung der Mechanismen, die massenhaftes Fehlverhalten verursachten[19] und — nach Friedrich Schorlemmer — um produktives Erinnern an Höhen und Tiefen unserer Geschichte,[20] bevor die DDR endgültig hinter dem Horizont der Erinnerung versunken ist. War die DDR wirklich ein einziger ,,Skandal"[21] oder hat sie auch Bleibendes hervorgebracht? Waren wir ein Volk von Spitzeln, und wie machte äußere Herrschaft den inneren Menschen zum Krüppel?[22]

Diese Fragen sind auf verschiedenen Ebenen und in verschiedenen Gremien zu beantworten. Besonders wichtig wird die Mitarbeit von Armin Mitter als Mitglied und Stefan Wolle als Berater für die SPD in der Enquetekommission des Bundestages sein. Wir sollten es aber nicht dabei bewenden lassen, sondern uns an der Arbeit des ,,Leipziger Forums zur Aufklärung und Erneuerung" beteiligen, das letztlich davon leben wird, daß an den jeweiligen Arbeitsstellen, in Freundeskreisen und sonstigen Gemeinschaften eine institutionalisierte Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zustandekommt. Ich denke dabei an Veranstaltungen wie das Forschungsseminar zur ,,Politischen Instrumentalisierung von Geschichtswissenschaft" am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität.

In der kommenden Zeit sollte sich der UHV — anknüpfend an die Initiative von Armin Mitter — verstärkt für die Rehabilitierung derjenigen einsetzen, denen in der DDR eine angemessene Ausbildung verweigert wurde, deren Karrieren abgebrochen wurden und die Berufsjahre verloren. Dazu zählen auch diejenigen, die unter Berufs- und Reiseverbot zu leiden hatten.[23] Für die ostdeutschen Universitäten sollte es eine Ehrenpflicht sein, hieran mitzuwirken. Erforderlich sind einklagbare Regelungen und eine materielle Wiedergutmachung sowie die Offenlegung der Strukturen, die zu vielfältigen Benachteiligungen führten.

Immer neu ist die Frage zu beantworten, ob die Beschäftigung mit der Vergangenheit unserer Zunft überhaupt Sinn macht oder ob es nicht an der Zeit ist, die Zukunft ins Auge zu fassen und die Gräben zuzuschütten. Für den Historiker kann die Antwort nur eine uneingeschränkte Zuwendung zur Offenlegung des Vergangenen sein. Dafür sprechen sein Berufsethos, die Gerechtigkeit gegenüber denjenigen, die einer Diktatur Widerstand entgegensetzten und die Gefahr, daß die falschen Führer von einst die nicht besseren ,,leader" in die Zukunft sein könnten. Entscheidend scheint mir jedoch die zukünftige Gefahr des Radikalismus in einer vielleicht nicht immer so stabilen Demokratie zu sein. Heute ist der Widerstand gegen jede Versuchung einer Elite, sich durch die Verlockungen der Macht korrumpieren zu lassen und ihrer grundlegenden Verpflichtung auf die Wahrheit nicht mehr gerecht zu werden, zu lernen. Unser Ziel muß es sein, ,,in der Wahrheit zu leben", auch wenn denjenigen, die sich dafür einsetzen, immer wieder eigennützige Ziele unterstellt werden, um sie damit wieder in die Welt der allgemeinen Demoralisierung zu integrieren.[24]

18 Die globale Revolution. Bericht des Club of Rome 1991, Hamburg 1991, S.11.
19 Albrecht Schönherr, Geleitwort zu: Ein Volk am Pranger, a.a.O., S.10.
20 Friedrich Schorlemmer, Worte öffnen Fäuste, a.a.O., S.15.
21 Diese Frage stellt u.a. Karl Otto Hondrich, Lernen vom Skandal DDR, in: Der Spiegel, Jg.46 (1992), Nr.14, S.39–41.
22 Erich Fromm, Vom Haben und Sein: Wege und Irrwege der Selbsterfahrung, Weinheim und Basel 1989, S.20.
23 Vgl. Gerd Poppe in der Bundestagsdebatte zur Einsetzung einer Enquete-Kommission, in: Das Parlament, vom 20. März 1992. Dort auch Stellungnahmen aus anderen politischen Lagern.
24 Václav Havel, Versuch, in der Wahrheit zu leben, Reinbek b. Hamburg 1989, S.34.

„DIE (BE-)GRÜNDUNG DES DEUTSCHEN SOZIALSTAATS IM 19. JAHRHUNDERT. HINTERGRÜNDE, ALTERNATIVEN UND LEGENDEN". EIN TAGUNGSBERICHT

Von Dorothee Jung

Die Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts hielt am 15. und 16. April eine Tagung über „Die (Be-)Gründung des deutschen Sozialstaats im 19. Jahrhundert. Hintergründe, Alternativen und Legenden" ab. Sie wollte sich zwei Themenkomplexen widmen: einem realgeschichtlichen Teil über die Gründungsgeschichte des deutschen Sozialstaats, und Aspekten sozialpolitischer Ideologiegeschichte. Den Abschluß bildete eine Generaldiskussion, in deren Verlauf noch einmal die Tagungsergebnisse zusammengefaßt wurden.

Monika BREGER (Berlin), die erste Referentin, behandelte „Den Anteil der deutschen Großindustriellen an der Konzeptualisierung der Bismarck'schen Sozialgesetzgebung". Der Nukleus des deutschen Sozialstaates geht genetisch auf eine Schöpfung industrieller Interessenpolitik zurück, die allerdings im Gesetzgebungsprozeß eine Reihe von Formveränderungen erfuhr. Es gelang aber die Verlagerung sozialer Probleme aus ihrem betrieblichen Entstehungszusammenhang, sowie die Überantwortung der Problembewältigung an staatlich anerkannte und subventionierte Versicherungen. Die konzeptionelle Verengung und Zuspitzung staatlicher Sozialpolitik auf Versicherungspolitik war eine historische Leistung der deutschen Industrie.

Lothar MACHTAN (Bremen), der als Spiritus Rector der Tagung auch die einleitenden Worte gesprochen hatte, referierte über „Bismarcks genuine Leistungen auf dem Gebiet der sozialpolitischen Gesetzgebung" und kam zu dem Schluß, daß Bismarcks Anteil an der deutschen Sozialpolitik zwei Jahrzehnte lang in der Verhinderung gesetzesreifer Vorhaben wie Arbeiterschutzmaßregeln, Unternehmerhaftpflicht und Gewerkschafts-, Streik- und Tarifrecht bestand. Die Arbeiterversicherungspolitik, die an diese negative Arbeiterpolitik anschloß, war ein Ersatzgeschäft zugunsten der Industrie. (Haftpflichtversicherung gegen Unfallversicherung.) Bismarck setzte das industrielle Versicherungskonzept politisch durch und behauptete es mit großem taktischen Geschick gegenüber allen kritischen Strömungen. Ohne Bismarck hätte es vermutlich keinen deutschen Sonderweg in der staatlichen Sozialpolitik gegeben.

An diese Thesen schloß sich eine *Diskussion* an, in der es zuerst um die Differenzierung des großindustriellen Lagers ging. Es wurde auf die differenziertere Struktur innerhalb der Großindustrie hingewiesen und die klare Zuordnung der Unfallversicherung als unternehmerfreundlich und der Haftpflichtversicherung als unternehmerfeindlich angezweifelt. Die Teilnehmer verständigten sich darauf, daß die Industrie nach einem Konflikt in den 1880er Jahren nur noch ein Konzept, das der Unfallversicherung, verfolgt habe.

Die Ärzteschaft fungierte als Bindeglied zwischen Arbeiter und Industrie, ihr kam die Gutachterfunktion in der Unfallsituation zu (Christiane ROTHMALER, Hamburg). Durch die Gutachtertätigkeit erfuhren die Ärzte eine Aufwertung und einen Zuwachs ihrer Definitionsmacht, in der Diskussion der sozialpolitischen Willensbildung spielten sie aber keine Rolle (Machtan). Die Tatsache, daß Menschen, die von der Versorgung der Armenfürsorge in die der Versicherungen gerieten, nun an den Kommunalwahlen teilnehmen durften, wurde damals nicht explizit diskutiert. Bismarck war aber der Meinung, wenn man die „richtige"

Sozialpolitik mache, würden die Arbeiter „richtig", will heißen konservativ, wählen (Breger, Machtan) —. Machtan unterschied drei Komponenten der Sozialpolitik:
— Sozialpolitische Interessen, welche nicht nur materieller Art waren. Hierbei handelte es sich vor allem um industrielle Interessen, die mit Hilfe dieser bestimmten Sozialpolitik weiteren Forderungen der Sozialdemokraten zuvorkommen wollten.
— Sozialpolitische Gesetzgebung, in deren Prozeß die Experten dominierten und Traditionsüberhänge einflossen.
— Sozialpolitische Ideologie, die durch die Dominanz der Politik, die Überhöhung des Konzepts der Staatsräson und den von Bismarck gestifteten Überbau des Versicherungskonzeptes geprägt war und eine deutliche geschichtliche Zäsur bedeutet.
Hans Jörg von BERLEPSCH (Mainz) referierte über „Konsensfähige Alternativen zu Bismarcks Modell von sozialpolitischer Gestaltung". Die Verfechter einer alternativen Sozialpolitik, die progressiven Sozialreformer, traten für eine direkte Intervention des Staates in den Produktionsbereich, für eine einklagbare rechtliche Verantwortung der Unternehmer für Produktionsrisiken und für eine stärkere Beteiligung der Arbeiterorganisationen an den Aufgaben der sozialen Problembewältigung ein. Sie bauten in ihren entscheidenden Zielsetzungen auf einen breiten sozialreformerischen Konsens von Wissenschaft, Parteien und Bürokratie. Unter den Bedingungen einer demokratischen Willensbildung wären sie sicher zum Zuge gekommen, und Deutschland wäre enger an die anderen westlichen Industriestaaten herangeführt worden. Allerdings entwickelte die Opposition keine große Koalition sozialpolitischer Vernunft gegen Bismarck. Die sozialpolitische Opposition gegen Bismarcks Arbeiterversicherung war und blieb stark, aber sie war, was die Realisierung von konstruktiven Alternativen anging, politikunfähig. Unter den Verhältnissen von Obrigkeitsstaatlichkeit und Klassengesellschaft konnte aus Sozialpolitik keine demokratisch orientierte Sozialreformpolitik werden.
Gustav SEEBER (Leipzig) referierte über „Linksliberale und sozialistische Grundsatz-Kritiken an dem Sozialprogramm der Kaiserlichen Botschaft von 1881". Beide Bewegungen waren sich weitgehend einig in ihrer fundierten Kritik an der geringen materiellen Substanz, der einseitig unternehmerfreundlichen Organisation und dem falschen Ansatzpunkt des Systems der gesetzlichen Arbeiterversicherung. Doch während die Sozialdemokraten so etwas wie ein staatlich garantiertes System sozialer Sicherheit für die Arbeiter als Klasse durchaus für erstrebenswert hielten und dem Bismarckschen Modell näherstanden als sie wahrhaben wollten, war es den Sozialliberalen um Elemente einer sozialen Rechtsstaatlichkeit zu tun, um soziale Sicherheit für den Arbeiter als Individuum unter Einbeziehung aller Möglichkeiten selbstverantwortlicher Selbsthilfe. Relative Staatsferne und relative Staatsnähe haben eine übergreifende Sozialpolitik beider Richtungen unmöglich gemacht. Dabei vertraten die Sozialliberalen die „echte" Alternative zum Bismarckschen Modell.
In der anschließenden *Diskussion* ging es vor allem um das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Unfallversicherung. Die Unfallversicherung an sich war nicht Gegenstand besonderer Auseinandersetzungen innerhalb der Sozialdemokratie, sondern das Grundproblem, inwiefern Zwangsversicherungen die revolutionären Tendenzen unterlaufen (Seeber). Es entspann sich eine Kontroverse über die Akzeptanz der Person Bismarcks und seiner Sozialpolitik bei den Sozialdemokraten. Machtan meinte, nur das Versicherungssystem hätte bei den Sozialdemokraten Unterstützung gefunden, während Seeber dies auch für die Person des Reichskanzlers annahm. Die staatliche Zwangsversicherung hielten die Sozialdemokraten für sinnvoll,

weil in den freien Hilfskassen nur die bessergestellten Arbeiter vertreten waren. Internationale Entwicklungen auf sozialpolitischem Gebiet galten in der damalige Diskussion durchaus als vorbildlich. Allerdings wurde dagegen von Regierungsseite eingewandt, daß in Deutschland die erlassenen Gesetze tatsächlich auch angewandt würden, während sie in anderen Ländern ausschließlich auf dem Papier ständen. Die sozialpolitische Entwicklung in anderen Ländern wirkte durchaus befruchtend auf die sozialpolitische Diskussion in Deutschland, allerdings stand Obrigkeitsstaatlichkeit gegen demokratische Tradition, was eine größere Wirksamkeit verhinderte. Das deutsche Zwangsversicherungssystem wurde als Vorbild mystifiziert und werde es in der etablierten Sozialgeschichtsforschung auch heute noch (Karl Heinz ROTH).

Ein weiterer Punkt in der Diskussion war die Frage nach den Gründen der Popularität von Sozialpolitik. Als ein bestimmendes Element dafür wurde die Sichtbarkeit der sozialen Leistungen genannt (Seeber). Weiter wurden als Indikatoren für die Popularität von Sozialpolitik Schlagzeilen, Wahlergebnisse und die Themenwahl der Führungsriegen der Fraktionen ausgemacht. Im Kaiserreich befaßten sich die Parteiführungen mit Themen der Sozialpolitik, heute sei die Akzeptanz, die dieses Thema in den Parteispitzen finde, merklich zurückgegangen (von Berlepsch). Auch als wesentlich für die Popularität der Sozialpolitik wurde erkannt, was in der Bevölkerung Akzeptanz fand. Es wurde vermutet, der Arbeiterschutz sei populärer gewesen als Arbeiterzwangsversicherungen (Machtan).

Wolfgang SCHRÖDER (Berlin) referierte über „Die ‚Wohltaten' der Arbeiterversicherung aus der Sicht der Adressaten/Betroffenen". Es spricht vieles dafür, daß die Politik der Arbeiterversicherung von den Adressaten bis in das 20. Jahrhundert hinein nicht als ein Zuwachs an sozialer Sicherheit empfunden wurde. Die Organisationen der Arbeiterbewegung haben viel getan, um die Akzeptanzbereitschaft ihrer Klientel zu heben und die Strukturdefekte des Systems wenigstens partiell auszubessern, aber die Hauptnutznießer blieben die Arbeitgeber. Den Betroffenen erschien das Versicherungssystem weniger als eine Schubkraft proletarischer Emanzipationsbestrebungen, auch eine Werbekraft für das Herrschaftssystem sei zu bezweifeln. Allerdings gab die Sozialgesetzgebung den Gewerkschaften die Möglichkeit zur Neuprofilierung ihrer Arbeit. Durch diese wurde das System nach und nach funktionstüchtig, ausbau- und entwicklungsfähig; ob auch arbeiterfreundlicher, bleibe zu bezweifeln. Die Verwaltung der Arbeiterversicherung wurde zum Austragungsort der Auseinandersetzungen der beteiligten Interessengruppen über die Bedingungen der Gesundheitsfürsorge und Sozialrechtsprechung.

Arne ANDERSEN (Bremen), der kurzfristig für Klaus SAUL (Hamburg) eingesprungen war, stellte sein Referat unter den Titel „Vom Glück einen Unfall zu erleiden". Die sozialpolitischen Grundsatzdebatten stellten in Bezug auf den Gefahrenbegriff eine Auseinandersetzung darüber dar, wer nach welchen Kriterien über die Zumutbarkeit von Gefahrenpotentialen, die aus der kapitalistischen Industrialisierung erwuchsen, entscheiden sollte. Bismarck und ein großer Teil der Industriellen meinten, die Unternehmer hätten nach Maßgabe ihrer ökonomischen und betriebspolitischen Interessen darüber zu entscheiden, während eine breite Koalition von Sozialreformern, die auch große Teile der Arbeiterbewegung einschloß, der Ansicht war, dies müßte interessenneutral unter Einbeziehung humanitärer Gesichtspunkte und medizinwissenschaftlicher Erkenntnisse und unter Berücksichtigung von Argumenten der sozialen Gerechtigkeit geschehen. Mit der Entscheidung für die Unfallversicherung und gegen die Haftpflichtversicherung ging der Konflikt zugunsten der industriellen Interessen

aus. Allerdings gab es seit Beginn des 20. Jahrhunderts gegenläufige Tendenzen, die sich in der Praxis der Arbeitersekretariate und der Sozialrechtsprechung manifestierten. Diese Tendenzen bewirkten zwar einige Kurskorrekturen, aber keinen Richtungswechsel.

Die nachfolgende *Diskussion* wurde eingeleitet mit der Frage nach der Position der chemischen Industrie, insbesondere der Pharmaindustrie als Nutznießer der Ausweitung des Gesundheitswesens, die sich von der Position der anderen Industriezweige unterschied. Es wurde festgestellt, daß die chemische Industrie ein anderes Konzept der Unfallversicherung als die übrigen Branchen verfolgte, um gegen die große Fluktuation ihrer Arbeiter anzugehen, weil sie auf deren Erfahrung angewiesen war. Allerdings sei nicht nachweisbar, daß die Pharmaindustrie in ihrer Eigenschaft als Nutznießer der Erweiterung des Gesundheitswesens Einfluß auf die Versicherungspolitik nahm (Andersen). Die Krankenversicherung wurde übereinstimmend als positive Institution für den Arbeiter gesehen, da durch sie jeder Arbeiter Zugang zu ärztlicher Versorgung und zu Medikamenten erhielt. Die Arbeitersekretariate wurden als Mittel beschrieben, die Arbeiter in das System zu integrieren, indem sie ihnen halfen, damit umzugehen. In den Sekretariaten entstand ein Erfahrungspotential, das jedoch vom Gesetzgeber ignoriert wurde (Schröder). Die in der chemischen Industrie weit verbreitete Ansicht, manche Arbeiter vertrügen bestimmte Arbeitsbelastungen besser als andere, wurde später von Befürwortern der Rassenhygiene aufgegriffen (Andersen). Die Neuschaffung von Krisengruppen (wie die ,,Rentenneurotiker"), die dann aus der Klientel der Versicherten herausfielen, gehört in diesen Kontext (Roth). Den ,,Rentenneurotikern" wurden die alten Arbeiter zur Seite gestellt, die oft aufgrund ihres Alters von den Versicherungsleistungen der Unfallversicherung ausgeschlossen wurden. Auf die Kompetenz des Bundesrates, die Unfallversicherung für bestimmte Gruppen aussetzen zu können, wurde ebenfalls hingewiesen (Schröder). Die Atomisierung wurde als Konsequenz dieses Systems deutlich gemacht: Das System individualisierte jedes Schicksal (Roth).

Den zweiten Komplex der Tagung, zur Ideologiegeschichte, leitete Eckart REIDEGELD (Hagen) mit seinem Referat über ,,Schöpfermythen des Wilhelminismus: Kaiser und Kanzler an der ‚Wiege des deutschen Sozialstaates'" ein. Aus Gründen, die auf den Legitimationsbedarf der politischen Kultur im Wilhelminismus zurückgehen, und aus inneren, weltanschaulichen Gründen der mangelnden Distanz zum monarchisch geprägten deutschen Nationalismus/Imperialismus, war eine wissenschaftlich-kritische Bewertung der historischen Vorgänge der deutschen Sozialstaatsgründung bis zum Ende des Kaiserreiches ausgeschlossen. Die sozialpolitische Ideologie vom monumentalen Reformwerk deutscher Originalität beherrschte das Bewußtsein der bürgerlichen Öffentlichkeit, die anfing, an eine sozialpolitische Mission des Deutschen Reiches zu glauben. Die Wissenschaft hat sich diesem Zeitgeist angepaßt, indem sie jede Erörterung über die begrenzte Reichweite und über Strukturdefekte der staatlichen Sozialpolitik vermied. Daß diese Politik den Charakter vorbeugender Maßnahmen gegen die sozialen Reformambitionen der Arbeiterbewegung trug, hat die Wissenschaft nicht nur akzeptiert, sondern verteidigt.

Die anschließende *Diskussion* wurde mit der Frage, wie die Mythenbildung auf die Sozialdemokratie gewirkt habe, eröffnet. Eine gewisse Wirkung der Mythen auf die Sozialdemokratie konnte nicht abgestritten werden. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Sozialdemokratie tief in die Sozialpolitik verwoben gewesen sei und den Versicherungskurs mittrug. Die deutsche Arbeiterbewegung wehrte sich nicht gegen die staatlichen Zwangsversicherungen, obwohl diese eine Emanzipation der Arbeiter unmöglich machten (Roth). In der Sozialdemokratie

wurde ein eigener Mythos festgestellt, der eine Verantwortlichkeit der Sozialdemokraten für die Sozialpolitik konstruierte. Der Anteil Bismarcks an der Schaffung seines Mythos wurde kontrovers gesehen. Der Ansicht Seebers, der Bismarckmythos sei auf ein ideologisches Bedürfnis des Wilhelminismus hin geschrieben und Bismarck sei dazu nur benutzt worden, stand die Ansicht Reidegelds und Machtans gegenüber, Bismarck habe durchaus an seinem Mythos mitgebaut. Die Nationalökonomen wie die Historiker hielten gegenläufige Informationen zurück, um den Erfolg des Regierungsprogrammes nicht zu gefährden. Machtan schloß die Diskussion mit der Feststellung, auch Verschweigen und Unwahrhaftigkeit hätten ihre Funktion in der politischen Kultur, Mythologisierung funktioniere auch durch Tabuisierung.

Martin H. GEYER (Köln) referierte über ,,Die Auseinandersetzung mit dem Bismarckschen Sozialstaatsmodell in der sozialpolitischen Diskussion der Weimarer Republik". Das Sozialstaatspostulat der Weimarer Republik ging zum einen von dem Bestreben aus, die Halbherzigkeit der Bismarckschen Sozialpolitik positiv zu überwinden und dadurch die Arbeiter für das neue System zu gewinnen. Zum anderen wurde die Überzeugung proklamiert, man könne den überkommenen Sozialstaat durch qualifizierten Umbau und durch Modernisierung der vorhandenen Strukturen zu einem sozialen Rechtsstaat umfunktionieren. Allerdings rückte der qualifizierte Umbau in immer weitere Ferne, je mehr darüber hinweggesehen wurde, daß die staatliche Sozialpolitik im Kaiserreich ein System des sozialen Ausgleichs und der sozialen Sicherung in mancher Beziehung verhindert hatte. Die sozialpolitischen Ansätze wurden mehr und mehr als strukturelle Voraussetzung, d.h. als Notwendigkeit für die allmähliche Erreichung weitergehender sozialreformerischer Ziele angesehen und neue Wege nur ausnahmsweise beschritten. Durch diese nachträgliche Wertschätzung wurde Bismarcks Sozialstaatsmodell in Deutschland definitiv legitimiert. Der Wissenschaft hat dieses Ausbleiben eines Bruches in der Sozialpolitik einen Paradigmenwechsel weitgehend erspart. Als es im Gefolge der Weltwirtschaftskrise um die Preisgabe sozialer Errungenschaften ging, wurde das sozialpolitische Denken reaktionär im Sinne einer Rückkehr zu den ,,originär" Bismarckschen Maximen, die nun vielfach volkstumspolitisch aufgeladen wurden. Diesem Trend, der durch eine gezielte Kampagne zum vollständigen Abbau des bestehenden Sicherungssystems flankiert wurde, hatten die Sozialstaatspolitiker der Weimarer Zeit nichts entgegenzusetzen. Es schien ihnen notwendig, sich mit einem gewissen Grundbestand sozialer Sicherheit und sozialen Schutzes zufriedenzugeben und alle hochgespannten sozialpolitischen Fortschrittshoffnungen in eine unbestimmte Zukunft zu vertagen. Das Sozialstaatspostulat von Weimar konnte vor allem deshalb nicht eingelöst werden, weil weder eine Theorie noch ein Programm oder ein durchsetzungsfähiger politischer Wille vorhanden waren. — In der folgenden *Diskussion* wurde als Beitrag der Wissenschaftler an der Konzeptualisierung der Sozialpolitik der Weimarer Republik vor allem der Rekurs auf das Bismarcksche System als Gegenmodell herausgestellt (Geyer).

In seinem zweiten Referat behandelte Lothar Machtan das Thema: ,,Hans Rothfels und die Anfänge der historisch-empirischen Sozialpolitikforschung in Deutschland". In der Weimarer Republik gab es durch die Öffnung der Archive erstmals die Möglichkeit, den Mythos der deutschen Sozialstaatswerdung durch eine Darstellung der wirklichen Entstehungsgeschichte aufzuklären. An dieser Aufgabe ist Hans Rothfels, der offiziell damit beauftragt worden war und konkurrenzlos auf diesem Gebiet arbeitete, gescheitert. Statt empirisch abgestützten Wissens lieferte er ein weiteres Stück sozialpolitischer Mythographie. Die Gründe für sein

Versagen waren nicht wissenschaftlicher Natur, er scheiterte an weltanschaulich-politischen Vorgaben wie seinem etatistisch, später völkisch orientierten Nationalismus, seinem autoritätsfixierten Bismarckkult und seiner Intoleranz sozialistischem Gedankengut gegenüber, die zu ideologischen Scheuklappen wurden. Als Nestor der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft wurde Rothfels zum Säulenheiligen erklärt und sein Versagen verschleiert. Angesichts der Verdienste des Emigranten Rothfels um die Restauration einer diskreditierten Wissenschaftsdisziplin wurde ihm sein Versagen gegenüber einer wichtigen Aufgabe der Geschichtsforschung in der Weimarer Zeit nachgesehen. Zugleich wurde übersehen, mit welchen Hypotheken methodischer Art er die deutsche Geschichtswissenschaft von Weimar belastet hatte: mit der Verwechslung von politisch-überformtem Subjektivismus mit Wissenschaft, von philosophischem Tiefsinn mit analytischem Scharfsinn, von rhetorischer Brillanz mit Argumentationskraft. Durch die Vermeidung einer kritischen Auseinandersetzung mit Rothfels habe sich der Bismarckmythos in der sozialpolitischen Geschichtsschreibung verdoppelt: Zum Mythos selbst trat der des Mythographen.

Karl Heinz ROTH (Hamburg), Vorstand der ,,Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts", referierte über ,,Die nationalsozialistischen Bemühungen um Bismarcks Erbe in der Sozialpolitik (1934-1942)". Das ,,Sozialwerk des deutschen Volkes" erzeugte von allen Projekten nationalsozialistischer Sozialpolitik den größten Legitimationsdruck. Da mit dem Sozialwerk die Reform eines mehr als fünfzig Jahre alten Sozialsystems propagiert wurde, konnte der Nationalsozialismus ihm mit seinen Ideologiemustern allein nicht begegnen. Die Aufgabe der Sinnstiftung bestand also u.a. darin, einen Bezug, der mit dem politischen Willen des NS-Regimes übereinstimmte, zu diesem sozialpolitischen Traditionsbestand herzustellen. Der Historiker des ,,Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront", Rudolf Craemer, gab, in Anknüpfung und Vollendung der Rothfelsschen Sinndeutung der Bismarckschen Sozialpolitik als ,,Staatserneuerung", dem Sozialwerk seinen tieferen Sinn und kann somit als Konstrukteur der legitimierenden, historisch argumentierenden Denkfiguren gelten. Den tieferen Sinn konstruierte er durch die Erhebung des sich ,,staatssozialistisch" gerierenden Reichskanzlers zum Präzeptor jener völkisch orientierten Sozialstrategien, mit denen das NS-Regimes die Massen noch mehr in ihre Gewalt bringen wollte. Mit dieser Ideologisierung der Geschichte der Sozialpolitik wurde nicht nur einem verbrecherischen Regime gedient, es wurde auch ein Irrweg der sozialpolitischen Historiographie, der schon damals seit Jahrzehnten beschritten worden war, konsequent zuende gegangen. Die Gründe für die Veranstaltung der Tagung leiten sich nicht zuletzt aus dieser Einsicht her.

Die Generaldiskussion bildete das Finale und wurde durch eine von Lothar Machtan vorgenommene Zusammenfassung der vorgetragenen Erkenntnisse eingeleitet. Den ersten Themenkomplex der Diskussion bildete die Auseinandersetzung um quellenkritische Forschung, ihre Motivation und Methode. Roth fragte nach der Funktion der historischen Sozialgeschichtsforschung und der Zertrümmerung ihrer Mythen in der aktuellen Situation und hielt die Frage für vorschnell, wem dies politisch nutzen solle. Damit vergebe man sich die Möglichkeit, zuerst einmal Mystifikation und historische Fälschung zu entlarven. Der Rothfelsvortrag Machtans und der Vortrag Reidegelds würden eine Zäsur in der historischen sozialpolitischen Forschung dieses Landes erzwingen. Die politische Konsequenz daraus sei die Eröffnung einer neuen Perspektive. Es gebe bislang keine kritische Geschichtsschreibung der Sozialpolitik. In der Konsequenz hieße das, auch die Historiographie der Arbeiterbewegung, so wie sie überliefert wurde, in Frage zu stellen. Roth sah das nicht als Rückzug, sondern als

Möglichkeit aus dieser Einsicht politisch zu handeln an. Die direkte Beziehung zwischen kritisch-historischer Arbeit und politischer Praxis sei infragegestellt, weil sie erst einmal aufgebrochen werden müßte, um neue Definitionen zu finden. Die Geschichtsschreibung der Genesis des Sozialstaats sei bislang lediglich eine Ideologie und keine Geschichtsforschung gewesen.

Die Aufforderung zur Quellenarbeit wurde als Versuch gewertet, wieder Boden unter die Füße zu bekommen (Reidegeld), aber auch damit begründet, daß über hundert Jahre nach der Staatsgründung die historische Forschung immer noch am Anfang stehe. Die theoretische Orientierung der Fragestellungen auf die Quellenarbeit sei schwer zu finden, da sich jetzt alte Theoreme verflüchtigten (Machtan). — Roth sah zwei methodische Probleme: Einmal müßte der komparative Ansatz bearbeitet werden, was sich, da sich manche britische, amerikanische und skandinavische Historiker an Gerhard A. Ritter orientierten und nicht merkten, in welchem Maße Ritter ideologisch und methodisch fixiert sei, als schwierig erweise. Der komparative Ansatz zeige, daß das System besonders ausgrenzend und atomisierend wirkte. Zum anderen müsse die Optik verändert werden. Es müsse „von unten" auf die Sozialpolitik geschaut werden, es müssen die Fragen gestellt werden, die sich die damaligen „Objekte" der Sozialpolitik gestellt haben. Daraus ergaben sich die Fragen, ob die reale Arbeiterklasse den Zwangscharakter der Sozialpolitik als solchen empfunden habe und was die Mythographie mentalitätsgeschichtlich zudeckte, das heute nicht mehr zu rekonstruieren sei.

Auch einige andere Anhaltspunkte zu Fragestellungen an die Quellen sind auf der Tagung genannt worden, so z.B., ob Bismarcks Weg zum Sozialstaat ein Synonym für den deutschen Sonderweg ist. Bevor dies geklärt werden kann, muß man die konkurrierenden Konzepte erforschen. Dann kann die aussichtsreichste Alternative mit Bismarcks Sozialstaatsmodell verglichen und festgestellt werden, welches das weitertragende, zukunftsträchtigere gewesen wäre (Machtan). Als ein Element des deutschen Sonderweges führte von Berlepsch die Integration der Arbeiterschaft in die Gesellschaft an. Er stellte zwei Sichtweisen dar: einmal die Ansicht der Nazi-Historiker, der 4.August 1914 sei das Verdienst der Bismarckschen Sozialpolitik, das Volk habe wie ein Mann hinter der Nation gestanden; andererseits die Ansicht, es habe einen gescheiterten Integrationsversuch gegeben, die Entwicklung in den Krieg sei eine Krisenstrategie gewesen, die angewendet wurde, weil man die Integration innenpolitisch nicht bewerkstelligen konnte. Auch stellt sich die Frage, ob eine alternative Sozialpolitik zu einer Demokratisierung der Gesellschaft im Sinne einer Integration der Arbeiterschaft geführt hätte. — Seeber faßte die Einführung des Begriffes „Sonderweg" nur als Aufforderung zu komparativer Vorgehensweise auf.

Der Begriff „Zuckerbrot und Peitsche" wurde als rhetorische Figur der Sozialdemokraten und nicht als Handlungsparameter Bismarcks interpretiert (Machtan). Er sei bei Bismarck nachträglich ideologisch aufgesetzt gewesen (von Berlepsch). Für den deutschen Sonderweg wurde diesem Begriff keine große Bedeutung beigemessen, da dies eine entsprechende Wirkung des „Zuckerbrots", die nicht zu beweisen sei, voraussetzen würde (Reidegeld). „Zuckerbrot und Peitsche" seien aber im Kaiserreich eine Strategie zur Bekämpfung der Sozialdemokratie gewesen (Reidegeld). Die Form der Gründung des Sozialsystems brachte Fehler mit sich, die immer noch belastend auf das heute existierende System wirken.

Konsens herrschte unter den Teilnehmern darüber, daß die Tagung neue Aspekte und Fragestellungen ins Blickfeld gerückt habe. Es bleibt allerdings zu fragen, ob bei verständigerer Moderation der Abschlußdiskussion nicht ein strukturierterer Diskurs möglich gewesen wäre.

Als Forschungsziele wurden die Bearbeitung des komparativen Ansatzes und das Einnehmen einer neuen Perspektive, der Betrachtung der Sozialpolitik von unten, formuliert.
Einige Fragen, die es sicherlich wert gewesen wären, diskutiert zu werden, die aber den Rahmen der Veranstaltung gesprengt hätten, bieten sich als Themen für folgende Tagungen an: Inwiefern war die Konstituierung der Bundesrepublik eine Restauration des Bismarckschen Sozialstaats? Welchen Drang gab es nach 1949, sich auf die positiven Seiten der deutschen Geschichte in Form der Staatswerdung oder des integrativen Sozialstaats zu besinnen? Auch die Tatsache, daß die Geschichtswissenschaft unter Leitung Rothfels', der von 1958 bis 1962 als Vorsitzender des Verbandes der Historiker Deutschlands fungierte, Legitimations- und Herrschaftswissenschaft blieb, anstatt sich der Aufarbeitung schwerwiegender Versäumnisse zu widmen, bleibt zu diskutieren.
Der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte ist es mit dieser Tagung gelungen, die deutsche Sozialgeschichtsforschung um neue Fragestellungen zu bereichern und wichtige Forschungsaufgaben zu formulieren. Ob die Veranstaltung eine Zäsur in der historischen Sozialpolitikforschung darstellt, hängt nicht zuletzt von der Diskursbereitschaft der deutschen Historikerzunft ab.

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG UND ANGRENZENDER GEBIETE (91)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik "Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern diese Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter einschlägiger Projekte - die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert - um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auf Wunsch werden Ihnen weitere Fragebogen von der Redaktion übersandt. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter - unter Angabe von deren Anschrift - ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur nach Vorlage des Fragebogens bei dem Bearbeiter erfolgt.
Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationale und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.
Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jedes Jahr vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der ,,Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder

der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns vom jeweiligen Bearbeiter übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Angaben, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)
1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
2.1 Bearbeiter, Vor- und Zuname, Anschrift (Leiter unterstrichen)
2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers
4 Stand der Forschungsarbeit
5 Laufzeit des Projekts
6 Art der Arbeit
7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
8 Kostenträger
9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)
10.1 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
10.2 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
11.1 Inhaltliche Ziele der Arbeit
12 (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung
13 Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.
14 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
19 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem sogenannten Projektfriedhof ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 3.6.1992

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. GESCHICHTSWISSENSCHAFT, HILFSMITTEL

0 92–030
1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, W–1000 Berlin 38; Tel. 030/816001–0
2.1 PAETAU, Rainer, Dr.; c/o Historische Kommission zu Berlin; Tel. 030/816001-24
4 Laufend
5 Beginn: 10/90, Abschluß: 4/92
6 Eigenprojekt der Historischen Kommission zu Berlin; Aufsatz
8 Bearb.
9 1830 als Zäsur der europäischen und deutschen Geschichte des 19. Jahrhundertes in der DDR-Historiographie
10.1 1789–1870
10.2 Europa, Deutschland
11.1 Wandel des marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes seit 1970 aufgrund politischer Vorgaben *und* internationaler geschichtsmethodologischer Kategorien; Parteilichkeit und Objektivitätskriterien in Verbindung mit innovativen Ansätzen
14 Analyse der DDR-Geschichtswerke zur Periodisierung des 19. Jahrhunderts im Rahmen der europäisch-internationalen Revolutionszyklen; Vergleich mit bundesrepublikanisch-‚westlichen" Forschungen

0 92–031
2.1 MEYER, Frank; Sumperkamp 9–15/241, W–4630 Bochum 1; Tel. 0234/701820
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 92
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.; Stipendium DAAD/NAVF (Norwegen)
9 Forskningsrapport om Norden og Hitler-flyktningene
10.1 1933–1945
10.2 Skandinavien
11.1 Bericht über komparatives Forschungsprojekt zum Exil in den fünf skandinavischen Ländern
12 Meyer, F.: Forskningsrapport om Norden og Hitler-flyktningene, in: Historisk tidsskrift (Oslo), Bd. 71, 1992

0 92–032
1 Archiv der Arbeiterjugendbewegung, Haardgrenzweg 77, W–4353 Oer-Erkenschwick
2.1 SCHMÖLDERS, Ralf; In der Ort 24, W–4800 Bielefeld 17; Tel. 0521/332924
4 Laufend
5 Beginn: 3/92, Abschluß: 5/92
6 Bibliographie
8 Bearb.
9 Personalbibliographie Anna Siemsen
10.1 1882–1951
10.2 Deutschland, Schweiz
11.1 Chronologische Bibliographie der Buchveröffentlichungen und Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften [S.a. Proj.-Nr. 88–009 (1/88)]
12 Schmölders, R.: Personalbibliographie Anna Siemsen 1882–1951. Archivhilfe Nr. 2 — Archiv der Arbeiterjugendbewegung. Bonn: [o.V.] 1992
16 Zeitungen und Zeitschriften; nationale und internationale Ae; Privatsammlungen

B. QUELLENVERÖFFENTLICHUNGEN, NEUDRUCKE, ÜBERSETZUNGEN

—

C. SOZIALISTISCHE THEORETIKER, BEITRÄGE ZUR IDEENGESCHICHTE

—

D. BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE

0 92–033
2.1 ROTHER, Bernd, Dr.; Jasperallee 67, W–3300 Braunschweig; Tel. 0531/340090
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 91, Abschluß: 92
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.
9 Otto Grotewohl 1894–1933 — Skizze seiner Braunschweiger Jahre
10.1 1894–1933
10.2 Braunschweig (Land)
11.1 Darstellung des politischen Werdegangs Grotewohls bis zum „Dritten Reich"
14 Dokumentenauswertung; politische Biographie
16 Nachlaß Grotewohl im IfGA Berlin/ZPA; zeitgenössische Zeitungen und Parlamentsprotokolle; Schriften Grotewohls

0 92–034
2.1 SCHMÖLDERS, Ralf; In der Ort 24, W–4800 Bielefeld 17; Tel. 0521/332924
4 Laufend
5 Beginn: 5/92, Abschluß: 7/92
6 Aufsatz/Lexikonartikel
8 Bearb.
9 Biographischer Essay zur Demokratieproblematik bei Anna Siemsen
10.1 1882–1951
10.2 Deutschland, Schweiz
11.1 Vor dem Hintergrund des Lebenslaufs von Anna Siemsen sollen spezifische Traditionsbestände zur Frage von Demokratie, Solidarität und Gerechtigkeit herausgearbeitet werden
12 Schmölders, R.: Anna Siemsen 1882–1951, in: Lexikon Deutscher Demokraten (Arbeitstitel). Hrsg. von Manfred Asendorf und Jan Philipp Reemtsma. Stuttgart: J. B. Metzler (in Vorbereitung)

0 92–035
1 Univ. Köln, Historisches Seminar, Albertus-Magnus-Platz, W–5000 Köln 41
2.1 REUTER, Ursula; Rosenstr. 17, W–5000 Köln 1; Tel. 0221/322997
2.2 Prof. Dr. Dieter Düding
4 Laufend
5 Beginn: 1/92, Abschluß: 12/94
6 Eigenprojekt der Bearb.; Diss.
8 Bearb.
9 Paul Singer (1844–1911). Eine Biographie
10.1 1844–1911
10.2 Deutschland
14 Archivalienauswertung
16 Berliner Ae; IISG; FES u.a.; zeitgenössische Presse; Protokolle (Reichstag, SPD-Parteitage)

E. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

0 92–036
2.1 ZENNSS-REIMANN, Regine; Halemweg 43, W–1000 Berlin 13; Tel. 030/3812437
4 Laufend
5 Beginn: 5/92, Abschluß: 94
6 Diss.; Ausstellung
8 Bearb.
9 „Frauenarbeit bei der Eisenbahn" — Eisenbahnbeamtinnen und -Arbeiterinnen
10.1 Ca. 1860–1960
10.2 Deutschland, Preußen

11.1 Geschichte des Vereins der Eisenbahnbeamtinnen, bzw. des Verbandes der Reichsbahnbeamtinnen und weitere Entwicklung; Zusammenhänge der frühen Frauenbewegung
12 Veröffentlichung geplant im Rahmen einer Ausstellung
16 Ae; Archivalien; amtliche Statistik; Zeitungen; eventuell Interviews

0 92–037
1 Univ. Oldenburg, Institut für Politikwissenschaft II, Postfach 2503, W–2900 Oldenburg
2.1 KLAUSCH, Hans-Peter, Dr.; Haareneschstr. 29, W–2900 Oldenburg; Tel. 0441/74170
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/89, Abschluß: 9/91
6 Geförderte Forschung; Monographie
8 Stiftung Volkswagenwerk
9 Antifaschisten in SS-Uniform. Schicksal und Widerstand der deutschen politischen KZ-Häftlinge, Zuchthaus- und Wehrmachtsstrafgefangenen in der SS-Sonderformation Dirlewanger
10.1 1918–1950
11.1 Politische und militärische Hintergründe der Aufstellung der SS-Sonderformation Dirlewanger; militärische Einsätze und Verbrechen; innere Struktur und Zusammensetzung; Stellung der Sonderformation im Gesamtsystem der Straf- und Bewährungseinheiten von Wehrmacht und SS; antifaschistischer Widerstand der politisch Verfolgten innerhalb der Einheit; Schicksal der Antifaschisten aus der SS-Sonderformation Dirlewanger in sowjetischer Kriegsgefangenschaft
12 Klausch, H.-P.: Antifaschisten in SS-Uniform. Schicksal und Widerstand der deutschen politischen KZ-Häftlinge, Zuchthaus- und Wehrmachtsstrafgefangenen in der SS-Sonderformation Dirlewanger. Bremen: Edition Temmen 1992
14 Auswertung in- und ausländischer Archivalien sowie von Gerichtsakten der Nachkriegszeit; Zeitzeugenbefragung
16 U.a. BA; BA-MA; BDL Berlin; IfGA; IfZ; BA-Abteilungen Potsdam; DDW; DÖW; Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen; polnische und tschechoslowakische Ae

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

b) 1890–1914

—

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

0 92–038
2.1 SCHÜTTE, Friedhelm, Dr.; Rellinghauser Str. 351, W–4300 Essen 1; Tel. 0201/252052
4 Geplant
5 Abschluß: 12/92
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.
9 Die gesetzliche Reform der Berufserziehung in der Weimarer Republik
10.1 1920–1931
10.2 Deutschland
13 Schütte, F.: Berufserziehung zwischen Novemberrevolution und Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Bildungs- und Sozialgeschichte der Weimarer Republik. Diss., FernUniv. Hagen 1991

0 92–039
1 Univ. Münster, FB Geschichte, W–4400 Münster
2.1 BARDELMEIER, Ulrich; Dahlweg 52, W–4400 Münster; Tel. 0251/72646
2.2 Prof. Dr. Erwin Oberländer
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 86
6 M.A.
8 Bearb.
9 Sozialistische, revolutionäre und kommunistische Studenten an den Hochschulen und Universitäten in der Weimarer Republik im Kampf gegen ‚Faschismus und bürgerliches Bildungsprivileg' 1929–1933
10.1 1929–1933
10.2 Deutschland
11.1 Die Arbeit liefert einen Beitrag zur Geschichte der sozialistischen, revolutionären und kommunistischen Studentenorganisationen, ihrer politischen Tätigkeitsfelder sowie der Stärke ihres Einflusses an den Hochschulen gegen Ende der Weimarer Republik
12 Veröffentlichung eventuell im Lit-Verlag, Münster, für 1992 geplant
13 M.A., Univ. Münster 1986
14 Auswertung der studentischen Publikationen bzw. der entsprechenden Parteizeitungen
16 Publikationen; Zeitungen

e) 1933–1945

0 92–040
1 Univ. Oldenburg, Institut für Politikwissenschaft II, Postfach 2503, W–2900 Oldenburg
2.1 KLAUSCH, Hans-Peter, Dr.; Haareneschstr. 29, W–2900 Oldenburg; Tel. 0441/74170
4 Laufend
5 Beginn: 3/92, Abschluß: 3/94
6 Geförderte Forschung; Monographie
8 Stiftung Volkswagenwerk
9 Die Geschichte der Bewährungstruppe 500 der Wehrmacht unter besonderer Berücksichtigung des antifaschistischen Widerstandskampfes 1940–1945

10.1 1936–1945
11.1 Politische und militärische Hintergründe der Aufstellung der Bewährungstruppe BB 500; Zusammensetzung und innere Struktur der BB 500; Stellung der BB 500 im Gesamtsystem der Straf- und Bewährungseinheiten der Wehrmacht und Waffen-SS; militärische Einsätze der BB 500; antifaschistische Widerstandshandlungen von Angehörigen der BB 500
14 Auswertung in- und ausländischer Archivalien; Zeitzeugenbefragung

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

0 92–041
1 Univ. Mainz, Institut für Politikwissenschaft, LS Prof. Dr. Hans Buchheim
2.1 NICK, Matthias; Alte Mainzer Str. 117, W–6500 Mainz 42; Tel. 06131/85860
2.2 Prof. Dr. Hans Buchheim
4 Laufend
5 Beginn: 11/89, Abschluß: 11/92
6 Diss.
8 Bearb.
9 Der westdeutsche Verband katholischer Arbeitervereine
10.1 1945–1963
10.2 Westdeutschland/BRD
11.1 Untersucht wird das politische Wirken der KAB in der Adenauer-Zeit
16 Ae: KAB, Köln; Werkvolk, München; DGB; AGDP; STBKAH; BistumsAe: Münster, Köln und Paderborn; KSZG; Zeitschriften, veröffentlichte Quellen und Privatmaterialien

g) B R D

—

h) D D R

—

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

0 92–042
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, Postfach 102148, W–4630 Bochum 1
2.1 GREBING, Helga, Prof. Dr.; MOMMSEN, Hans, Prof. Dr.; RUDOLPH, Karsten
4 Im Abschluß
5 Beginn: 91, Abschluß: 92
6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt der Univ. Bochum; Arbeitskreis und Herausgabe eines Sammelbandes
8 Univ. Bochum; Stifterverband für die deutsche Wissenschaft
9 Arbeitskreis jüngerer Nachwuchshistoriker/innen aus alten und neuen Bundesländern zur Geschichte der mitteldeutschen Arbeiterbewegung
10.1 19. und 20. Jahrhundert
10.2 Thüringen, Sachsen, Sachsen-Anhalt
11.1 Bilanzierung der Forschung, Anregung neuer Arbeiten, Vorstellung begonnener Forschungen zur Aufarbeitung der Geschichte mitteldeutscher Arbeiterbewegung; 26 Beiträge
12 Demokratie und Emanzipation zwischen Saale und Elbe. Beiträge zur Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung vor 1933. Hrsg. von Hans Mommsen und Helga Grebing. (Im Erscheinen)

0 92–043
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, Postfach 102148, W–4630 Bochum 1
2.1 RUDOLPH, Karsten; u.a.; c/o Univ. Bochum; Tel. 0234/700–6921
4 Laufend
5 Beginn: 2/92, Abschluß: 2/94
6 Geförderte Forschung
8 Alfried Krupp von Bohlen und Halbach Stiftung, Essen
9 Demokratie in Mitteldeutschland. Demokratische Bewegung und Politik in Sachsen und Thüringen 1830–1930
10.1 1830–1930
10.2 Sachsen, Thüringen
11.1 Untersuchung der regional- und landesgeschichtlichen Wandlungsprozesse demokratischer Politik und Bewegungen; Erforschung ihrer maßgeblichen politisch-sozialen Träger, der Sozialdemokratie und Linksliberalen, unter einer „mitteldeutschen Perspektive", die deren Rückbindung an ausgeprägte Potentiale und Traditionen überprüft bzw. herausarbeitet
13 Kurzinformation zum Forschungsprojekt. Bochum, Februar 1992

0 92–044
1 TU Braunschweig, Historisches Seminar, Schleinitzstr. 13, W–3300 Braunschweig; Tel. 0531/391–3091
2.1 HERLEMANN, Beatrix, Dr.; Lahwiesen 20, W–3000 Hannover 51; Tel. 0511/648261
4 Laufend
5 Beginn: 1/91, Abschluß: 12/93
6 Geförderte Forschung
8 Stiftung Volkswagenwerk
9 Vergleichende Untersuchung des Widerstandsverhaltens der Magdeburger Sozialdemokratie (Bezirksorganisation Magdeburg-Anhalt) von 1932 bis 1945 unter besonderer Beachtung von Parallelen und Beziehungen zu Braunschweig und Hannover
10.1 1932–1945
10.2 Magdeburg-Anhalt
11.1 Herausarbeitung spezifischen SPD-Verhaltens in einem traditionell starken Organisationsbezirk — Magdeburg wurde als einzige Großkommune

in der Weimarer Republik durchgehend sozialdemokratisch regiert (Oberbürgermeister: Hermann Beims, Ernst Reuter) — vor dem Hintergrund bisheriger Forschungserkenntnisse zum sozialdemokratischen Widerstand
13 Ms. eines Einführungsreferats auf einem Kolloquium der TU Braunschweig im Dezember 1991 zu vergleichenden Problemen der Magdeburger und Braunschweiger Arbeitergeschichte
14 Komparativer Ansatz; mündliche Befragungen
16 Gestapolageberichte; Urteile des Berliner Kammergerichts; Polizeiakten; Tages- und Regionalzeitungen etc.; Interviews

0 92–045
1 Univ. Göttingen, Seminar für Politikwissenschaft, Platz der Göttinger Sieben 3, W–3400 Göttingen
2.1 WALTER, Franz, Dr.; c/o Univ. Göttingen
4 Laufend
5 Beginn: 10/90, Abschluß: 12/92
6 Auftragsforschung
7 Friedrich-Ebert-Stiftung, Godesberger Allee 149, W–5300 Bonn 2
8 Friedrich-Ebert-Stiftung
9 Der Zerfall sozialdemokratischer Hochburgen in Sachsen und Thüringen
10.1 1870–1991
10.2 Sachsen, Thüringen
12 Walter, F.: Sachsen — ein Stammland der Sozialdemokratie?, in: Politische Vierteljahresschrift, 32. Jg. (1991), H. 2, S. 207–231
16 Interviews; Statistiken; Ae; Zeitungen; Zeitschriften

0 92–046
1 Univ. Göttingen, Seminar für Politikwissenschaft, Platz der Göttinger Sieben 3, W–3400 Göttingen
2.1 SCHMIDTKE, Klaus; Karl-Schwarzschildweg 6/207, W–3400 Göttingen
2.2 Dr. Franz Walter
4 Laufend
6 Auftragsforschung; Eigenprojekt der Univ. Göttingen; Eigenprojekt des Bearb.; Diss.
7 Friedrich-Ebert-Stiftung, Godesberger Allee 149, W–5300 Bonn 2
9 Der Zerfall sozialdemokratischer Hochburgen in Thüringen und Sachsen — am Beispiel der Stadt Nordhausen/Harz und des Weilerdorfes Soha
10.1 1890–1991
10.2 Nordwestliches Thüringen
11.1 U.a. Verhältnis SPD-Linksliberalismus; Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold
16 Stadt-, Landes- und Partei-Ae; Tageszeitungen; Statistik; Zeitzeugenbefragungen

b) Lokal

0 92–047
2.1 GERSTENBERG, Günther, M.A.; Gundermannstr. 34, W–8000 München 45; Tel. 089/3139394
4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt des Bearb.
7 Archiv der Münchner Arbeiterbewegung e.V.
8 Bearb.; Archiv der Münchner Arbeiterbewegung e.V.
9 München 1968
10.1 1968
10.2 München
11.1 Die Publikation und die gleichnamige Ausstellung im Münchner Gewerkschaftshaus sollen an ein lokalgeschichtlich wichtiges Kapitel erinnern; die Voraussetzungen schaffen, um Zeitzeugen zu finden; Materialien für das Archiv der Münchner Arbeiterbewegung zu sichern; Diskussionszusammenhänge eröffnen, um der kommunalen Geschichtsarbeit weitere Impulse zu geben
12 Gerstenberg, G.: Hiebe, Liebe und Proteste — München 1968. Einige Schlaglichter und Kommentare zur gleichnamigen Ausstellung im Münchner Gewerkschaftshaus vom 8.4. bis 8.5.1991. Hrsg.. vom DGB-Bildungswerk München. Ingolstadt: Panther-Verlag (zu beziehen beim Autor) 1991. 128 S.
14 Kombination aus narrativer Schilderung der Ereignisse, Orignaltexten und Fragestellungen
16 Archivalien; Flugblätter und Plakate aus den Beständen des A der Münchner Arbeiterbewegung; Fotos aus den Beständen der DGB-Bibliothek München; Tageszeitungen; Sekundärliteratur; Interviews mit Zeitzeugen

0 92–048
1 Arbeitsgemeinschaft für politische und soziale Bildung, Zumsandestr. 35, W–4400 Münster; Tel. 0251/72626
2.1 BARDELMEIER, Ulrich; Dahlweg 52, W–4400 Münster; Tel. 0251/72646
4 Laufend
5 Beginn: 90, Abschluß: 12/92
6 Auftragsforschung; geförderte Forschung
7 Arbeitsgemeinschaft für politische und soziale Bildung
8 Arbeitsgemeinschaft für politische und soziale Bildung; Bearb.; Bundesanstalt für Arbeit, Nürnberg
9 Geschichte der freien Gewerkschaften in Münster 1918–1933
10.1 1918–1933
10.2 Münster
11.1 Ziel ist, die eigenständige Arbeit der freien Gewerkschaftsbewegung in einer vorwiegend von Militär, Verwaltung und Landwirtschaft geprägten Stadt/Region zu zeigen
12 Veröffentlichung geplant
13 Ms.
16 Akten aus Stadt- und StaatsA; Lokalzeitungen; Gewerkschaftspresse; statistisches Material

F. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG ANDERER GEBIETE

Norwegen

0 92–049
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung
2.1 MEYER, Frank; Sumperkamp 9–15/241, W–4630 Bochum 1; Tel. 0234/701820
2.2 Prof. Dr. Helga Grebing
4 Laufend
5 Abschluß: 9/92
6 M.A.
8 Bearb.; Stipendium DAAD/NAVF (Norwegen)
9 Exilpublizistik in Norwegen 1933–1940
10.1 1933–1940
10.2 Norwegen
11.1 Publizistik des Exils der „kleinen Leute" zwischen Aufklärung und Broterwerb im Kontext der norwegischen Öffentlichkeit
13 Mss.; Arbeitspapiere
16 Artikel, Aufsätze und Bücher einzelner Exulanten in norwegischer Sprache

0 92–050
2.1 MEYER, Frank; Sumperkamp 9–15/241, W–4630 Bochum 1; Tel. 0234/701820
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 92
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz; Vortrag
8 Bearb.; Stipendium DAAD/NAVF (Norwegen)
9 Vom Zentrum zur Peripherie — Die norwegische Gesellschaft und die deutschsprachigen Flüchtlinge (1933–1940)
10.1 1933–1940
10.2 Norwegen
11.1 Die Norwegische Arbeiterpartei und das Arbeitslosenproblem, vor und nach der Regierungsübernahme (1935): Balanceakt zwischen internationaler Arbeitersolidarität und nationalem Protektionismus; Exilforschung als historische Sozialwissenschaft
12 Meyer, F.: Vom Zentrum zur Peripherie. Die norwegische Gesellschaft und die deutschsprachigen Flüchtlinge (1933–1940), in: 10. Arbeitstagung der deutschsprachigen Skandinavisten. Hrsg. von B. Glienke und E. Marold. Frankfurt a.M. 1992

G. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER INTERNATIONALE UND ZUR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG MEHRERER LÄNDER

0 92–051
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, Postfach 102148, W–4630 Bochum 1
2.1 GREBING, Helga, Prof. Dr., Geschäftsführende Leiterin des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung; NELLES, Dieter, Ottenbrucherstr. 54, W–5600 Wuppertal 1
4 Laufend
5 Beginn: 5/92, Abschluß: 10/94
6 Auftragsforschung
7 Stiftung Volkswagenwerk
8 Stiftung Volkswagenwerk
9 Widerstand und internationale Solidarität. Die Gewerkschaft der Seeleute, Binnenschiffer und Hafenarbeiter und die Internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF) im Widerstand gegen das NS-Regime
10.1 1933–1945
10.2 Europa
11.1 Widerstand und internationale Vernetzung; Organisationsform des ITF-Widerstands in der See- und Binnenschiffahrt; Zusammenarbeit der ITF mit Nachrichtendiensten
14 Archivstudien
16 Ae in Stockholm, Antwerpen, Brüssel, London, Amsterdam und mehrere in Deutschland

II. NACHTRÄGE

0 3702
1 Univ. Wien, Institut für Geschichte
2.1 GRANDNER, Margarete, Dr.; Reznicekgasse 3/3/35, A–1090 Wien
2.2 Prof. Dr. Gerald Stourzh
4 Abgeschlossen
6 Diss.
9 Die österreichischen Gewerkschaften 1914–1918
10.1 1914–1918
10.2 Österreich
12 Grandner, M.: Kooperative Gewerkschaftspolitik in der Kriegswirtschaft. Die freien Gewerkschaften Österreichs im ersten Weltkrieg (= Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs, Bd. 82). Wien, Köln und Weimar: Böhlau 1992. 465 S.
13 Diss., Univ. Wien 1992 (2/92)

0 3918
1 Univ. Köln
2.1 FAUST, Manfred, Dr.; Rheingoldstr. 10, W–5030 Hürth
2.2 Prof. Dr. Otto Dann
4 Abgeschlossen
6 Diss.
9 Die Arbeiterbewegung in Köln 1918–1923
10.1 1914–1918
10.2 Köln
12 Sozialdemokratie in Köln. Ein Beitrag zur Stadt- und Parteiengeschichte. Von Gerhard Brunn, Otto Dann, Manfred Faust, Peter Fuchs u.a. Hrsg. von Gerhard Brunn. Vorwort von Heinz Kühn. Köln: Emons Verlag 1986. 337 S. — **Faust, M.: Sozialer Burgfrieden im Ersten Weltkrieg. Sozialistische und christliche Arbeiterbewegung in Köln** (= Düsseldorfer Schriften zur neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens, Bd. 32). Essen: Klartext Verlag 1992. 350 S.
13 Faust, M.: Sozialistische und christliche Arbeiterbewegung in Köln im Ersten Weltkrieg und in der Novemberrevolution, 1914-1919. Diss., Univ. Köln 1989 (2/92)

0 **82–315**
1 Univ. Münster, FB 9, Institut für Soziologie, Bispinghof 3, W–4400 Münster
2.1 WITTEBUR, Klemens, Dr.; Lindenstr. 62, W–4650 Gelsenkirchen; Tel. 0209/395620
2.2 Prof. Dr. Sven G. Papcke
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 5/82, Abschluß: 91
6 Diss.
8 Bearb.
10.1 1933–1945
10.2 Weltweit
12 **Wittebur, K.: Die deutsche Soziologie im Exil 1933–1945. Eine biographische Kartographie** (= Soziologie, Bd. 20; Beiträge zur Geschichte der Soziologie, Bd. 1). Münster und Hamburg: Lit Verlag 1991. 374 S.
13 Diss., Univ. Münster 1989

0 **83–011**
1 Columbia Univ.; The City Univ. of New York
2.1 JACOBS, Jack Lester, Ass.Prof. Dr.; c/o John Jay College, The City University of New York
4 Abgeschlossen
6 Diss.
9 **Kautsky and the Jewish question**
12 **Jacobs, J. L.: On Socialists and „the Jewish Question" after Marx** (= Reappraisals in Jewish social and intellectual history). New York and London: New York University Press 1992. XI,300 S.
13 Diss., Columbia Univ. 1983. Standort: Bibl. des AdsD/FES (2/92)

0 **83–040**
1 Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Lentzeallee 94, W–1000 Berlin 33
2.1 TRIEBEL, Armin, Dr.; Deidesheimer Str. 3, W–1000 Berlin 33; Tel. 030/8228379
2.2 Prof. Dr. Hartmut Kaelble
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 5/82, Abschluß: 91
6 Eigenprojekt des Bearb.; Diss.
8 Max-Planck-Institut für Bildungsforschung; Stipendium
9 **Differentielle Konsummuster und familienzyklische Differenzierung von Lebenschancen**
10.1 1900–1940
10.2 Deutschland
12 **Triebel, A.: Zwei Klassen und die Vielfalt des Konsums. Haushaltsbudgetierung bei abhängig Erwerbstätigen in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.** Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung 1991. 840 S.
13 Diss., FU Berlin 1990 (2/92)

0 **85–029, 85–049, 85–058, 85–067**
1 TU Berlin, FB 8, Architektur, Institut für Wohnungsbau und Stadtteilplanung, FG Planungs- und Bauökonomie, Sekr. A 7, Straße des 17. Juni 152, W–1000 Berlin 12; Tel. 030/3142–4805
2.1 NOVY, Klaus, Prof. Dr.; MERSMANN, Arno, Dr.; HOMBACH, Bodo, Dr.; u.a.
4 Abgeschlossen
9 **Anders leben. Geschichte und Zukunft der Genossenschaftskultur**
10.2 Nordrhein-Westfalen
12 **Reformführer NRW. Soziale Bewegungen, Sozialreform und ihre Bauten (in Bielefeld, Bochum, Dortmund, Düsseldorf, Duisburg, Essen, Gelsenkirchen, Hagen, Remscheid, Solingen, Wuppertal).** Hrsg. von Klaus Novy, Arno Mersmann und Bodo Hombach. Köln, Weimar und Wien: Böhlau 1991. 407 S. (2/92)

0 **85–145, 88–040**
2.1 LORENZ, Einhart, Dr.; Fossilveien 11, N–0198 Oslo 1; Tel. 02/286832
4 Laufend
6 Eigenprojekt des Bearb.
9 **Exil in Norwegen**
10.1 1933–1942/43
10.2 Norwegen, Deutschland, Österreich, Tschechoslowakei
12 **Lorenz, E.: Exil in Skandinavien,** in: Neutralität und totale Aggression. Nordeuropa und die Großmächte im Zweiten Weltkrieg. Hrsg. von Robert Bohn, Jürgen Elwert, Michael Salewski und Hain Rebas. Stuttgart: Steiner 1991. — **Lorenz, E.: Möglichkeiten und Grenzen des Exils in Norwegen am Beispiel von Willy Brandt, Heinz Epe, Max Strobl und Jacob Nicolaus Vogel,** in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch. Bd. 8: Politische Aspekte des Exils. München: Text und Kritik 1990. — **Lorenz, E.: Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP) und das politische Exil in Norwegen,** in: Hitlerflüchtlinge im Norden. Asyl und politisches Exil 1933–1934. Hrsg. von Hans Uwe Petersen. Kiel: Malik 1991. — **Lorenz, E.: Quellen und Archive zur deutschsprachigen Emigration in Norwegen 1933 bis 1940,** in: Hitlerflüchtlinge im Norden. Asyl und politisches Exil 1933–1934. Hrsg. von Hans Uwe Petersen. Kiel: Malik 1991. — **Lorenz, E.: Die KPD im norwegischen Exil,** in: IWK, 27. Jg. (1991), H. 4, S. 454–469
16 Ae der Arbeiterbewegung in Oslo, Stockholm, Kopenhagen; AdsD/FES; PAAA; IISG; IfZ; IfGA Berlin; Riksarkiv Oslo; DÖW Wien u.a.; Interviews; Zeitungen; Exilpresse (2/92)

0 **85–157**
1 FU Berlin, FB Kommunikationswissenschaften, Institut für Publizistik
2.1 ROBERTSON, Ann, Dr.; Leonhardtstr. 7, W–1000 Berlin 19
2.2 Prof. Dr. Harry Pross
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 75, Abschluß: 90
6 Diss.
8 Bearb.

9 **Zur Frage der gesellschaftlichen Bedingtheit der Karikatur. Eine vergleichende ideologiekritische Untersuchung der satirischen Zeitschriften „Der Wahre Jacob" und „Simplizissimus"**
10.1 1884–1933 (Schwerpunkt: 1918–1923)
10.2 Deutschland
12 **Robertson, A.: Karikatur im Kontext. Zur Entwicklung der sozialdemokratischen illustrierten satirischen Zeitschrift „Der Wahre Jacob" zwischen Kaiserreich und Republik.** Frankfurt a.M., Bern, New York und Paris: Verlag Peter Lang 1992
13 Diss., FU Berlin 1990

0 **88–061**
1 Univ. Bremen, FB 11, FSP „Arbeit und Bildung", Postfach 330440, W–2800 Bremen 33; Tel. 0421/2183567
2.1 FRIESE, Marianne, Dr.; c/o Univ. Bremen
2.2 Prof. Dr. Dr. Peter Alheit
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 10/87, Abschluß: 10/91
6 Diss.
7 Univ. Bremen
8 Univ. Bremen
9 **Zur Konstituierung des weiblichen Proletariats. Sozialgeschichtliche Untersuchung zur Herausbildung des weiblichen Proletariats in Deutschland, insbesondere Bremen/Nordwestdeutschland**
10.1 19. Jahrhundert
10.2 Bremen/Nordwestdeutschland
12 **Friese, M.: Frauenarbeit und soziale Reproduktion. Eine Strukturuntersuchung zur Herausbildung des weiblichen Proletariats im Übergangsprozeß zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft — dargestellt an der Region Bremen** (= Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts „Arbeit und Bildung", Bd. 20). Bremen: Universität Bremen (Vertrieb: Universitätsbuchhandlung Bremen, Bibliothekstr. 3, W–2800 Bremen 33) 1991. 503 S. — [S.a. Proj.-Nr. 88–061 (2/88)]
13 Diss., Univ. Bremen 1991 (2/92)

0 **88–106**
1 Pathfinder Press (für Anchor Foundation), 410 West Street, New York, N.Y. 10014, USA
2.1 RIDDELL, John, Prof. Dr.
4 Laufend
5 Beginn: 8/83, Abschluß: 93
6 Eigenprojekt der Pathfinder Press (für Anchor Foundation)
7 Pathfinder Press (für Anchor Foundation)
8 Pathfinder Press (für Anchor Foundation)
9 **The Communist International in Lenin's Time**
10.1 1907–1923
10.2 International
12 **The Communist International in Lenin's Time. Workers of the World and Oppressed Peoples, Unite! Proceedings and Documents of the Second Congress, 1920.** Edited by John Riddell. 2 Volumes. New York, London, Montreal and Sydney: Pathfinder Press 1991. XIII,1147 p. [S.a. Proj.-Nr. 88–106 (3/88)] (2/92)

0 **89–078**
1 Univ. Bochum, LS Neuere Geschichte II
2.1 RUDOLPH, Karsten; Henriette-Davidis-Weg 58, W–5802 Wetter 4; Tel. 02335/72798
2.2 Prof. Dr. Hans Mommsen
4 Laufend
5 Beginn: 1/89, Abschluß: 7/92
6 Diss.
8 Bearb.; Stipendium der FES
9 **Vom „Roten Königreich" zum linksrepublikanischen Projekt. Sozialdemokratische Politik in Sachsen 1903–1923**
10.1 1903–1923
10.2 Sachsen
14 Kritisch-empirische Analyse sozialdemokratischer Politik anhand diverser Periodika, Parteitagsprotokolle, Geschäftsberichte etc., Akten der sächsischen Landesregierung usw.
16 BA Koblenz bzw. Abt. Potsdam; StAe Dresden und Leipzig; ZPA des IfGA Berlin; AdsD/FES Bonn; Politisches A des Auswärtigen Amtes; StadtAe (2/92)

0 **89–088**
1 Univ.-GHS Paderborn, FB 1, Politische Wissenschaft, Warburger Str. 100, W–4790 Paderborn
2.1 SZMULA, Volker, Dr.; c/o Univ.-GHS Paderborn
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 88, Abschluß: 92
6 Eigenprojekt des Bearb.; Edition
8 Univ.-GHS Paderborn; Bearb.
9 **Johann Most. Dokumente eines sozialdemokratischen Agitators**
10.1 1871–1878
10.2 Deutschland
12 **Johann Most. Dokumente eines sozialdemokratischen Agitators.** Hrsg. und eingel. von V. Szmula (= Johann Most: Schriften, Bd. 4). Grafenau-Döffingen: Trotzdem Verlag 1992. 192 S. [S.a. Proj.-Nr. 89–088 (2/90)] (2/92)

0 **89–116**
2.1 LORENZ, Einhart, Dr.; Fossilveien 11, N–0198 Oslo 1; Tel. 02/286832
4 Laufend
6 Eigenprojekt des Bearb.
9 **Norwegisch-sowjetische-westeuropäische Gewerkschaftsbeziehungen in den 1920er und 1930 Jahren**
10.1 1920–1939
10.2 Norwegen, Sowjetunion, Nordeuropa, IGB-Mitgliedstaaten
12 **Lorenz, E.: Brückenbau und Partnerschaftsverträge. Norwegisch-sowjetische Gewerkschaftsbeziehungen in der Zwischenkriegsperiode,** in: Contact or Isolation? Soviet-Western

Relations in the Interwar Period. Ed. by John Hiden and Aleksander Loit (= Acta Universitas Stockholmiensis, Vol. 8). Stockholm: Almqvist and Wiksell International 1991. 442 S.

0 90–018
1 Univ. Göttingen, Seminar für Politikwissenschaft, Platz der Göttinger Sieben 3, W–3400 Göttingen; Tel. 0551/397218
2.1 LÖSCHE, Peter, Prof. Dr.; WALTER, Franz, Dr.; c/o Univ. Göttingen
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 89, Abschluß: 2/92
6 Monographie
8 Univ. Göttingen; Bearb.
9 Auf dem Weg zur Volkspartei. Die SPD nach 1945
10.1 1918/19–1991
10.2 Deutschland
12 Lösche, P. und F. Walter: Die SPD: Klassenpartei — Volkspartei — Quotenpartei. Zur Entwicklung der Sozialdemokratie von Weimar bis zur deutschen Vereinigung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992. VII,434 S. (2/92)

0 90–138
1 Humboldt-Univ. zu Berlin, FB Geschichtswissenschaft, Philosophie und Bibliothekswissenschaft, Unter den Linden 6, O–1080 Berlin
2.1 FRANKE, Peter; Prendener Str. 28, O–1090 Berlin-Hohenschönhausen
2.2 Prof. Dr. Helga Schultz
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 4/87, Abschluß: 5/92
6 Diss.
8 Akademie der Wissenschaften der DDR
9 Arbeiter in Berlin-Stralau. Studien zur Sozialgeschichte der Arbeiterschaft in der Stralauer Glashütte 1890 bis 1914 und ihrer Einzugsgebiete im Berliner Osten
10.1 1890–1914
10.2 Groß-Berlin
13 Franke, P.: Arbeiter in Berlin-Stralau 1890–1914. Sozialgeschichtliche Untersuchungen zur Arbeiterschaft in der Stralauer Glashütte Aktiengesellschaft und ihrer Einzugsgebiete im Berliner Osten bis zum Ersten Weltkrieg. Diss., Humboldt-Univ. zu Berlin 1992 (2/92)

0 90–143
1 GHS-Univ. Kassel, FB Gesellschaftswissenschaften, Interdisziplinäre Arbeitsgruppe: Nationalsozialismus in Hessen, Nora-Platiel-Str. 1, W–3500 Kassel
2.1 AYASS, Wolfgang, Dr.; Heubner Str. 1, W–3500 Kassel
2.2 Prof. Dr. Dietfrid Krause-Vilmar
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 2/87, Abschluß: 8/90
6 Diss.
8 Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung
10.1 1874–1949
10.2 Breitenau
12 Ayaß, W.: Das Arbeitshaus Breitenau. Bettler, Landstreicher, Prostituierte, Zuhälter und Fürsorgeempfänger in der Korrektions- und Landarmenanstalt Breitenau (1874–1949) (= Hessische Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde, H. 23; Nationalsozialismus in Nordhessen — Schriften zur regionalen Zeitgeschichte, H. 14). Kassel: Gesamthochschule Kassel und Verein für hessische Geschichte und Landeskunde e.V. (Vertrieb: Verlag Jenior und Pressler) 1992. 401 S.
13 Diss., GHS-Univ. Kassel 1991 (2/92)

0 91–024
2.1 van den BERG, Hubert; Niewe Rijn 16 F, NL–2312 JC Leiden
4 Laufend
5 Beginn: 6/89
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.
9 Anarchismus, Feminismus und Antifeminismus in Deutschland 1900 bis 1914
10.1 Ca. 1890–1933
10.2 Deutschland
12 van den Berg, H.: Erich Mühsam (1878–1934). Bibliographie der Literatur zu seinem Leben und Werk. Leiden: Uitgeverij Alpha 1992. 116 S. (2/92)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

Entfällt

NEUE LITERATUR

Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1990. Hrsg. von Heinz-Jürgen DAHME, Carsten KLINGEMANN, Michael NEUMANN, Karl-Siegbert REHBERG und Ilja SRUBAR. — Opladen: Leske und Budrich 1990. 286 S.

Die Herausgeber des neu begründeten ,,Jahrbuchs für Soziologiegeschichte", dessen erster Band 1990 erschienen ist, postulieren in ihrem Editorial den ,,materialgesättigten" (S.6) Weg wissenschaftshistorischer Forschung, wozu sie Ideengeschichte, Text- und Manuskriptphilologie, nachlaßgestützte Werkrekonstruktion sowie konkrete Institutionenhistorie zählen.

Thematischer Fokus des ersten vorliegenden Bandes ist Sozialwissenschaft im Nationalsozialismus. In drei Beiträgen wird das lange als gültig angesehene Diktum René Königs aus dem Jahre 1958, daß die deutsche Soziologie mit der NS-Machtübernahme zum ,,völligen Stillstand" gekommen sei, ins Visier der Kritik genommen. Carsten Klingemann informiert in seinem Aufsatz über die Personalpolitik und Arbeit des ‚Instituts für Sozial- und Staatswissenschaften' an der Universität Heidelberg im Übergang von der Weimarer Republik zum Nationalsozialismus. Er kommt zum Ergebnis, daß hier auch nach dem Weggang so renommierter Wissenschaftler wie Alfred Weber ,,während der NS-Herrschaft Soziologie und Sozialforschung professionell betrieben wurde[n]" (S.79). Mit ,,Kontinuität durch Verdrängung" ist ein Artikel von Irmgard Pinn und Michael Nebelung überschrieben, der drei interdisziplinäre Konferenzen zwischen Soziologen und Anthropologen in den Jahren 1949, 1951 und 1954 als Beleg für ,,theoretische, konstitutionelle und personelle Kontinuitäten" (S.178) in der deutschen Soziologiegeschichte thematisiert. Gerhard Schäfer schließlich versucht die Kontinuitätsthese von Weimar her zu unterfüttern. Sein Thema ist Hans Freyer und die Leipziger Soziologie der Jahre 1925–1945.

Im vierten Hauptbeitrag des Jahrbuches fragt Hans-Jürgen Dahms nach den politischen, wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen zwischen den Logischen Empiristen des Wiener Kreises und den Kritischen Theoretikern der Frankfurter Schule in den Emigrationsjahren 1936–1942. Er hat für seine Darstellung nicht nur die einschlägigen Veröffentlichungen, sondern auch die Briefwechsel innerhalb und zwischen den Schulzusammenhängen herangezogen. Gerade diese Briefwechsel machen die Studie für die Kritische Theorie wenig schmeichelhaft, kann Dahms anhand dieses Materials doch aufzeigen, daß insbesondere Horkheimer in seiner Positivismuskritik einigen Mißverständnissen aufsaß. Auch der Grund für das persönliche Zerwürfnis zwischen den Protagonisten beider Richtungen nach anfänglicher persönlicher Kontaktaufnahme ist wenig schmeichelhaft für einen Theorieansatz, der das Epitheton ,,kritisch" in seinem Namen führt: Horkheimer weigerte sich schlicht, eine Erwiderung Neuraths auf einen gegen ihn geführten Angriff von Horkheimer in seiner ‚Zeitschrift für Sozialforschung' abzudrucken.

Neben den Hauptaufsätzen sollen in einer zweiten Abteilung des Jahrbuches Diskussionen und Gespräche dokumentiert werden; der vorliegende Band enthält u.a. ein Interview mit dem kürzlich verstorbenen René König, das sich als lebhafte Ergänzung zu seinen bisherigen autobiographischen Veröffentlichungen liest. In einer bibliographischen Abteilung soll regelmäßig über Editionsvorhaben informiert werden und es sollen Bibliographien erscheinen; im ersten Band findet sich u.a. eine von Rainer Waßner erstellte Zusammenstellung der Schriften Rudolf Heberles. In einer archivalischen Abteilung schließlich sollen Archivbestände und anderes historiographisches Material den Weg in die breitere Fachöffentlichkeit finden; das *Sozialwissenschaftliche Archiv Konstanz* und das *Archiv zur Geschichte der Soziologie in Österreich* erhalten in der vorliegenden Ausgabe die Möglichkeit der Auflistung ihrer Bestände.

Insgesamt hat sich das ,,Jahrbuch für Soziologiegeschichte" mit einem materialreichen und interessanten Eröffnungsband vorgestellt, der einiges für die Folgebände erwarten läßt.

Hubertus Buchstein

SCHMITZ, Georg: **Karl Renners Briefe aus Saint Germain und ihre rechtspolitischen Folgen** (= Schriftenreihe des Hans-Kelsen-Instituts, Bd. 16). — Wien: Manz-Verlag 1991. 234 S.

Verfassungsfragen sind gesellschaftliche Machtfragen, heißt es bei Lassalle. Darüber, wieweit Verfassungen darüber hinaus von einzelnen Persönlichkeiten und politischen Zufallskonstellationen abhängig sind, belehren nicht nur die derzeitigen Versuche in den Ländern des ehemaligen Ostblocks, zu neuen konstitutionellen Formen zu gelangen, sondern belehrt nicht zuletzt der Blick in die neuere Verfassungsgeschichte. Der spätere österreichische Bundespräsident Karl Renner war Leiter der Delegation, die

vom 14. Mai bis zum 19. September 1919 in Saint-Germain-en-Laye nahe Paris für die österreichische Seite die Verhandlungen mit den Siegermächten des Ersten Weltkrieges führte. Renner hatte zu dieser Zeit nicht nur das Amt des Delegationsleiters inne, sondern war zugleich Staatskanzler, seit Ende Juli Staatssekretär für Äußeres und ein führender sozialdemokratischer Parteipolitiker. Während in Wien die innenpolitischen Ereignisse nach dem fehlgeschlagenen kommunistischen Putschversuch mit ihren Koalitionskrisen, Intrigen und Reformvorhaben unvermindert weitergingen, lebte die Friedensdelegation in Saint Germain, auf mehrere Villen verteilt, in gleichsam politischer Quarantäne; nur Briefwechsel nach Wien und ab Sommer kurze Stippvisiten, um die Forderungen der Alliierten zuhause transparent zu machen, waren den Delegationsmitgliedern gestattet.

Georg Schmitz zeichnet in seinem Buch nach, wie Karl Renner von Saint Germain aus versuchte, die verfassungspolitischen Fäden in der Hand zu behalten. Renner war immer dann in seinem Element, wenn es um das Organisieren oder das Formulieren von Rechtsvorschriften ging — wobei ihm selbst ein sprachlich eher ausufernder Stil eigen war. Die ersten konkreten verfassungspolitischen Neuordnungspläne Renners datieren auf einen ,,Entwurf einer provisorischen Verfassung" vom Oktober 1918, für dessen Geltungsbereich Renner den Namen ,,Südostdeutschland" fand. Durch die Ausrufung eines unabhängigen Tschechoslowakischen Staates Ende Oktober 1918 war dieses Vorhaben Renners vorerst Makulatur geworden und führte zur Gründung eines Deutschösterreichischen Staates am 30. Oktober 1918 ohne neue konstitutionelle Form.

Noch vor seinem Aufenthalt in Saint Germain setzte Staatskanzler Renner einen Beraterstab für Verfassungsfragen ein, bei dem Hans Kelsen die wichtigste Rolle spielen sollte. Kelsen war es auch, der Renner Anfang Juli 1919 den ersten Entwurf für eine Bundesstaatsverfassung nach Saint Germain schickte. Schmitz gelingt es, die nun folgende Phase in der inneradministrativen Verfassungsdiskussion präzise und dennoch nicht langweilig nachzuzeichnen. Der umtriebige Renner nutzte die Wartezeit in Saint Germain auf die alliierten Friedensbedingungen, um sich höchstpersönlich an die Bearbeitung des Entwurfes von Kelsen und eine Auseinandersetzung mit den Verfassungsvorstellungen der Christsozialen zu machen. Das Ergebnis seiner Überlegungen findet sich in einem mit ,,Leitsätze für ein politisch-ökonomisches Programm der Koalition" überschriebenen Manuskript. Doch der Titel trügt. In Wirklichkeit handelt der Text fast nur von Fragen der Verfassungsreform, der Verwaltungsreform und der Verwaltungsgerichtsbarkeit. Kennzeichen dieses Entwurfes war u.a. die Vorstellung einer nach den Selbstregierungsebenen Staat, Land, Kreis und Gemeinden abgestuft und auf alle Ebenen demokratisch organisierten Ordnung sowie die Idee einer zweiten Kammer (S.200f.). Geschickt ordnet Schmitz das Quellenmaterial in den Kontext der Rennerschen Überlegungen zur Nationalitätenfrage und seines Positionswechsels bezüglich der Rätebewegung ein. Renners in der ,,Diaspora" verfaßte Leitsätze wurden fortan zur Grundlage für die weiteren sozialdemokratischen Verfassungsentwürfe.

Nach Renners endgültiger Rückkehr nach Wien Mitte September 1919 ging die Verfassungsdebatte dann in ihre entscheidende Phase. Wiederum war es Kelsen, der — orientiert an Renners ,,Leitsätzen" — mit der Formulierungsarbeit betraut war. Die Prägung durch Renner setzte sich fort bis zum schließlich im Juli 1920 in die Konstitutionelle Nationalversammlung eingebrachten sozialdemokratischen Verfassungsentwurf. Die Kontroversen mit den Christsozialen werden von Schmitz ausführlich dargestellt und betrafen unter anderem die Stellung des Präsidenten sowie Fragen der föderalen Ordnung. Aus heutiger Sicht sind vor allem Renners Überlegungen zur Verwaltungsreform interessant. Sie waren zugleich das Herzstück seiner demokratietheoretischen Intentionen. Nach Renners Konzeption sollte der ‚Kreis' sowohl öffentlich-rechtliche Körperschaft mit demokratisch berufener Selbstverwaltung wie selbständiger Wirtschaftskörper sein. Er unterschied zwischen Ortsgemeinde und Gebietsgemeinde (z.B. Gerichtsbezirke). Neben den historisch überkommenen Landeseinteilungen sollten auch wirtschaftliche Zusammenhänge und die geänderte Infrastruktur für die Gestaltung der Kreise maßgebend sein. Dieser vom demokratiepolitischen Ziel eines Stufenbaus der Selbstverwaltung inspirierte Vorschlag traf auf den Widerstand der Christsozialen Partei, und zumindest für Renners Verwaltungsreformvorstellungen gilt, daß sie weder 1920 noch in den Jahren danach realisiert werden konnten.

Spannend liest sich insbesondere Schmitz' Nachzeichnung der Beziehung zwischen Renner und Kelsen. Gerade in Anbetracht des großen und aktiven Interesses Renners am auszuarbeitenden Verfassungsentwurf ,,besticht", so Schmitz, ,,der juristische Freiraum, in dem Kelsen arbeiten konnte" (S.142). Auch wenn Renner seine Vorstellungen bezüglich der Bezirksverwaltungsreform nicht durchsetzen konnte, so sah er in sich und Kelsen doch die beiden eigentlichen Architekten der neuen Konstitution. In einem Brief an Kelsen anläßlich dessen Wechsels an die Kölner Universität schrieb er rückblickend im Jahre 1930: ,,Ich denke mit einem gewissen Stolz an unsere Zusammenarbeit in den härtesten Tagen Österreichs. Mögen sich die anderen auf unseren abgelegten Kleidern noch so breitmachen, mögen

sie noch so viel verfälschen und verderben, die Grundmauern der Verfassung, die wir zwei dem Lande gegeben haben, müssen sie doch stehen lassen" (S.146). Die Geschichte lehrte, daß sie es nicht mußten.

Hubertus Buchstein

Georg Lukács, Johannes R. Becher, Friedrich Wolf u.a.: Die Säuberung. Moskau 1936: Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammlung. Hrsg. von Reinhard MÜLLER (= rororo aktuell 13012). — Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1991. 583 S.

Warnung: Wer magenleidend ist, sollte diese Protokolle ungelesen beiseite legen. Ich habe sie bis zur letzten Seite gelesen. Oft wollte ich aufhören, weil ich befürchtete, Magenkrämpfe zu bekommen. Ich dachte auch daran, wie mir im Herbst 1935 vor meiner Flucht aus Nazideutschland in die Tschechoslowakei ein Verbindungsmann zur Berliner Bezirksleitung der illegalen KPD sagte: ,,Du kannst sicher weiter in die Sowjetunion gehen. Du kannst dort studieren!" Die Mehrheit der kommunistischen Emigranten, die in der ČSR Asyl fanden, hatte den Wunsch, in das Land zu kommen, in dem die neue sozialistische Gesellschaft aufgebaut wurde. Aber nur wenige Auserwählte zogen das ,,Große Los". Für die Masse der kommunistischen Emigranten blieb das ,,Asylland Sowjetunion" verschlossen. Und ich frage mich nun, wie hättest Du Dich verhalten, hättest Du Dich auch in einer entwürdigenden Selbstkritik gewunden, als nach den Prozessen gegen Sinowjew, Kamenew u.a. die Welle der Säuberung einsetzte, als auch deutsche Emigranten Opfer der Repressionen wurden, als auch von ihnen verlangt wurde, die Säuberung nicht nur duldend über sich ergehen zu lassen, sondern sie selbst zu betreiben? Zu betreiben durch ,,schonungslose Selbstkritik" und ebenso durch Kritik an nahestehenden Freunden und Genossen. Wer kann mit Sicherheit sagen, er hätte sich nicht und niemals einem Inquisitionstribunal gebeugt?

Die deutschen kommunistischen Schriftsteller betrieben die von ihnen erwartete Selbstkritik mit deutscher Gründlichkeit. Sie schonten sich selbst nicht und sie schonten sich nicht gegenseitig. Immer wieder wird nachgefragt, wenn einer sich nicht genügend an die Brust schlägt, sich nicht mangelnde Wachsamkeit vorwirft. Denn Wachsamkeit ist oberstes Gebot! Der trotzkistische Feind ist überall! Welch panische Angst muß Stalin vor Trotzki gehabt haben, daß er ihn zur Inkarnation des Bösen schlechthin, zum allgegenwärtigen Feind, zum Buh-Mann machen muß. Und nun wird an jeden die Frage gestellt: ,,Hast Du nicht auch zu dem oder jenem, dessen Neigungen zum Trotzkismus doch Dir bekannt sein mußten, Beziehungen gehabt?" Und der Befragte windet sich: ,,Ja, ja, ich habe ihn aber nur ganz zufällig getroffen, ich habe doch nur ein Bier mit ihm zusammen in einer Kneipe getrunken, ja, ich habe ihn nicht gleich durchschaut." Es genügt nicht, Fehler zu bekennen. Reue wird gefordert! Und diese Forderung nach Reue ist zugleich die Forderung nach einer Selbsterniedrigung. Immer dann, wenn Reue verlangt wird, zeigt die Inquisition, gleich welche Farbe sie trägt, ihr Gesicht.

Man fragt sich, was trieb diese Menschen zu einem derartig unwürdigen Verhalten? War es die Angst, auch in den Mahlstrom der Repressionen zu rutschen? War es die Befürchtung, in einen Konflikt mit der Partei, der sie sich verbunden fühlten, zu geraten? War es die Überzeugung, mit solchen Bekenntnissen wirklich einen Beitrag zur Abwehr sowjetfeindlicher Umtriebe zu leisten? So unterschiedlich das Gewicht der einzelnen Motive gewesen sein mag, erst zusammen genommen bewirkten sie diese Verhaltensweisen.

Wer dieses Buch gelesen hat, sollte nicht nur verdammen und verurteilen; wichtiger wäre für jeden die Schlußfolgerung, in allen Verhältnissen seine Persönlichkeit bewahren zu wollen. Irgendwann schaut jeder wieder in den Spiegel, der ihm anzeigt, ob er sein wertvolles Gut, seine Persönlichkeit, behauptet hat.

Herbert Crüger

Michael KLONOWSKY und Jan von FLOCKEN: **Stalins Lager in Deutschland 1945–1950. Dokumentation, Zeugenberichte.** — Berlin und Frankfurt a.M.: Ullstein 1991. 248 S.

Recht oder Rache? Buchenwald 1945–1950. Betroffene erinnern sich. Hrsg. von Hanno MÜLLER. — Frankfurt a.M.: dipa-Verlag 1991. 146 S.

Unter Berufung auf alliierte Rechtsakte internierte die Besatzungsmacht (nach bisherigen sowjetischen Angaben) in Mitteldeutschland zwischen 1945 und 1950 mehr als 120.000 Menschen; von ihnen sind 43.000 in der Haft gestorben. In den Westzonen zählte man Ende 1945 etwa 200.000 Internierte (Müller,

S.140). Während jedoch in Westdeutschland etwa Ernst von Salomon mit seinem ,,Fragebogen" half, die individuelle Bewältigung der kollektiven Vergangenheit wenigstens als Gegenstand von Scham, Ärger und Verlegenheit zu benennen, blieb die sowjetische Internierungspraxis gleich in zweifacher Weise tabuisiert: zum einen als ,,Altlast" der sogenannten gemeinsamen deutschen Geschichte, zum anderen als ,,Nebenprodukt" ihrer besonderen Aufhebung, wie sie mit der DDR erfolglos versucht worden war. Es verunsichert, daß ,,Buchenwald" und ,,Sachsenhausen" als geschichtliche Brandmale eine andere symbolische Ausdruckskraft besitzen als beispielsweise ,,Dachau", wo — ,,wissenschaftlich gesehen" — nach Kriegsende ebenfalls Deutsche von einer Siegermacht interniert wurden.
Die Journalisten von Flocken und Klonowsky legten eine Dokumentation über die insgesamt elf sowjetischen Internierungslager in der ,,Ostzone" vor. Im Einleitungskapitel wird der historisch-politische Hintergrund der innersowjetischen Internierungspraxis skizziert, es folgen dokumentarische Skizzen und Erlebnisberichte von Häftlingen über die einzelnen Lager, Exkurse über die Behandlung der Internierten durch die Justizorgane der DDR in den sogenannten Waldheimer Kriegsverbrecherprozessen sowie über die Verdrängung des Themas in der DDR. Im von Hanno Müller edierten Bändchen stehen Erlebnisberichte von Internierten aus dem Lager Buchenwald im Zentrum. Sie werden ergänzt durch eine Skizze des historisch-politischen Hintergrunds, wie er nach dem Sturz der NS-Herrschaft entstanden war, sowie durch Schilderung alltagsgeschichtlicher Aspekte des Häftlingslebens. Angelika Schardts Beitrag über die Entnazifizierungspraxis in den westlichen Zonen korrigiert den Eindruck eines ,,falschen Zungenschlags", den die Autoren beider Bücher durch einen moralischen Rigorismus und die berechtigten Rufe der Betroffenen nach Rehabilitierung stellenweise aufkommen lassen. Denn nur aus einem Erinnerungsbeitrag erfährt der Leser beiläufig, daß der Zeuge in Buchenwald bereits ab Mai 1944 einsaß.
Der Aufklärungseffekt ist ohne Zweifel größer als die Gefahr eines oberflächlichen Exkulpationsmißbrauchs. Keine Frage, daß Menschenrechtsverletzungen vorlagen, daß schätzungsweise fast die Hälfte der Internierten aus anderen Gründen festgehalten wurde als wegen ihrer politischen Vergangenheit. Allerdings hätten die Herausgeber beispielsweise die recht ausführlich dokumentierten Häftlingsrationen mit den damaligen Lebensmittelnormen in den meisten Siegerstaaten oder den allgemeinen deutschen Kriegsrationen vergleichen können, um psychologische Momente von sachlichen zu trennen. Unangebracht erscheint der Vergleich mit dem sowjetischen System der Zwangsarbeitslager, weil er beispielsweise weder im Umfang noch im politischen Begründungszusammenhang stimmig ist. Zu undifferenziert auch der Blick auf die ,,politische Einschüchterungswirkung" der sowjetischen Lager — das Symbol ,,Dachau" war schon im Dritten Reich allen bekannt, und bei alledem würden die Vergleichszahlen mit anderen real exsozialistischen Ländern eher auf eine Vorzugsbehandlung der Deutschen schließen lassen. Trotz des schiefen Blickwinkels, den Berichte von schuldlos Internierten zwangsläufig erzeugen, öffnen die Arbeiten den Blick für einen besonderen sozialgeschichtlichen Komplex. Es scheint kein Zufall zu sein, wenn man vergeblich nach Zeichen der Hilfsbereitschaft aus der Bevölkerung sucht, dafür umso mehr Klagen über Denunziationen liest. Die sowjetischen Internierungslager in Deutschland sind auch eine wunde Stelle in der Geschichte der Deutschen im Umgang mit sich selbst.

Jan Foitzik

SENFT, Gerhard G.: **Weder Kapitalismus — noch Kommunismus. Silvio Gesell und das libertäre Modell der Freiwirtschaft** (= Archiv für Sozial- und Kulturgeschichte, Bd. 3). — Berlin: Libertad Verlag 1990. 268 S.

Dieses 1990 in Berlin veröffentlichte Buch hat 1989 unter dem Titel ,,Systematische Grundlegung der theoretischen und historischen Aspekte der libertär-sozialistischen Variante des Freiwirtschaftsmodells" der Wirtschaftsuniversität Wien als Dissertation vorgelegen. Der Berliner Verlag bedankt sich bei drei Damen ,,für die Unterstützung bei der Herausgabe dieses Buches", das jedoch bereits im Juli 1989 in der ,,Zeitschrift für Sozialökonomie" besprochen worden ist: ,,Durch die Vielfalt der Blickwinkel, in die die Freiwirtschaft gerückt wird, ist sie wie kaum eine andere Arbeit geeignet, der Gegenwart Zugänge zur Gedankenwelt Silvio Gesells zu öffnen."
Der Leser/Benutzer sollte Anfang und Ende der ,,Vorbemerkungen" sorgfältig lesen und ihren politischen Gehalt zur Kenntnis nehmen. Da heißt es z.B. zunächst S.9: ,,Es kommen wieder kältere Tage: So oder ähnlich hat Franz Josef Degenhardt vor nun schon geraumer Zeit eines seiner sozialkritischen Lieder benannt. Die Prognose, die mit diesen Worten vermittelt wurde, scheint sich heute für vielerlei Bereiche des gesellschaftlichen Lebens voll zu bewahrheiten. Die in den westlichen Industriestaaten

grassierende Massenarbeitslosigkeit und das damit verbundene Phänomen ‚Neue Armut' entwickeln sich allmählich zu Dauererscheinungen." Und am Ende S.11: ,,Persönlicher Nachsatz. In Zeiten, in denen ein Zeitgeist der Geistlosigkeit, der Ignoranz und des Zynismus vorherrschend ist, wird ein Konzept, welches auf den konkreten Menschen als politisches Wesen rekurriert, erfahrungsgemäß auf nur wenig Gegenliebe stoßen — doch, wer mag, darf sich mit einem fernöstlichen Sprichwort trösten!: Wer imstande ist, seinen Blick zu heben, der sieht keine Grenzen mehr . . .".

Inhaltlich ist die Arbeit in drei Teile gegliedert: Zunächst werden ,,die geistes- und theoriegeschichtlichen Ausgangsbereiche der Freiwirtschaftslehre aufbereitet." Im zweiten Teil erfolgt ,,die Darstellung theoretischer und programmatischer Erklärungen Silvio Gesells" neben dem Versuch einer Einordnung in das ,,lehrgeschichtliche Gebäude der Nationalökonomie." Der dritte Teil schließlich ,,behandelt die sozialhistorische Komponente des Freiwirtschaftsmodells" unter der Überschrift ,,Zur wirkungsgeschichtlichen Entwicklung der Freiwirtschaft" (S.155–226) vom Präludium 1890/95 über 1919 zunächst bis 1933 und dann sehr knapp seit 1945.

Besonders bemerkenswert erscheinen dem Rezensenten die jeweils sehr kurzen Bemerkungen, die das Buch als Verbindungen zu Max Stirner, zu den Bodenreformern, zu Marx, Engels, Keynes und anderen Theoretikern enthält. Gelegentlich hat man den Eindruck, Lexikon-Beiträge zu lesen.

Im Nachwort heißt es S.229: ,,Für mich persönlich gilt, daß ich nach anfänglicher Skepsis mit zunehmender Einarbeitung in das Themengebiet zum Sympathisanten der Freiwirtschaftslehre geworden bin". Hervorgehoben sei, daß der Verfasser im ,,Quellenverzeichnis" (leider ohne Jahres- und Band-Angaben) eine Reihe von zumindest dem Rezensenten nicht bekannten Zeitschriften (z.B. ,,Tao, Monatsblätter für Verinnerlichung und Selbstgestaltung" und ,,Die Gefährten. Monatsschrift für Erkenntnis und Tat", beide in Lauf bei Nürnberg erschienen) sowie Schallplatten nennt, die dem Historiker im allgemeinen nicht vertraut sind, sie in Anmerkungen aber nicht erwähnt. Es ist nicht leicht, den Inhalt dieser Dissertation mit Gewinn in unser wirtschafts- und gesellschaftsgeschichtliches Wissen einzuordnen. Aber es lohnt sich: Man lernt eine sonst nur selten erwähnte Seite kennen.

Wilhelm Treue

KLEIN, Alfred: **Georg Lukács in Berlin. Literaturtheorie und Literaturpolitik der Jahre 1930/32** (= Beiträge zur Geschichte der deutschen sozialistischen Literatur im 20. Jahrhundert, Bd. 9). — Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1990. 466 S.

1930 war Georg Lukács nach zehnjährigem Exil aus Österreich ausgewiesen worden und nach Moskau emigriert. Dort wurde er Mitarbeiter David Rjasanows im Marx-Engels-Institut, wo er mit den Ökonomisch-philosophischen Manuskripten aus dem Jahre 1844 die Marxschen Frühschriften für sich entdeckte, und dort lernte er auch Michail Lifschitz kennen, mit dem ihn seitdem eine lebenslange Freundschaft verband. Beide sahen es als ihre vordringliche Aufgabe an, ,,eine systematische Ästhetik auf dialektisch-materialistischer Grundlage aufzubauen". Im Sommer 1931 verließ Georg Lukács die Sowjetunion, um sich in Berlin niederzulassen. Hier versuchte er, seine neugewonnenen Ansichten in den Auseinandersetzungen um eine proletarisch-revolutionäre Literatur umzusetzen, schrieb zahlreiche Kritiken und arbeitete maßgeblich an einem Programmentwurf des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller mit. In Abgrenzung sowohl einer agitatorisch-propagandistischen Literaturauffassung gegenüber als auch gegenüber der ,,Tatsachenliteratur" oder avantgardistischen Formexperimenten und in Anknüpfung an das ästhetische Erbe aus der Aufstiegsperiode des Bürgertums setzte sich Georg Lukács nachdrücklich für einen ,,gestaltenden Realismus" ein und verwarf Positionen, wie sie namentlich Ernst Ottwalt und Bertolt Brecht vertraten. Schon bald nach der faschistischen Machtergreifung wurde Georg Lukács aus Deutschland ausgewiesen und kehrte über die Tschechoslowakei in die Sowjetunion zurück, wo er ein enger Mitarbeiter der Zeitschrift ,,Literaturny Kritik" wurde, in der auch seine theoretischen Grundsatzartikel zum ,,sozialistischen Realismus" erschienen.

In seinem Buch analysiert und dokumentiert der Verf. diesen wichtigen Abschnitt im Wirken von Georg Lukács, auch wenn fälschlicherweise im Titel lediglich Berlin genannt wird. In seiner einleitenden Studie unternimmt er zunächst den Versuch, ,,den Ertrag der Moskauer und Berliner Exiljahre von 1930 bis 1932 einer bilanzierenden Betrachtung zu unterziehen" (S.6). Dabei will er — nicht zuletzt unter Heranziehung bis heute kaum bekannter oder beachteter Zeitschriftenbeiträge — vor allem den konkreten Zusammenhang zwischen der in Moskau entwickelten Literaturkonzeption von Georg Lukács, die nur in den epischen Großformen ein ,,adäquates Medium für die Gestaltung der großen Geschichtsprozesse und für die umfassende Spiegelung aller für eine Gesellschaft wesentlichen Klassenkräfte"

(S.34) sah, und seiner intensiven literaturpolitischen Tätigkeit in den deutschen Schriftstellerorganisationen darstellen, die ,,ganz im Zeichen seines neuen Sendungsbewußtseins" (S.36) stand, sich nicht damit abzufinden gedachte, die Frage der künstlerischen Qualität der politischen Gesinnung unterzuordnen, und alles daran setzte, Literatur ausschließlich an ästhetischen Maßstäben zu messen. Künstlerischem Schaffen räumte er damit jedoch nur scheinbar Autonomie ein. Von einer politisch-propagandistischen Instrumentalisierung emanzipiert, mußte es sich nunmehr dem Diktat ,,seiner Geschichtsphilosophie und Erkenntnistheorie" (S.89) unterwerfen. Dem fielen letztlich alle literarischen Neuerungen zum Opfer, die nicht an die große Tradition des Realismus anknüpften und sich daher ,,dem generellen Verdacht des Verfalls" (S.106) aussetzten, denn — wie Alfred Klein zu Recht einwendet — ging Georg Lukács im Grunde aus von einer ,,strikten Gleichsetzung von imperialistischer Basis, ideologischem Verfall und künstlerischer Dekadenz" (S.166). Bei aller Hochachtung und Wertschätzung, die der Autor Georg Lukács gegenüber aufbringt (vgl. etwa S.20), scheut er sich daher auch nicht, in ihm einen ,,Jakobiner von revolutionärster Strenge" (S.28) zu sehen: ,,Seine Norm wird jetzt so etwas wie eine ästhetische Guillotine" (S.157). Georg Lukács nahm gewissermaßen ,,das Amt eines philosophisch-literarischen Chefideologen" (S.114) ein und beanspruchte — analog zur Führungsrolle der kommunistischen Partei — auch für die Literaturkritik uneingeschränkte Autorität, an der sich die künstlerische Praxis widerspruchslos auszurichten habe (vgl. S.71).

Der umfangreiche Dokumentationsteil des Buches ermöglicht es, die Thesen und Ausführungen des Verf. selbst zu überprüfen. Neben bekannten Beiträgen von Georg Lukács zur Literaturtheorie aus der ,,Linkskurve", wie ,,Tendenz oder Parteilichkeit", ,,Reportage oder Gestaltung" u.a.m., enthält er eine ganze Reihe nur schwer zugänglicher und hier erstmals wieder veröffentlichter Aufsätze aus der ,,Moskauer Rundschau", dem ,,Roten Aufbau", der ,,Linksfront", dem ,,Arbeiter-Sender" oder anderen Publikationsorganen der Jahre 1930 bis 1932. Störend wirkt sich allerdings aus, daß die Querverweise der einleitenden Studie auf die im Buch abgedruckten Texte allesamt um ein bis zwei Seiten von der tatsächlichen Fundstelle abweichen.

Karl Lauschke

,,Der kühnen Bahn nur folgen wir . . .". Ursprünge, Erfolge und Grenzen der Arbeiterbewegung in Deutschland. Hrsg. von Arno HERZIG und Günter TRAUTMANN unter Mitwirkung von Jörg DEVENTER. 2 Bde. — Hamburg: Reidar Verlag 1989. 353 und 341 S.

1988 jährte sich zum 125. Mal die Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (ADAV) durch Ferdinand Lassalle. Die beiden Hamburger Professoren, der Historiker Arno Herzig und der Politikwissenschaftler Günter Trautmann, nahmen dieses Jubiläum zum Anlaß, zwei Tagungen über ,,Ursprünge, Erfolge und Grenzen der Arbeiterbewegung in Deutschland" durchzuführen. Die Beiträge dieser Konferenzen liegen inzwischen in zwei Bänden vor. Der erste Band behandelt allgemein die deutsche Arbeiterbewegung im 19. und 20. Jahrhundert. Der zweite Band ist speziell dem Thema ,,Arbeiter und technischer Wandel in der Hafenstadt Hamburg" gewidmet.

In Bd.1 werden die ,,großen Themen" in der Geschichte der deutschen und europäischen Arbeiterbewegung angesprochen und unter aktuellen Gesichtspunkten diskutiert: Welchen Beitrag leisteten die Sozialisten, Sozialdemokraten und Gewerkschafter zur Modernisierung von Gesellschaft, Wirtschaft und Staat seit Beginn der Industrialisierung? Welche Folgen hatten und haben die vielfältigen sozioökonomischen Strukturwandlungen für das Selbstverständnis der Arbeiter, für den gewerkschaftlichen Handlungsspielraum und für die Kompetenz, die den sozialdemokratischen Politikern von den Wählern zugetraut wird, um gegenwärtige und zukünftige Probleme lösen zu können? Insbesondere der säkulare technische und wirtschaftliche Wandel nach dem Zweiten Weltkrieg hat in Verbindung mit der sozialstaatlichen Integration und dem konjunkturellen Boom der ausgehenden 1950er und frühen 1960er Jahre zu einem sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Strukturbruch geführt, der für die Identität, für die Wert- und Denkkategorien sowie für die Programmatik und Organisation der klassischen Arbeiterbewegung eine große Herausforderung dargestellt hat. Seit geraumer Zeit wird gelegentlich sogar die Frage gestellt, ob die Arbeiterbewegung gar historisch obsolet geworden sei, weil ihre traditionellen Ziele weitgehend realisiert worden sind und weil im Zuge der ,,Tertiarisierung" der Arbeit nicht mehr die Arbeiter, sondern die Angestellten im Zentrum der modernen Dienstleistungsgesellschaft stehen. Zwar wird kaum die Rede davon sein können, daß uns in Zukunft die Arbeit ausgehen könne. Doch unbestritten ist, daß die Arbeit an sinnformender und lebensgestaltender Kraft zugunsten bspw. der Freizeit tendenziell verloren hat und weiterhin verlieren wird. Hinzu kommt die neue Herausforderung seit den

1970er Jahren, Ökonomie und Ökologie in einen vernünftigen, zukunftsfähigen Zusammenhang zu bringen — traditionelle Orientierungen am Wirtschaftswachstum und an seiner Verteilung sind potentiell zur Bedrohung der Menschheit geworden. All dies wird indes kaum als ,,Krise" der Arbeiterbewegung zu begreifen sein, sondern als eine weitere zu den bereits bekannten säkularen Herausforderungen für Sozialdemokraten und Gewerkschafter — letztlich aber auch für andere Parteien und Verbände sowie für alle engagierten Bürger. Da mag es nützlich sein, sich der Traditionen, Diskontinuitäten und Wendepunkte in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung zu vergewissern.

Nach dem Vorwort der Herausgeber stehen beide Bände in einem ,,Kontext". Das heißt allerdings nicht, daß die eben angeschnittenen ,,großen Themen" der deutschen und europäischen Arbeiterbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts in Bd.2 konkretisiert werden. Vielmehr geht es hier um einen spezielleren Aspekt: technischen Wandel und Arbeiterschaft im Bereich der Hamburger Hafenwirtschaft.

Was in den Aufsätzen von Bd.2 zu lesen steht, ist nicht immer ganz neu — das muß es auch nicht sein, da die beiden Bände wohl für ein größeres Publikum gedacht sind. So wurde manches bereits sinngemäß bereits an anderer Stelle veröffentlicht, etwa in dem materialreichen Tagungsband ,,Arbeiter in Hamburg" von 1983, anderes faßt Ergebnisse von umfangreichen Einzelstudien zusammen. Erfreulicherweise wird hier zum Teil der Versuch unternommen, synchron vergleichend zu arbeiten (so John J. Breuilly, ,,Liberalismus und Arbeiterschaft in Hamburg und Manchester in der Mitte des 19. Jahrhunderts") oder diachron die bisherige Perspektive zu erweitern, um den fundamentalen Strukturwandlungen und politischen Brüchen mit ihren komplexen Wechselwirkungen für die Arbeiter und Arbeiterbewegung angemessener auf die Spur zu kommen (z.B. Michael Grüttner und Svend Aage Andersen über die Hafenarbeiter in Hamburg und Aarhus/DK oder Klaus Weinhauer über die Arbeitsmarktorganisation im Hamburger Hafen). Insgesamt konzentrieren sich die Autoren in ihren Darstellungen auf die Arbeiter und ihre Arbeitsbedingungen im Hamburger Hafen und auf den Werften, wie sie im Zuge technischer Innovationen und betrieblicher Rationalisierungen verändert wurden und welche Auswirkungen dies auf das Organisations- und Konfliktverhalten hatte (so Johanna Meyer-Lenz und Hans-Joachim Bieber über die Werftarbeiter; Marina Cattaruzza über die Arbeitgeber bzw. Werftindustriellen). Die Jahrzehnte vor und nach 1900 stehen dabei im Mittelpunkt, d.h. die Zeit der Hochindustrialisierung und die Phase der wirtschaftlichen Expansion in Hamburg seit 1889/96. Aber auch die Reichsgründungszeit wird angemessen berücksichtigt (Helga Kutz-Bauer über Hamburg als Hochburg der noch überwiegend handwerklich geprägten Arbeiterbewegung; John J. Breuilly s.o). Man ist gespannt, bald Genaueres über die Zwischen- und Nachkriegszeit des 20. Jahrhunderts zu erfahren.

Rainer Paetau

Vergangene Zukunft. Mutationen eines Feiertages. Hrsg. Von Horst Dieter BRAUN, Claudia REINHOLD und Hanns-A. SCHWARZ im Auftrag des Vereins zum Studium sozialer Bewegungen e.V. — Berlin: Transit-Buchverlag o.J. [1991]. 159 S.

Der vorliegende Band, herausgegeben im Auftrag des ,,Vereins zum Studium sozialer Bewegungen", ist Anhang und Nachtrag zur Berliner Ausstellung ,,100 Jahre Berliner Maifeiern", die 1990 im Heimatmuseum Berlin-Wedding präsentiert wurde. In der Einleitung kritisieren die Herausgeber die Geschichtslosigkeit des DGB, der das 100jährige Jubiläum des 1. Mai schlicht verschlief — zentrale Ausstellungen u.ä. fanden nicht statt, überregionale Resonanz fand in den Medien nur die Bremer Ausstellung. Nach dem Zusammenbruch des sogen. real-existierenden Sozialismus schienen auch die Symbole des Sozialismus diskreditiert, und der 1. Mai gilt vielen als ein Relikt aus vergangenen Zeiten. Das aus dem Plakatwettbewerb des DGB ausgewählte Plakat trug bezeichnenderweise die Farben ,,schwarz-rot-gold". Die zentrale 1. Maifeier, die zur offiziellen Festveranstaltung des DGB zum Maifeierjubiläum wurde, fand vor dem Reichstag statt, wo jahrzehntelang der 1. Mai als Kampftag für eine Wiedervereinigung in Freiheit abgehalten worden war. Aus der Beschreibung der dramatischen Ereignisse der Jahre 1989/90 kommen die Herausgeber zu zwei Thesen, die sich als roter Faden, unterschiedlich akzentuiert, durch alle Beiträge ziehen:

1. Der Zusammenbruch des kommunistischen Lagers in Osteuropa läutet zugleich das Ende des sozialdemokratischen Zeitalters ein: ,,Sozialdemokratie und 1. Mai haben ihre Zukunft bereits hinter sich (S.14)".

2. Der 1. Mai hat bereits seit seiner Institutionalisierung als gesetzlicher Feiertag 1919, spätestens seit 1945 seine Bedeutung als Kampftag verloren. Nicht der 1. Mai ist zu reaktivieren, sondern die Gewerkschaften haben sich grundsätzlich zu wandeln, um ihren Aufgaben in einer veränderten Gesellschaft

gerecht zu werden. ,,Geht es nicht mit den alten Organisationen, dann werden eben neue entstehen (S.15)".
Dies impliziert einen oft eigenwilligen, meist fruchtbaren Blick auf Konflikte, die mit dem 1. Mai seit seinem Geburtstag verbunden sind: Widersprüche, die sich aus den anarchistischen Traditionen der Arbeiterbewegung und der auf Organisation und Parlamentarismus bedachten Sozialdemokratie deutscher Prägung ergeben[1] oder sich in dem Verhältnis von irrationaler Potenz des ,,Geistes der Utopie" und der sozialistischen Organisation, wie es Horst Dieter Braun[2] in der Bildersprache der Maifestzeitungen und der Gestaltung des Festtages beschreibt, niederschlagen.
In seinem Überblick über die literarische Maifeierproduktion verweist Christian Deutschmann[3] auf die ,,Inbrunst" der Maifeiergedichte bis in die Weimarer Zeit. Während jedoch in der Lyrik des Kaiserreichs ein ,,oppositioneller Geist" zu finden sei, wenden sich die Arbeiterdichter der Weimarer Republik an die eigenen Reihen. Im Ritual des Feierns wird die Gemeinschaft beschworen, eine sinnliche Gegenwelt entworfen. Vor allem Bruno Schönlank beschwor mit seinen Sprechchortexten das Primat der Seele. Die ,,Seele" des modernen arbeitenden Menschen sollte erfahrbar werden. Nur so könne der Arbeiter befähigt werden, den Kampf gegen den politischen Gegner zu führen. Für die Zeit nach 1945 sieht Deutschmann vor allem in den aus den Protestbewegungen stammenden literarischen und kulturellen Produktionen ein Beispiel dafür, daß der 1. Mai immer noch ,,jenen Elan hervorbringen kann, der an seinen Ursprung erinnert" (S.114).
Den Band schließen zwei Beiträge über die Maifeiergeschichte der DDR[4] und über die jüngste Zeit der Bundesrepublik[5] ab. Dabei ist es bedauerlich, daß Birgit Sauer in ihrem sehr informativen Abriß auf Vergleiche zur Maifeiergeschichte in der Bundesrepublik verzichtet: Der Rückzug ins Private, der 1. Mai als Tag, an dem Feindbilder propagiert werden, dies ist nicht nur ein Spezifikum des Staatsfeiertags in der DDR. Lutz Thamm verweist auf das Spannungsverhältnis von Gewerkschaft und alternativen Bewegungen, wobei er Sprachlosigkeit und Isolierung auf beiden Seiten konstatiert. Die Erwartung, daß aus den zunehmenden politischen und sozialen Konflikten neue soziale Bewegungen mit alternativen Protestformen neben oder an die Stelle der alten Arbeiterbewegung treten werden, scheint zur Zeit eher von Wunschdenken denn von realer Analyse geprägt.
Dies aber weist auf die Fallstricke, die sich in den Thesen der Herausgeber und Autoren verbergen. So fruchtbar dieser Blick ist, so werden zu viele Faktoren für die Interpretation ausgeblendet: Massenfreizeitkultur, die Okkupation des 1. Mai durch die Nationalsozialisten[6], die Bedeutung der nationalen Bewegungen sind hier nur Stichwörter. Dies schmälert allerdings die Publikation kaum. Literarische Texte, Collagen aus Zitaten und Quellen, die eigene Kapitel der Maifeiergeschichte abdecken, wie etwa den Blutmai 1929, oder zu den sozialistischen Zukunftsbildern und zahlreiche Illustrationen erhöhen das Lesevergnügen. Eine Bibliographie mit 250 Titeln zur Maifeiergeschichte kann über den Verlag Transit in Berlin bezogen werden.

Inge Marßolek

1 Hanns-A. Schwarz, Es begann in Paris. Einige bemerkenswerte Aspekte der Entstehungsgeschichte des Ersten Mai, S.19–37.
2 Horst Dieter Braun, ,,Nicht die müßigen Zerstreuungen der Gedankenlosen". Der Erste Mai vor 1914 als Festfeiertag und Zielvorstellung, S.38–54.
3 Christian Deutschmann, Feiern und Dichten. Der 1. Mai und die Literatur, S.103–114.
4 Birgit Sauer, ,,Es lebe der Erste Mai in der DDR!" Die politische Inszenierung eines Staatsfeiertages, S.115–128.
5 Lutz Thamm, Der 1. Mai einmal anders. Im Spannungsfeld zwischen neuen sozialen Bewegungen und Arbeiterbewegung, S.132–153.
6 Die hier abgedruckten Thesen von Ulrike Wahlich und Walther Willmer, Das Ende des Klassenkampfes? Thesen zum Umgang mit dem 1. Mai während des Nationalsozialismus S.97–102, sind denn doch gar zu komprimiert.

ANDERSEN, Arne und Uwe KIUPEL: **IG Metall in Bremen. Die ersten 100 Jahre.** Hrsg. von der IG Metall, Verwaltungsstelle Bremen. — Bremen: Steintor 1991. 128 S.

Seit Anfang der 1980er Jahre hat die IG Metall begonnen, ihre lokale Geschichte aufzuarbeiten. Hervorgerufen durch das wieder gewachsene innergewerkschaftliche Interesse an Geschichte und beeinflußt von der Geschichtswerkstättenbewegung, entstanden zunächst in einzelnen Verwaltungsstellen wie in Marburg (1979), Ludwigsburg (1980), München, Augsburg (1981), Wetzlar (1982) und Reutlingen (ab 1984) Darstellungen oder Dokumentensammlungen zur Geschichte des lokalen Deutschen Metallarbeiter-Verbandes (DMV) und der IG Metall, oder gar zur gesamten örtlichen Arbeiterbewegung. Nachdem Mitte der 80er Jahre die zentralen Gewerkschaftsgremien ausdrücklich den Verwaltungsstellen die

Gründung von Geschichtsarbeitskreisen und die Aufarbeitung der eigenen Geschichte empfohlen hatten, vermehrten sich diese Bemühungen noch. Besonders der ,,100. Geburtstag der IG Metall", die 1991 gefeierte hundertjährige Wiederkehr der DMV-Gründung, ließ Broschüren und Bildbände zur lokalen Gewerkschaftsgeschichte entstehen, so beispielsweise in Oldenburg, Rendsburg, Wuppertal, Essen und auch in Bremen. Hier hatte sich auf Initiative der IG Metall-Verwaltungsstelle und der ,,Forschungs- und Bildungsstätte zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Lande Bremen" bereits Ende 1987 ein ,,Arbeitskreis Geschichte" der Gewerkschaft gebildet, an dem ca. 15 Metaller und Metallerinnen teilnahmen, um zum Jubiläum ein ,,Bildlesebuch" zu erarbeiten. Die wissenschaftlichen Betreuer dieses Projektes erstellten dann auf der Grundlage dieses Diskussionsprozesses, bei dem der Arbeitskreis zahlreiche Zeitzeugen befragt hatte, den vorliegenden Band.

Ist es schon eine äußerst schwierige Aufgabe, die hundertjährige Geschichte einer Gewerkschaft auf knapp 130 Seiten darzustellen, so steigern sich die Schwierigkeiten noch, wenn man sich nicht auf eine langweilige Chronik der Organisationsgeschichte beschränken will, sondern den Anspruch hat, eine sozialgeschichtlich fundierte Darstellung der Entwicklungsbedingungen, der Ziele, Kämpfe, Erfolge und Niederlagen der Gewerkschaft und der in ihr organisierten Menschen zu geben. Eines der größten Probleme dabei ist die üblicherweise miserable Quellenlage, da häufig die örtlichen Gewerkschaftsgliederungen bis auf den heutigen Tag ihre Akten zu vernichten und bestenfalls ihre Kassenunterlagen aufzubewahren pflegen. In Bremen gibt es allerdings den Glücksfall, daß der langjährige Kassierer der Verwaltungsstelle, Johann Reiners, seit 40 Jahren Dokumente der Gewerkschaftsgeschichte in seinem Privatarchiv sorgfältig gesammelt und vor der Zerstörung gerettet hat. Dennoch ist die Quellenlage — auch im Staatsarchiv und im IGM-Archiv in Frankfurt — durchaus problematisch, besonders für die Zeitabschnitte, die auch nicht mehr durch mündliche Befragungen erschlossen werden können; das ist dem Band anzumerken, der in diesen Abschnitten häufig auf allgemeine Aussagen zur Geschichte der bremischen Arbeiterbewegung ausweicht. Erst recht fehlen, wenn die mündliche Überlieferung aussetzt, Quellen zum Bewußtsein der Mitglieder, zu den subjektiven Zielen, Wünschen und Erfahrungen der ,,einfachen" Metaller und Metallerinnen. Dieser Bereich war selbst für die jüngeren Zeitabschnitte schwer aufzuarbeiten, da sowohl in dem IGM-Arbeitskreis als auch bei den befragten Zeitzeugen Gewerkschaftsfunktionäre und Betriebsräte, also ,,Funktionäre", dominierten.

Berücksichtigt man alle diese methodischen Schwierigkeiten und die kurze Dauer des Projektes, so ist den Autoren eine bemerkenswerte Arbeit gelungen. Der Gefahr einer organisationsgeschichtlichen Verbandschronik entgehen sie nicht zuletzt dadurch, daß nur eine Hälfte des Buches einem chronologischen Abriß der Gewerkschaftsgeschichte gewidmet ist, während sie in der anderen Hälfte problemorientierte Längsschnittuntersuchungen zum Streikverhalten, zur Jugend- und Kulturarbeit der Bremer Metallarbeitergewerkschaft und zu den Problemen der Gewerkschaftspolitik im Handwerk, bei den Angestellten und den Frauen vornehmen. Das Streikkapitel, das über die Streiks von vor 1913 im Handwerksbereich wie auf den in Bremen dominierenden Werften, über die Kämpfe gegen die Abschaffung, bzw. für die Wiedereinführung des 8-Stunden-Tages der Jahre 1924 und 1928, über den Werftarbeiterstreik von 1953 und die Arbeitskämpfe von 1969, 1974 und gegen die ,,kalte Aussperrung" 1984 bis zum Kampf gegen den §116 AFG 1985/86 reicht, kann sich noch am ehesten auf Vorarbeiten stützen. Die Kapitel über die ,,Frauen in einer Arbeitergewerkschaft", über die gewerkschaftliche Organisation der Angestellten und im Handwerk und der sehr interessante Abschnitt über die aktive Kulturarbeit der IGM in den 1950er Jahren — eine gewerkschaftliche Besonderheit in Bremen — sind hingegen Pionierleistungen der örtlichen Gewerkschaftsgeschichtsforschung. Aber auch die chronologische Darstellung der ,,Metallgewerkschaft in Bremen von 1891 bis 1991" überschreitet mit ihren Aussagen zur Lebens-, Arbeits- und Bewußtseinssituation der Metallarbeiter und -arbeiterinnen weit den engen Rahmen einer Organisationsgeschichte. Selbst diese ist allerdings von allgemeinerem Interesse, etwa wenn die langwierige Entwicklung des DMV hin zur ,,Industriegewerkschaft" geschildert wird. Denn in Bremen waren an der Gründung des DMV im Dezember 1891 fast nur Klempner — hauptsächlich aus dem Kleinhandwerk — beteiligt. Erst mit dem Beitritt der in Bremen bedeutenden Silberarbeiter und der Former im Jahre 1901 und der Auflösung des eigenständigen Werftarbeiterverbandes 1905 sowie durch den Anschluß der Schmiede 1912 wurde der DMV tatsächlich zu der Gewerkschaft *der* Metallarbeiter. Gut werden die innergewerkschaftlichen Konflikte aufgearbeitet, seien es nun die Auseinandersetzungen zwischen MSPD und USPD auf der einen Seite und der KPD und AAU auf der anderen in den Jahren nach der Bremer Räterepublik, seien es die Streitigkeiten mit der KPD in den 1950er Jahren oder die Konflikte anläßlich des spontanen Streiks der Klöckner-Arbeiter im September 1969. Über manche Bewertungen der Autoren kann man mit guten Gründen streiten. Es ist nicht einleuchtend, wenn sie nur aus dem Fehlen großer politischer Themen wie der Massenstreikfrage in den Geschäftsberichten schließen,

die DMV-Versammlungen seien vor 1914 recht unpolitisch gewesen. Wie sie später selbst einräumen, findet sich auch im Geschäftsbericht von 1968 kein Hinweis auf die von der IGM in diesem Jahr in Bremen organisierten großen Kundgebungen gegen die Notstandsgesetze. Auch die Behauptung über fehlenden betrieblichen Widerstand in der NS-Zeit, die sich weitgehend auf die Aussage eines Zeitzeugen stützt, bedarf angesichts der besonders aus den Werften überlieferten Aktivitäten einer Korrektur. Schließlich hätte man sich an einigen Stellen einen kritischeren Umgang mit der Gewerkschaftspolitik gewünscht. Bei der Schließung des größten Bremer Metallbetriebes, der Borgward-Werke, 1961 hat es die IGM nicht nur ,,versäumt, den Protest gegen die heraufziehende Pleite zu organisieren" (S.58), sondern sie hat durchaus sozialpartnerschaftlich die ,,Abwicklung" mitgetragen.
Dies und kleinere Ungenauigkeiten — vertauschte Bildunterschriften, die falsche Datierung der ersten Bürgerschaftswahl nach dem Kriege — sind angesichts der guten Gesamtdarstellung in dem mit zahlreichen Photos und Dokumenten ausgestatteten, großformatigen Band zu ertragen. Völlig unerträglich ist es allerdings, daß die Autoren ,,bewußt auf einen wissenschaftlichen Anmerkungsapparat verzichtet [haben], um die Lesbarkeit nicht zu beeinträchtigen" (S.128). Abgesehen von der Arroganz, mit der sie annehmen, daß Gewerkschaftern wissenschaftliche Exaktheit nicht zuzumuten sei, ist die Leichtfertigkeit bemerkenswert, mit der die Autoren ihre eigene Arbeit entwerten. Es handelt sich bei ihrem Buch um den ersten Versuch einer Gesamtdarstellung einer Bremer Einzelgewerkschaft, deren wissenschaftlicher Wert durch das Fehlen aller Quellen- und Literaturnachweise und Register jedoch mehr als beeinträchtigt wird. Das behindert nicht nur die erforderlichen weitergehenden Forschungen, sondern begrenzt auch die Möglichkeit der Auseinandersetzung mit den Aussagen dieses Buches auf einen kleinen Kreis von quellenkundigen Spezialisten. Den Autoren sei dringend angeraten, den Anmerkungsapparat und die Quellennachweise einer zweiten Auflage beizufügen.

Heinz-Gerd Hofschen

MOMMSEN, Wolfgang J.: **Der autoritäre Nationalstaat. Verfassung, Gesellschaft und Kultur des deutschen Kaiserreiches.** — Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1990. 496 S.

Dieses neue Buch aus der Feder eines der bekanntesten deutschen Historiker folgte fast seiner Schrift ,,Nation und Geschichte. Über die Deutschen und die deutsche Frage" (Piper 1990) auf dem Fuße. Wenn das erste dem Thema der deutschen Identität, durch den Historikerstreit initiiert, dem politischen Selbstverständnis der Deutschen gewidmet war, so greift Mommsen im zweiten tiefer auf die historischen Wurzeln der eigenartigen Entwicklung des deutschen Kaiserreichs zurück. Die Zahl der Beiträge ist bedeutend und die Palette der erfaßten Probleme reicht über die im Titel benannten weit hinaus. Doch es ist kein loser Sammelband aus früher erschienenen und originalen Beiträgen, sondern vielmehr ein organisch festgefügtes Forschungswerk, das Ergebnis einer eingehenden, scharfen Analyse und der komplexen Zusammenfassung der wichtigsten (dabei einiger früher weniger erforschten) Seiten deutscher Geschichte der drei Dezennien vor und zwei nach der Jahrhundertwende.
Der Leitfaden dieser Geschichtsbetrachtung wird von Mommsen selbst offengelegt: Das Spannungsverhältnis von autoritärer Staatsführung und freiheitlicher parlamentarischer Willensbildung durchzieht die Geschichte des deutschen Kaiserreichs in allen Lebensbereichen (S.8). Aus der ,,Revolution von oben" hervorgegangen, eine Schöpfung der obrigkeitlichen staatlichen Machtpolitik, ein ,,pseudokonstitutionelles System" (S.423), nachher einer aggressiven ,,Weltpolitik" verschrieben, glitt das Reich in den Ersten Weltkrieg. Da der tiefe Graben zwischen der politischen und der gesellschaftlichen Verfassung nicht überwunden werden konnte, führten die sich zuspitzenden Gegensätze letztendlich zur militärischen Niederlage, zum Zusammenbruch der Hohenzollernschen Monarchie und zur Revolution von 1918. Die letztere aber, obwohl sie bald in eine breite soziale Protestbewegung mündete, hat die Generaltendenz des Kaiserreichs nicht zum Abbruch gebracht. Diese klare, von Mommsen gezeichnete Entwicklungslinie ist freilich keine Selbstverständlichkeit, sondern ein Fazit seiner langjährigen kritischen Auseinandersetzungen mit konservativen, nationalistischen, apologetischen Ansichten, zugleich auch ein Versuch, die goldene Mitte zwischen ,,rechts" und ,,links" zu finden.
Von außen her (diesmal aus dem fernen Moskau) gesehen erscheinen die vom Autor plastisch geschilderten Forschungsergebnisse im wesentlichen recht fruchtbar. Einige Zweifel möchten wir jedoch nicht verhehlen, da sie eventuell zu weiteren, der Wissenschaft dienenden Disputen Anlaß geben könnten. Der Essay ,,Der Geist von 1914: Das Programm eines politischen ‚Sonderwegs' der Deutschen" kann umso mehr als ein Schlüsseltext im Konzept von Mommsen betrachtet werden, da er in seinen beiden genannten Büchern abgedruckt ist. In gewissem Sinn ist hier wirklich ein Höhepunkt der historischen

Selbstkritik erreicht worden. Nicht nur Fehler und Verbrechen des extremen Nationalismus und Militarismus, einer ,,religiösen Überhöhung" der ,,Ideen von 1914" (S.418), der fanatische Drang zum Siegfrieden im Ersten Weltkrieg werden angeprangert, auch ihre Weiterführung durch Hitler im Zweiten Weltkrieg sowie die ,,parasitäre Ausbreitung" des Nationalsozialismus ,,über die ganze überkommene politische Kultur der Deutschen" (S.421) werden anschaulich dargestellt. Fraglich bleibt jedoch, ob diese furchtbare Tendenz eigens durch das Paradigma vom ,,deutschen Sonderweg" erklärt werden kann. Uns scheinen zwar die Gegenargumente von Thomas Nipperdey, Ernst Nolte, Andreas Hillgruber, Klaus Hildebrandt nicht stichhaltig, aber u.E. sollten doch die vom Verfasser angeführten Einwände englischer Historiker (S.408f.) mehr berücksichtigt werden. Aus der historischen Erfahrung unseres Landes schöpfen wir ein Mißtrauen den Thesen von nationalen ,,Sonderwegen" gegenüber.
Die Frage, ob die deutsche Außenpolitik, die zum Krieg führte, in erster Linie von den imperialistischen Zielsetzungen bestimmt oder durch den Wunsch nach innerer Stabilisierung und von den Bestrebungen der Mittelschichten getragen wurde, scheint uns überspitzt zu sein, denn alle diese Faktoren hatten Wirkung, wobei die Rolle der Schwerindustrie nicht unterschätzt werden sollte. In der Auseinandersetzung mit den Thesen von Fritz Fischer geht es, wie uns scheint, um Details (S.321, S.325 und S.328), die zur Widerlegung der Forschungsergebnisse der Fischer-Schule nicht genügen.
Der Beitrag über die deutsche Revolution 1918–1920 führt weit über den Rahmen des Kaiserreichs hinaus, ist aber für das Verständnis seiner Nachwirkung in der Weimarer Republik sehr wichtig. Der Autor erkennt die Bedeutung der Rätebewegung, auch die Berechtigung der sozialen Kämpfe breiter Arbeitermassen. Er sieht auch, daß das Fazit der Politik der Mehrheits-Sozialdemokratie bedenklich genug war (S.489). Jedoch die Bezeichnung der blutigen Niedermetzelung der Arbeiter durch die Freikorps unter Noskes Befehl als ,,Pazifizierungsaktionen" und ähnliche Euphemismen können nicht unwidersprochen bleiben (S.490). Unserer Meinung nach bedarf die Problematik der Arbeiterräte und der Sozialisierung einer weiteren Diskussion wie auch die Ausdehnung des Revolutionsrahmens auf die Zeit nach der Annahme des Friedens von Versailles und der Weimarer Verfassung.
Leider können im engen Rahmen dieser Besprechung nicht noch andere im Buch geschilderte Komplexe gewürdigt werden, so die Wirkung der öffentlichen Meinung, das Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaft, Kultur und Politik. Auch erscheint die Besprechung viel zu spät, als daß wir uns den Jubiläumsgratulationen an den Gelehrten anschließen dürften. Da aber das Buch der Ehefrau Sabine gewidmet ist, glauben wir, daß es doch nie zu spät sein kann, der Familie Mommsen hier weitere Erfolge in Forschung und Lehre zu wünschen.

Jakow Drabkin und Lew Ginzberg

VOGT, Helmut: **Die Beueler Jutespinnerei und ihre Arbeiter, 1868–1961. Ein Beitrag zur Industriegeschichte des Bonner Raumes** (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bonn, Bd. 46). — Bonn: Bouvier 1990. 232 S.

Fast hundert Jahre lang war die Beueler (und überhaupt erst zweite deutsche) Jutespinnerei ,,der größte industrielle Arbeitgeber" im heutigen Bonner Stadtgebiet. Obwohl ein ,,wohlgeordnetes Firmenarchiv" fehlt, Bilanzbücher erst ab 1924 vorliegen und Vogt somit fast ganz auf Behördenakten angewiesen ist, unternimmt er eine detaillierte Rekonstruktion der ,,nur selten spektakulär" verlaufenden (S.197) Firmengeschichte (Standortfaktoren, Fabrikanlagen, Produktionsweise, Absatz usw.) sowie der Entwicklung der Belegschaft (Führungspersonal, Arbeiterschaft). Der Autor orientiert seine chronologisch aufgebaute Darstellung an den drei vom Wechsel der Besitzverhältnisse bzw. Unternehmensstruktur bestimmten Phasen der betrieblichen Entwicklung (1868–1886, 1887–1922, 1922–1961). Dabei sucht er die Geschichte des Unternehmens in die Geschichte der deutschen Juteindustrie einerseits wie in die der Gemeinde Vilich/Beuel (z.B. Wohnungswesen, Schulbereich, Bevölkerung, Arbeitsmarkt, ,,Sicherheitsfragen") einzuordnen. So leistet Vogt auch einen wichtigen Beitrag zur Wirtschafts- und Kommunalgeschichte des Bonner Raumes. Die Quellenlage läßt naturgemäß für einige betriebliche Gegenstände nur punktuelle Aussagen zu (z.B. Lohnentwicklung S.27, S.63f.). Trotzdem gelingt es dem Verf., in vielen Dingen ein anschauliches und informatives Bild der Firma in ihren produktionstechnischen, betriebswirtschaftlichen und sozialpolitischen Aspekten zu entwerfen. Dabei verfährt er außerordentlich detailfreudig und breitet die ermittelten und jeweils weitgehend erschöpfend analysierten Fakten beinahe restlos aus; gelegentlich strapaziert die Fülle der personalen und ortsgeschichtlichen Anmerkungen aber auch den ortskundlich interessierten Leser (z.B. S.19f., S.84). Besonderes Interesse widmet Vogt den vielfältigen Umstrukturierungsprozessen innerhalb der Arbeiterschaft in ihrer

Verbindung mit konjunkturellen Entwicklungen und Produktionsbedingungen. Dazu gehört der Übergang zur weiblich dominierten Beschäftigtenstruktur, der — v.a. als Folge der recht niedrigen Löhne — sich steigernde Anteil osteuropäischer Fremdarbeiter und die generell hohe Fluktuationsrate. Eine ausführliche Berücksichtigung erfahren auch die unternehmerischen Sozialleistungen, wobei der Schwerpunkt auf dem beschäftigungspolitisch motivierten Bau von Arbeiterwohnungen liegt: Ende 1913 wohnten hier über 50% der Belegschaft (S.101). Spuren von Arbeiterbewegung kann er nicht feststellen (S.93). Vogt selbst bemüht sich um eine betont sachliche Darstellung und Würdigung des Gegenstandes; eine durchgehend kritische Beurteilung erfahren Unternehmensstrategien wie betriebliche Sozialpolitik durch die jeweilige Heranziehung der kommunalen Perspektive. Dabei werden die unterschiedlichen Standpunkte und gelegentlichen Konflikte zwischen einer rein betriebswirtschaftlich denkenden Firmenleitung und einer ordnungs- und sozialpolitische Probleme in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen stellenden Kommunalverwaltung deutlich.
Der Schwerpunkt der Darstellung v.a. hinsichtlich der innerbetrieblichen bzw. sozialpolitischen Angelegenheiten liegt in der Zeit bis 1918/19; danach dominieren wegen der spärlicher fließenden Quellen zur Situation der Arbeiterschaft (S.157) betriebswirtschaftliche Gegenstände, ohne daß die sozialpolitischen Aktivitäten ausgeblendet werden (betriebliche Sozialleistungen in ihrer Abhängigkeit vom „Wettbewerb der Unternehmer um knappe Arbeitskräfte", S.158: Bau von Arbeiterwohnungen). Auch dem „Ostarbeitereinsatz" widmet Vogt einen eigenen Abschnitt (S.164–171). Die Nachkriegsentwicklung wird auf dem Hintergrund des „langen, schließlich vergeblichen Existenzkampf[es] der deutschen Juteindustrie" (S.184) nur in ihren wesentlichen Grundzügen skizziert. 44 Abbildungen zur baulichen Entwicklung der Firma, zu den Arbeiterwohnungen sowie zu Produktionseinrichtungen illustrieren nicht nur die Firmengeschichte, sondern auch die heutige denkmalpflegerische Bedeutung der noch bestehenden Gebäude.
Die Vielzahl der angesprochenen Aspekte und Detailinformationen v.a. im ersten Teil führt naturgemäß auch zu einigen kritischen Anmerkungen. So wird zwar der eigentliche Produktionsablauf in der Jutespinnerei ausführlich dargestellt (S.69ff), doch kommen dabei die Arbeiter nicht vor. Dadurch werden die des öfteren angesprochenen miserablen Arbeitsbedingungen insgesamt nicht deutlich. Die zum Vergleich herangezogenen Daten anderer Firmen sind nicht immer aussagekräftig, da eben die Vergleichbarkeit nicht diskutiert wird bzw. in ihrer Komplexität wohl auch nicht sinnvoll erörtert werden kann (so S.30: Maschinenfabrik Eßlingen). Wegen der Fülle an Einzelaspekten, denen der Autor jeweils nachgeht, sind einige analytische Ansätze schlecht verbunden. So ermittelt Vogt einen betrieblichen Lohndurchschnitt (S.27), berechnet aber erst später (S.30) den Anteil an jugendlichen und weiblichen Beschäftigten, weshalb die Bedeutung der vorher ermittelten durchschnittlichen Lohnhöhe an Aussagekraft erheblich einbüßt. Auch sind einige Auswertungen nicht so ergiebig wie ihre tabellarische Zusammenfassung (z.B. Entwicklung der Arbeiterzahlen). Doch sind dies, wie gesagt, nur kritische Randbemerkungen zu einer Studie, die sich die mühselige Rekonstruktion einer Firmengeschichte zum Ziel gesetzt hat, die Werk, Produktion und Beschäftigte gleichermaßen einschließt.

Toni Offermann

SCHMIECHEN-ACKERMANN, Detlef: **Ländliche Armut und die Anfänge der Lindener Fabrikarbeiterschaft. Bevölkerungswanderungen in der frühen Industrialisierung des Königreichs Hannover** (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Band 103). — Hildesheim: Verlag August Lax 1990. X,430 S.

Die Absicht dieser in Hannover entstandenen Dissertation, für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts den „Weg der aus Heimgewerbe, Handwerk und Landwirtschaft stammenden ländlichen Unterschichten sowie der aus kleineren Städten abziehenden verarmten Handwerker und Gewerbetreibenden in das entstehende Industriedorf Linden" (S.1) zu verfolgen, ist in einem höchst aktuellen Forschungszusammenhang angesiedelt. Auch nach Kockas jüngster Pionierstudie über „Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen" als ‚Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert' (Bonn 1990) und trotz einiger profunder Regionalstudien (Sachsen, Rheinland, Berlin u.a.) fehlt es nach wie vor an empirischen Untersuchungen, in denen für die Phase der Frühindustrialisierung den Bedingungsfaktoren wie den Folgen des beschleunigten sozialen Wandels, insbesondere für die Lebensverhältnisse der daran beteiligten sozialen Gruppen, konkret nachgegangen wird.
Hier nun setzt Schmiechen-Ackermann an, der die Entwicklung des hannoverschen Industrievororts Linden zwischen 1815 und 1866 in doppelter Perspektive nachzuzeichnen versucht: Ihn interessieren

zum einen die staatliche Bevölkerungs- und Gewerbepolitik, zum anderen die „Strukturen der regionalen Mobilität", also die Frage nach den Motiven der Zuwanderung und ihren sozialen Auswirkungen. Obwohl der Verfasser die für den aktuellen Diskurs besonders wichtige Frage nach den bewußtseinsmäßigen Folgen dieses Wanderungsprozesses ausgrenzt, vermag er — trotz der nicht gerade opulenten Quellenbasis — signifikante Ergebnisse vorzustellen: Daß der Hauptteil der Zuwanderer aus den übervölkerten ländlichen Gebieten der unmittelbaren Nachbargemeinden stammt, kann kaum überraschen; bemerkenswert ist aber, daß der Industrialisierungsprozeß zur Jahrhundertmitte hin in Linden eine neue bäuerlich-bürgerliche Führungsschicht mit erweiterten kommunalpolitischen Partizipationschancen entstehen läßt; dagegen bleibt — trotz gelegentlicher Berührung — die neue Industriearbeiterschaft vom kommunalen Leben nicht nur weitgehend ausgeschlossen, ihre materielle Existenz (ständige Bedrohung der Erwerbschancen; Wohnungsnot, Fehlen jeglicher öffentlicher sozialer Versorgung usw.) ist auch im Industriegebiet weiterhin ähnlich ungesichert wie in den ländlichen Herkunftsgebieten.
Das interessanteste Ergebnis ergibt sich allerdings hinsichtlich der Rolle des Staates. Im wirtschaftlich unterentwickelten Kgr. Hannover betrieb die Regierung eine restriktive Bevölkerungspolitik, gepaart mit einer überaus konservativen Gewerbe- und Sozialpolitik, so daß hier der Staat — im Unterschied zu anderen bislang genauer untersuchten Gebieten — in dem anlaufenden Modernisierungsprozeß ein eher retardierendes Moment darstellt.
Daß der Verfasser seine Ergebnisse selten auf die aktuelle Fachdiskussion bezieht, läßt sich mit der meist sehr entsagungsvollen Entstehungsgeschichte von Dissertationen erklären; ein echtes Defizit in dieser ansonsten höchst ergiebigen Untersuchung ist aber der Verzicht auf jegliche vergleichende Perspektive — dieser, für die Einordnung der Ergebnisse der Studie unverzichtbare Blick auf die Entwicklung in anderen Regionen bleibt also leider den wenigen besonders sachkundigen Lesern vorbehalten.

Günter J. Trittel

HERRMANN, Bernhard: **Arbeiterschaft, Naturheilkunde und der Verband Volksgesundheit (1880–1918)** (= Marburger Schriften zur Medizingeschichte, Bd. 27). — Frankfurt a.M., Bern, New York und Paris: Peter Lang Verlag 1990. 290 S.

Die Arbeit ist als medizinhistorische Dissertation entstanden und in drei Teile gegliedert: die Lage der Arbeiter im 19. Jahrhundert, insbesondere die gesundheitliche Lage; Naturheilkunde und Lebensreform sowie Naturheilkunde und Arbeiterschaft. Die elenden Lebensbedingungen der Arbeiter werden geschildert, die Armut, die Gesundheit wesentlich als Arbeitsfähigkeit definieren und Geborgenheitsgefühle mit Familie und Arbeiter(Sub-)kultur verbinden ließ. Die ungünstigen Arbeits- und Lebensbedingungen bestimmten auch die gesundheitliche Lage der Arbeiter, deren Verhältnis zu den akademisch gebildeten Ärzten jedoch auch gespannt blieb, als die Krankenversicherung den Kontakt finanziell ermöglichte.
Die Naturheilkunde, heute mit Namen wie Schroth und Kneipp verknüpft, die der zweiten und späteren Generationen naturheilkundlicher Praktiker angehörten, vereinte Naturromantik und Gesundheitsaufklärung. Sie war Teil einer umfassenderen Lebensreformbewegung, zu der auch der Vegetarismus, die Freikörperkultur usw. gehörten. Diese Bewegung nahm in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Vereinsform an. Sie war bürgerlich dominiert, doch standen ihr auch viele Arbeiter nahe. Allerdings ist diese Nähe quantitativ schwer zu erschließen — auch der Rezensent hat sich in dieser Richtung bemüht. Deutlich hingegen ist die Ablehnung seitens der Sozialdemokratie.
Vom bürgerlich dominierten, unpolitischen „Deutschen Bund der Vereine für naturgemäße Lebens- und Heilweise" spaltete sich nach dem Auslaufen des Sozialistengesetzes 1890 und endgültig 1907 ein sächsischer „Verband Volksgesundheit" ab, den der Verf. spezieller untersucht. Der Verband umfaßte ca. 10.000, auf dem Höhepunkt 1931 ca. 16.000 Mitglieder. Seine programmatisch-theoretischen Diskussionen wurden von dem ehemaligen Volksschullehrer und späteren Naturheilkundigen (modern gesagt: Heilpraktiker) Hermann Wolf geprägt. Wolf propagierte eine „sozialhygienische Heilweise" auf Basis der materialistischen Geschichtsauffassung; Arbeitsbedingungen, Ernährung und Wohnverhältnisse der Arbeiter sollten verbessert, ihre Krankheiten vor allem, aber nicht ausschließlich mit Naturheilmitteln (Licht, Luft, Wasser, Bewegung, Ernährung) geheilt werden.
Die Mitglieder des Verbandes ließen jedoch die im Verbandsblatt publizierten Theorien des Vorsitzenden links liegen und verhielten sich zum einen nutzenorientiert, indem sie die Bade- und Freizeiteinrichtungen der Vereine nutzten, zum anderen geselligkeitsorientiert: Sie beteiligten sich an den Festivitäten.

Die Darstellung beruht, was den Verband Volksgesundheit angeht, vor allem auf dessen Publikationen und der Verbandszeitschrift. In seiner Konzeption schließt sich der Verfasser an den von Alfons Labisch und Reinhard Spree vorgestellten Ansatz einer ,,Sozialgeschichte der Medizin" an. Die Arbeitergesundheit und das Gesundheitswesen des 19. Jahrhunderts werden anhand von Florian Tennstedt, Ute Frevert und Claudia Huerkamp geschildert. Leider bleiben die allgemeinhistorischen Einordnungen hinter diesen Horizonten zurück: Die Lage der ,,Arbeiter" um 1800 wird mit Jürgen Kuczynski als durch den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus charakterisiert geschildert (S.19), die Protoindustrie fehlt vollkommen (obgleich S.21/22 ,,handwerkliche Kleinbetriebe" und ,,Heimindustrie" erwähnt werden). Ähnlich vermisse ich bei der Schilderung der Funktion der Arbeiterfamilie Hinweise auf Jürgen Reulecke und Wolfhard Weber (Fabrik/Familie/Feierabend), bei der des Widerspruchs von sozialistisch-programmatischer Führung und nutzen-/geselligkeitsorientierter Mitgliedschaft solche auf Josef Mooser etc.
Unentschieden bleibt der Verf. hinsichtlich der Bewertung der Arbeiterkultur: Einerseits wird auf die eine sozialistische Gesellschaft vorwegnehmenden Intentionen der Arbeiterjugendbewegung (S.112f.), andererseits auf die ,,kleinbürgerlichen" Einflüsse und bürgerlichen Vorbilder der Arbeiterkultur verwiesen (S.121). Diese Widersprüche sind allerdings Elemente des Untersuchungsgegenstandes, und sie werden auch häufiger als solche vorgestellt. Insofern ergibt sich letztlich ein durchaus differenziertes Bild der Arbeiter-Naturheil-Bewegung. Leider wird der Verband Volksgesundheit nur bis 1918 untersucht, obgleich er erst 1933 aufgelöst wurde, kurz zuvor sein Maximum an Mitgliedern erreichte und die Hauptquelle, die Verbandszeitschrift, im Archiv der Sozialen Demokratie bis 1933 vorhanden ist.

Gunnar Stollberg

WEICHEL, Thomas: **Wenn dann der Kaiser nicht mehr kommt . . .". Kommunalpolitik und Arbeiterbewegung in Wiesbaden 1890–1914.** Hrsg. vom Magistrat der Landeshauptstadt Wiesbaden, Stadtarchiv (= Schriftenreihe des Stadtarchivs Wiesbaden, Bd. 1). — Wiesbaden: Stadtarchiv 1991. 228 S.

Der Autor legt mit diesem Buch, einer überarbeiteten Fassung seiner Magisterarbeit (im Fachbereich Geschichte der Universität Frankfurt a.M.) aus dem Jahre 1988, ein bemerkenswertes Stück Stadtgeschichte vor. Dargestellt werden nicht nur die Beziehungen bzw. die ,,Nichtbeziehungen" zwischen den bürgerlichen Parteien und der Wiesbadener Arbeiterbewegung, sondern die generellen Strukturen und Intentionen von Kommunalpolitik in einer bürgerlich dominierten Stadt. Weichel wählt für seine detaillierte und faktenreiche Untersuchung den Zeitrahmen zwischen 1890 und 1914. Die Eckpunkte sind dabei gekennzeichnet durch jeweils einschneidende Ereignisse: 1890 bedeutete nicht nur die Aufhebung des Sozialistengesetzes, sondern auch den Beginn einer neuen Sozialpolitik auf Reichsebene, 1914 stand dagegen nicht nur für den Beginn des Ersten Weltkrieges, sondern darüber hinaus, und für Wiesbaden besonders tragisch, für das Ende des goldenen Zeitalters des Bürgertums einschließlich der Zerstörung des relativen sozialen Friedens. Denn Wiesbaden war nicht eine beliebige Stadt. Die Dominanz des ansässigen Bürgertums beruhte auf bewußt herbeigeführten Bedingungen, die Wiesbaden zur ,,wilhelminischen Modellstadt" (S.11) werden ließen, zum ,,Weltbad", ja ,,Kaiserbad". Dieses Image machte Wiesbaden für Bessergestellte interessant, und die Kommune unternahm alle Anstrengungen immer mehr Rentiers anzulocken. ,,Das Ziel, die Attraktivität der Stadt für Kurgäste und ansiedlungswillige Rentiers zu erhöhen, war Konsens der bürgerlichen Kommunalpolitik" (S.20). Dieser kommunalpolitische Sonderweg, ohne nennenswerte Industrieansiedlungen und ohne Eingemeindungen, verhalf Wiesbaden zu einer Ausnahmestellung unter den deutschen Städten. Das Wachstum der Stadt, ihr Reichtum und gerade auch das Steueraufkommen stellten sie mit den großen und prosperierenden Handels- und Industriestädten auf eine Stufe. Bezahlen mußten dafür zum großen Teil die armen und ärmsten Schichten der Stadt, denn die steigenden Ausgaben für repräsentative Gebäude und Einrichtungen wurden durch die Anhebung, Neuschaffung oder auch Beibehaltung von Steuern und Abgaben ausgeglichen. ,,Ein[en] freiwilligen, d.h. nicht durch den Staat erzwungenen Verzicht der Stadt auf die Erhebung der Akzise, die auf den verschiedensten Grundnahrungsmitteln lag [. . .], lehnte die Stadtverordnetenversammlung und der Magistrat in Wiesbaden [. . .] stets ab" (S.26).
Weichel gibt eine gute Darstellung der Vorgeschichte der Stadt, ihrer Institutionen und Repräsentanten, der Gewerbe- und Sozialstruktur, hält sich dabei aber genau und konzentriert an den selbst vorgegebenen Zeitrahmen. Dies erscheint um so lobenswerter, weil für die gesamte Arbeit umfangreiche Recherchen notwendig waren und dazu noch einige methodische Klippen umschifft werden mußten.

Insgesamt ist die dargestellte Politik der konservativen und liberalen (freisinnigen) Parteien ein gutes Beispiel für die Be- und Verhinderung der Sozialdemokratie und der ihr nahestehenden Organisationen, auch und gerade nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes. Zwar verschoben sich im Untersuchungszeitraum die politischen Kräfteverhältnisse, dies aber nicht zu Gunsten der Sozialdemokratie. Deren Verbreitung und Entwicklung wurden nicht nur durch die bürgerliche Dauerkoalition behindert, die gesamte Sozial- und Gewerbestruktur der Stadt ließ der Arbeiterbewegung fast keine Chance. Die Reichstagswahlergebnisse von Max Quarck (1898 — 38,3%; 1901 — 38,8%) geben deshalb auch ein falsches Bild von der realen Stärke der Sozialdemokratie. Die Wahl des Sozialdemokraten Lehmann in den Reichstag (1907) beruhte desgleichen nicht auf der Macht der Arbeiterpartei, sondern auf dem Abstimmungsverhalten des Zentrums in der Stichwahl. Die Struktur- und Organisationsschwäche von Basis und Führung machten deshalb immer wieder die Hilfe der Mainzer und Frankfurter „Genossen" notwendig. Aber auch deren Unterstützung konnte das Grundübel der Wiesbadener Kommunalpolitik nicht überwinden helfen: die totale Dialogunwillig- und -unfähigkeit der herrschenden Kreise mit der Arbeiterbewegung. Der Hinweis Weichels auf das Frankfurter Beispiel ist dabei äußerst hilfreich. Frankfurt hatte zwar eine gänzlich andere Industriestruktur und hatte die Politik der „attraktiven" Stadt (ohne Industrie und Sozialdemokraten) der Ära Mumm aufgegeben, aber die Arbeiterbewegung fand im bürgerlichen Lager in Leopold Sonnemann, Wilhelm Merton und Karl Flesch Ansprechpartner für ihre sozialpolitischen Anregungen und Forderungen. Nicht so in Wiesbaden — dort wurde bis 1914 unsoziale und ausschließlich ortsbezogene Interessen- und Klientelpolitik betrieben. Es wurde erst gar nicht der Versuch unternommen, die Sozialdemokratie oder den gemäßigten Gewerkschaftsflügel in die Stadtpolitik einzubeziehen. Daß diese Nichtbeachtung allerdings zu einem Abklingen des Reformismus innerhalb der Arbeiterbewegung geführt haben soll, erscheint nicht zwingend. Sicherlich wurde der Reformismus, als Strategie der politischen Praxis, durch die kommunalpolitische Situation nicht wesentlich befördert, aber die attestierte Radikalisierung muß bezweifelt werden, zumal sie auch nicht näher belegt und dargestellt wird. Die Ursache für die nachlassende Dynamik des Reformismus in Wiesbaden ist dagegen in zwei Gründen zu suchen: erstens in der dominierenden Person Max Quarcks und seinem Abschied aus Wiesbaden, und zweitens in der schwachen Struktur der sozialdemokratischen Parteiorganisation selbst, die erkennen mußte, daß ihre Mitarbeit und ihr Pragmatismus in Wiesbaden nicht erwünscht waren.

Andreas Wolf

SCHARRER, Manfred: **Organisation und Vaterland. Gewerkschaften vor dem Ersten Weltkrieg.** Vorwort: Heinz-Werner Meyer und Jochen Richert (= Gewerkschaften in Deutschland, Bd. 2). — Köln: Bund-Verlag 1990. 244 S.

Im Vordergrund der Arbeit von Manfred Scharrer, die nahtlos an seinen Beitrag „Arbeiter und die Idee von Arbeitern 1848–1869" anknüpft und ebenfalls in der Schriftenreihe des DGB-Bildungswerkes „Gewerkschaften in Deutschland" erschienen ist (siehe die Besprechung von Toni Offermann in: IWK, Jg.27 (1991), H.2, S.284ff), steht die Geschichte der „freien", sozialdemokratisch orientierten Gewerkschaften, wobei Bedeutung und Einfluß der konkurrierenden Richtungsgewerkschaften, der liberalen Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine und der zentrumsnahen christlichen Gewerkschaften, nicht ausgeblendet werden. Das Buch — und das ist auch die Intention der Herausgeber — eignet sich vor allem für die außerschulische, gewerkschaftliche Bildungsarbeit. Es ist didaktisch solide konzipiert (analytischer Text, repräsentative Dokumente, ergänzende Materialien). Nicht nur deswegen ist es aus der Fülle tradierter Gewerkschaftsdarstellungen hervorzuheben und einem breiteren Leser- und Leserinnenkreis zu empfehlen.

Wichtig erscheint mir, daß hier keine unkritische, apologetische Gewerkschaftsgeschichtsschreibung stattfindet. Vielmehr basiert Scharrers offene methodische Herangehensweise auf dem Anspruch, „Organisationsgeschichte vermittelt mit industrie-, sozial-, kultur- und ideengeschichtlichen Zusammenhängen darzustellen" (S.15). Damit wird dem traditionellen Ansatz vieler gewerkschaftlicher Historiker und Historikerinnen, sich „mit dem einseitigen Blick nach oben auf die Verbandsvorstände und -kongresse" zu konzentrieren, eine deutliche Absage erteilt: „Angestrebt wird keine integrative Gesamtdarstellung, sondern ein inhaltlich und methodisch möglichst facettenreiches, buntes und lebendiges Mosaik" (ebd.).

Im ersten Abschnitt, den Scharrer, bezugnehmend auf Franz Mehring, etwas mißverständlich das „Heldenzeitalter" nennt, geht es um die Praxis des unseligen Sozialistengesetzes, das eindeutig gegen die

Sozialdemokratie in ihrer Einheit von Partei und Gewerkschaften gerichtet war. Der Verf. zeigt, daß trotz der ,,allgemeinen gesetzestreuen Linie" insbesondere die ,,Massen" der Arbeiterbewegung unter den Willkürmaßnahmen der Behörden zu leiden hatten. Organisatorische Phantasie war gefragt, um weiterarbeiten zu können. Berufsspezifische Unterstützungsvereine entstanden, in denen Gewerkschafter eher an Vorschlägen zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen als am politischen ,,Umsturz" arbeiteten. Somit bleiben die Folgen von zwölf Jahren Sozialistengesetz für beide Teile der Arbeiterbewegung ambivalent: Einerseits herrschte eine radikale Stimmung, die leicht zur Überschätzung der eigenen Organisation verführte. Andererseits wurde die Praxis von einer tiefsitzenden Angst geprägt, die zum Trauma wurde, ,,daß der politische Gegner jederzeit wieder die Sozialdemokratie unter ein Ausnahmerecht stellen könnte, und diese Angst prägte entscheidend sozialdemokratische Politik und Personen im wilhelminischen Kaiserreich" (S.50).

Das zweite Kapitel diskutiert innergewerkschaftliche Kontroversen über die Frage Berufs- oder Industrieverband, die Rolle der 1891 gegründeten Generalkommission, deren erster Vorsitzender Carl Legien wurde, den Ausbau sozialpolitischer Dienstleistungen im Rahmen des gewerkschaftlichen Unterstützungswesens und den wachsenden Stellenwert von Tarifverträgen. Wichtig ist die Auseinandersetzung zwischen ,,Lokalisten" und ,,Zentralisten", die letztere durch den enormen Mitgliederaufschwung (von 1891–1900 konnten die Zentralverbände ihre Mitgliederzahlen von 277.659 auf 680.427 mehr als verdoppeln) und dadurch bedingte Professionalisierungs- und Zentralisierungsprozesse langfristig für sich entscheiden konnten.

Das Verhältnis zwischen SPD und freien Gewerkschaften (Kapitel 3) wurde anfangs durch das Primat der Partei in vielen Fragen bestimmt. Insbesondere das gewachsene Selbstbewußtsein vieler Gewerkschaftsfunktionäre und die Konkurrenz der christlichen Gewerkschaften um unpolitische oder religiöse Arbeiter in den 90er Jahren trugen dazu bei, daß zunehmend auf eine Entideologisierung und Öffnung der Gewerkschaftsarbeit (parteipolitische Neutralität) gedrängt wurde. Die Vorstellung, Gewerkschaften seien die ,,Rekrutenschulen" der Partei und ihre alltägliche ,,Sisyphusarbeit" habe der SPD zu dienen, wurde zwar von prominenten Sozialdemokraten wie Kautsky und Luxemburg u.a. postuliert, war jedoch nicht durchzuhalten. In der Massenstreikdebatte, die durchaus mit dem Revisionismusstreit im Zusammenhang steht und den ,,Pragmatikern" in beiden Organisationen nutzte, zeigten die Gewerkschaften ihre Macht. Auf dem Jenaer Parteitag wurde der Massenstreik zum unverbindlichen Defensivinstrument degradiert. Scharrer verweist jedoch zurecht darauf, daß trotz aller Dissonanzen das Selbstverständnis selbst vieler revisionistischer Gewerkschaftler ,,von dem Geist der Sozialdemokratie erfüllt" blieb, worauf auch die Resolutionen des Mannheimer Parteitages trotz aller Gleichberechtigungs- oder Neutralitätspostulate seitens der Gewerkschaften hindeuten (S.107).

Schließlich werden im vierten Abschnitt die verschiedenen Phasen, Positionen und Wendungen dargestellt, die zur Bewilligung der Kriegskredite durch die sozialdemokratische Reichstagsfraktion und damit zur Zustimmung zu den Kriegshandlungen führten. Der Autor wendet sich gegen die platte ,,Verrats"-These marxistisch-leninistischer Geschichtsschreibung. Präzise schildert er die Gründe, die zum ,,Stimmungsumschwung" innerhalb der scheinbar geschlossen gegen den Krieg agierenden deutschen Arbeiterbewegung führten. Er kommt zu dem Schluß, daß sie den Plänen der Reichsleitung hilflos und konzeptionslos gegenüberstand.

Der Hinweis, wonach die Zustimmung trotz der hypostatisierten russischen ,,Generalmobilmachung" und des daraus kreierten ,,Angriffskrieges" gegen das ,,Reich" nicht zwingend war, auch wenn die Sozialdemokratie sich zur ,,Landesverteidigung" bekannte, erscheint mir bedeutsam. Darüber hinaus bleibt bis heute das nahezu komplette Versagen der internationalen Arbeiterbewegung und ihrer ,,Internationale" erschreckend. Bedenklich bleiben auch die von Scharrer zitierten Äußerungen von Gustav Bauer, der als stellvertretender Vorsitzender der Generalkommission über sehr viel Einfluß verfügte. Nach Bauer war die Kriegsfrage weniger ein ,,prinzipielles", sondern ein ,,taktisches Problem". Daher gelte es abzuwägen, ob der Krieg für das jeweilige nationale Proletariat wirtschaftliche oder sozialpolitische Vorteile bringen könne ,,oder nicht und danach ist ihr [des Proletariats] Verhalten einzurichten . . ." (Bauer zitiert nach Scharrer, S.128).

Hierin zeigt sich der kaltblütige Opportunismus einzelner Funktionäre, für die Macht- oder Prestigegewinn mehr bedeuteten als moralische Prinzipien.

Jens Becker

WALTER, Franz, Viola DENECKE und Cornelia REGIN: **Sozialistische Gesundheits- und Lebensreformverbände** (= Solidargemeinschaft und Milieu: Sozialistische Kultur- und Freizeitorganisationen, Bd. 2. Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin hrsg. und eingel. von Peter Lösche, Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 24). — Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 1991. 428 S.

Ein schönes, gutes, dickes Buch: solide gebunden, kartoniert, gut geschrieben, von Fehlern fast freikorrigiert, übersichtlich fußgenotet und nicht zu viel, angenehm schriftgebildet und die Wörter fünffach registriert, für eine ehrwürdige Institution produziert, in einem ehrwürdigen Verlag publiziert, in renommierter Reihe eines renommierten Instituts. — Der Inhalt . . .? — Es handelt vom ,,Verband Volksgesundheit" (1908–1933), der die Praktiken der Schulmedizin und Produkte der Pharmaindustrie kritisierte, die ,,natürlichen Heilfaktoren" Licht, Luft, Wasser, Bewegung und Diät propagierte und für ,,regelmäßigen Stuhlgang, frische Luft und heilsame Wasserkuren" (S.34) warb, der Luftbäder, Schwimmanstalten und Schrebergärten anlegte, gegen Tabak, Alkohol und fleischliche Nahrung und auch das Kino eiferte, gegen Nippes, Kästchen, Konsolen und zu viele Bilder in den Wohnungen sich wandte, doch für die Nacktgymnastik sich verwandte: ,,als Ausgangspunkt für eine Persönlichkeitsbildung [. . .], die letzten Endes zur Umgestaltung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse [. . .] befähigen sollte" (S.35). Es handelt des weiteren vom ,,Deutschen Arbeiter-Abstinenten-Bund" (1903–1933), der gegen den Alkoholgenuß und die Trinksitten innerhalb der Arbeiterschaft agitierte, ,,um dadurch den proletarischen Befreiungskampf zu stärken" (S.97), der die ,,gärungslose Früchteverwertung" propagierte und Natursäfte kommerzialisierte, denn der Alkohol galt ihm ,,als schwerstes Hemmnis der Arbeiterbewegung und festeste Stütze des Kapitalismus" (S.99). Es handelt vom Touristenverein ,,Die Naturfreunde" (1895–1933), der alle Übel des Systems aus einem anderen einzigen Punkt kurieren wollte, dem Wandern in freier Natur. Und es handelt von der sozialistischen Sanitäter-Truppe auf dem Schlachtfeld des Klassenkampfs, dem ,,Arbeiter-Samariter-Bund" (1909–1933), der die Wunden des Proletariats verband.

So legitim und ehrenwert die spezifischen Anliegen der drei erstgenannten Verbände auch waren, in ihrer Verabsolutierung und ideologischen Einbettung wirken sie nicht nur aus heutiger Sicht lächerlich. In anderen zeitgenössischen Arbeiterorganisationen nahm man die Verbände entweder gar nicht wahr oder nicht ernst. Ihre Vertreter galten als monomanisch fixierte Sektierer, die mit ihrem jeweiligen ,,Tick" ,,allen ein wenig ‚auf den Wecker'" gingen (S.132). Die ,,Sonnenanbeter" vom ,,Verband Volksgesundheit" mit ihrem ,,Nacktkulturfimmel" mußten sich von den Genossen fragen lassen, ,,wozu man sich sozialistisch ausziehen sollte" (S.85). In manchen Gewerkschaftshäusern verwehrte man den ,,Abstinenzlern" einfach den Zutritt. Auf sozialdemokratischen Parteitagen brach in der Regel große Heiterkeit aus, wenn einer der ,,Wasserapostel" Wort und Glas ergriff. ,,Kleinkram" nannte Bebel ihren Lebenszweck. Auch eine eigene proletarische Sanitäter-Organisation galt vielen Sozialisten vor dem Ersten Weltkrieg als überflüssig.

Alle vier Verbände lebten in permanentem, unaufhebbarem Widerspruch zwischen ihrem sachlichen Anliegen und ihrer ideologisch-politischen Anbindung. Weder konnten sie bei den Sozialdemokraten für ihre ,,Ticks" viel Verständnis wecken noch in anderen Schichten aufgrund ihrer Weltanschauung Unterstützung gewinnen. Sie fanden weder mit den politischen Artgenossen zusammen noch mit sachlich Gleichgesinnten aus dem Bürgertum. Daher blieb ihre Mitgliederzahl gering, ihre Resonanz vor allem auf Handwerker, Facharbeiter, Pädagogen und zum Teil bestimmte Regionen beschränkt. Die Verbände — vielleicht mit Ausnahme des Samariter-Bundes in der Weimarer Republik — litten an mangelnder Legitimation, Bedeutung und Anerkennung. Das Buch leidet mit ihnen. Gut gekleidet präsentiert es sich, doch die Dargestellten sind historischer Wirkung so bar wie die auf den Umschlagseiten Abgebildeten nackt.

Rolf Neuhaus

VAUPEL, Dieter: **Spuren, die nicht vergehen. Eine Studie über Zwangsarbeit und Entschädigung** (= Nationalsozialismus in Nordhessen; Schriften zur regionalen Zeitgeschichte, Bd. 12). — Kassel: Verlag Gesamthochschulbibliothek Kassel 1990. 408 S.

Mit dieser Dissertation wird eine zeithistorische Studie präsentiert, für die es bislang wenig Vorbilder gibt. Ausgehend von einer dichten Beschreibung der Lebens- und Arbeitsbedingungen einer Gruppe von tausend Zwangsarbeiterinnen in den letzten zehn Monaten des Zweiten Weltkriegs (Kap. II–IV) wird

versucht, die Zusammenhänge von Erfahrungen der überlebenden Frauen mit ihren späteren Lebensverläufen aufzuzeigen (Kap. V). Diese Erfahrungen werden kontrastiert mit der bundesdeutschen Politik der ,,Wiedergutmachung" von der Ebene des Gesetzgebers (Kap. VI) bis hinunter auf die Ebene der Verfahren, die einzelne der Frauen oft wenig erfolgreich durchgefochten haben (Kap. VII), bevor sie erst vor wenigen Jahren eine Entschädigung erhielten (Kap. VIII). Die Studie schließt mit einer Darstellung der Straf- bzw. Entnazifizierungsverfahren von Verantwortlichen (Kap. IX) und gegenwärtiger Versuche aus der Bevölkerung, sich mit der Vergangenheit ihres Ortes auseinanderzusetzen (Kap. X).
Die Arbeit überzeugt vor allem dort, wo sie präzise und anschaulich beschreibt und die eindrucksvollen Aussagen der ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und anderer Zeitzeugen, die der Autor in zahlreichen Interviews und Briefwechseln zusammengetragen hat, heranzieht. Diese Aussagen werden vorsichtig im Kontext mit anderen, umfassend recherchierten Quellen, von denen eine Auswahl in einem umfangreichen Anhang abgedruckt ist, gewichtet. Weniger gelungen sind die Passagen, in denen das Fallbeispiel in die allgemeine Entwicklung der Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg (S.29ff) und der ,,Wiedergutmachung" (S.163ff und S.251ff) eingebettet werden soll. Diese in ihrer Auswahl nicht immer einsichtigen Literaturzusammenfassungen hätten durch einen stärkeren Zuschnitt auf die für die Fallstudie wesentlichen Aspekte gestrafft werden können.
Im Zentrum der Untersuchung steht der zwangsweise Arbeitseinsatz von tausend jüdischen Frauen, die mit wenigen Ausnahmen aus Ungarn stammten und im Juni 1944 in das KZ Auschwitz verschleppt worden waren (S.72–77). Dort wurden die Frauen Ende Juli für den Einsatz in der Sprengstoffabrik der Verwertchemie Hessisch-Lichtenau, ein Werk der von der I.G. Farben kontrollierten Dynamit AG (vormals Alfred Nobel & Co.) (S.41–44), selektiert. Während mehr als zweihundert von ihnen bereits nach drei Monaten als arbeitsunfähig ausgesondert und nach Auschwitz zurückgeschickt wurden, mußten die Frauen, die diese Selektion überstanden hatten, bis zu ihrem Abtransport Ende März 1945 insgesamt acht Monate in Hessisch-Lichtenau arbeiten (S.82).
Die Studie schildert (Kap. III) detailliert und eindrücklich nicht nur die Lebensbedingungen im Lager und die Schikanen durch die SS-Wachmannschaften, sondern auch die zerstörerischen Arbeitsbedingungen — längere Arbeitszeiten und vor allem den ungeschützten Umgang mit hochgiftigen Substanzen —, die die Firmenleitung den Zwangsarbeiterinnen im Unterschied zu den anderen Arbeitskräften zumutete (S.103–113 und S.160). Diese von der Firmenleitung zu verantwortenden Arbeitsbedingungen waren grausam, sie minderten die Überlebenschancen der Zwangsarbeiterinnen und führten bei den Frauen, die Arbeitseinsatz, Abtransport und Todesmarsch überlebten (Kap. IV), zu offensichtlichen und gravierenden Gesundheitsschäden (S.109). Die individuellen Ausprägungen der anhaltenden körperlichen und seelischen Leiden der Überlebenden werden in der Studie (Kap. V) mit dem Bemühen um Differenzierung und gleichwohl mit Einfühlung in die Schicksale der Opfer und deren Versuche, ihre Erfahrungen zu verarbeiten, dargestellt (S.150–162). Es ist freilich nicht immer möglich, die jeweiligen Leiden auf eindeutig abzugrenzende Ursachen — Arbeitsbedingungen, Lagerverhältnisse, Schikanen durch Aufsichtspersonal der Firma oder der SS u.a.m. — zurückzuführen. Dennoch ist es kaum nachvollziehbar, daß die Frage der Gesundheitsschäden durch unmenschliche Arbeitsbedingungen im Rahmen von ,,Wiedergutmachungen" und Entschädigungen weder vom Gesetzgeber (Kap. VI), noch von den Gerichten (Kap. VII) der Bundesrepublik angemessen berücksichtigt wurde. Hingegen wurden die ehemaligen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, die ihre Ansprüche auf Entschädigung von Freiheits- und Gesundheitsschäden juristisch durchzusetzen versuchten, quälenden Verhören und entwürdigenden Prüfungen unter anderem durch ,,Beratungsärzte" der deutschen Behörden (S.218–222) unterzogen und mußten gar ihre ,,Zugehörigkeit zum deutschen Sprach- und Kulturkreis" nachweisen (S.223–228). Erstaunlicherweise wurden auch von der Claims Conference die Arbeitsbedingungen in der Hessisch-Lichtenauer Sprengstoffabrik in ihren jahrzehntelangen Verhandlungen über eine Entschädigung der jüdischen Zwangsarbeiterinnen mit der Dynamit Nobel AG Friedrich Flicks nicht nachdrücklich eingebracht (S.238–248). Diese Verhandlungen führten erst Anfang 1986, als Friedrich Flick die Feldmühle Nobel AG, wie sie nunmehr heißt, an die Deutsche Bank verkaufte, zu dem Ergebnis, daß der Claims Conference 5 Mio. DM für die Entschädigung der Flickschen Zwangsarbeiter zur Verfügung gestellt wurden (S.248–250).
Die Studie bezieht sich mehrfach auf die Diskussion, ob die nationalsozialistische Zwangsarbeitspolitik tatsächlich eine Politik der ,,Vernichtung durch Arbeit" gewesen sei oder ob sie nicht vielmehr in den letzten Kriegsjahren die ökonomisch rationalere Alternative von ,,Arbeit oder Vernichtung" verfochten habe, und plädiert für die letztere Hypothese (S.30–33, S.79, S.129–131 und S.287). Dagegen zeigen gerade die so genau beschriebenen Arbeitsbedingungen, denen die Zwangsarbeiterinnen in Hessisch-Lichtenau ausgesetzt wurden, daß diese Arbeitspolitik Menschen restlos zu Arbeitskräften reduzierte,

ihre Arbeitsfähigkeit vernutzte und, sobald die Arbeitskraft erschöpft war, ihre physischen Träger vernichtete. Vor diesem Hintergrund wirkt die Debatte um „Vernichtung durch Arbeit" versus „Vernichtung oder Arbeit" umso gespenstischer, je weniger sie sich von diesem reduzierten Menschenbild distanziert. Demgegenüber lassen die in der Studie zitierten Aussagen der ehemaligen Zwangsarbeiterinnen deutlich spürbar werden, daß sie nur überlebten, weil und solange sie der an ihnen versuchten und vielfach vollzogenen Dehumanisierung ihre Menschlichkeit und ihre Fähigkeit, in dem ihnen verbliebenen Rahmen soziale Beziehungen aufrechtzuerhalten, entgegensetzen konnten.

Carola Sachse

AZARYAHU, Maoz: **Von Wilhelmplatz zu Thälmannplatz. Politische Symbole im öffentlichen Leben der DDR** (= Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte. Universität Tel Aviv, Bd. 13). — Gerlingen: Bleicher-Verlag 1991. 214 S.

„. . . Veränderungen im Symbolsystem sind nicht, wie manche behaupten würden, eine Randerscheinung historischer Prozesse". Maoz Azaryahu zufolge „sind sie ein fester Bestandteil aller gesellschaftlichen Umwälzungen". In seiner 1987 fertiggestellten Dissertation geht es um das Symbolsystem der DDR, d.h. um diejenigen Straßenschilder, Denkmäler u.a.m., die stellvertretend für eine bestimmte politische Orientierung stehen und der ideologischen Durchdringung aller Bevölkerungsschichten dienen sollen.

Nachdem im ersten Teil der Arbeit der terminologisch-theoretische Rahmen des Themas abgesteckt und der Umgang mit politischen Symbolen im 19. und 20. Jahrhundert dargestellt worden ist, lenkt der Verfasser im zweiten bis fünften Teil die Aufmerksamkeit auf die deutsche Nachkriegsgeschichte. Die spontanen Säuberungen von nationalsozialistischen Symbolen unmittelbar nach dem Krieg werden besonders am Beispiel Berlins geschildert. Der Autor zeigt, wie die Auseinandersetzung über die Veränderung der Symbollandschaft Berlins die Spannungen zwischen den Kommunisten und den übrigen Parteien widerspiegelt. Die später stets präsente Rivalität zur BRD ließ die Neuentstehung oder das Verschwinden von Symbolen zu einem politischen Barometer werden, an dem die Entwicklung der innerdeutschen Beziehungen ablesbar war. So wurde beispielsweise im Herbst 1971 der Text der DDR-Hymne gestrichen, da die politische Führung der DDR keine Wiedervereinigung mehr anstrebte und die Zeile „Deutschland, einig Vaterland" somit nicht mehr ihrem politischen Konzept entsprach.

Theoretische Überlegungen, die am Beginn eines Buches stehen, sind dann von Bedeutung, wenn sie in den folgenden Kapiteln verarbeitet und angewandt werden. Wenn Azaryahu eingangs der propagandistischen Funktion der Symbole seine Aufmerksamkeit schenkt und diesem Aspekt im weiteren Verlauf seiner Publikation nicht weiter nachgeht, dann liegt hierin ein folgenreiches Versäumnis. Symbole, die Bestandteile des Alltagslebens sind (Geldscheine, Straßenschilder etc.), werden im ersten Teil der Dissertation als besonders effiziente Propagandamittel bezeichnet; ob bzw. inwiefern die Indoktrination via Symbol in der DDR tatsächlich funktionierte, wird in späteren Kapiteln nicht näher untersucht. Im Vorwort heißt es dazu nur kurz, „daß die Wirkung dieser ständigen Propaganda minimal war". Die Frage nach der Wirksamkeit, nach dem realen propagandistischen Wert der Symbole drängt sich auf. Wenn die Propaganda der DDR-Führung ihr Ziel offenbar nicht erreichte, ist dann das damalige Symbolsystem aus der Sicht der Bürger der DDR also doch nur „eine Randerscheinung historischer Prozesse", gewesen, eine vernachlässigenswerte Größe, die ihre Wirkung auf den Einzelnen verfehlte?

Auch wenn dieser entscheidende Aspekt, der nach der praktischen Bedeutung der Symbole fragt, weitgehend unberücksichtigt bleibt, so hat Azaryahu doch eine sorgfältig gegliederte und angenehm geschriebene Darstellung des Symbolsystems der DDR vorgelegt. Der Verf. stellt fest, daß die DDR-Führung — wie jede andere Regierung auch — der Formierung eines Symbolsystems einen hohen Stellenwert beigemessen und weder Kosten noch Mühen gescheut habe, um ihrer Ideologie und ihrem politischen Programm durch Symbole plakativ Ausdruck zu verleihen. Das am Beispiel der DDR dargestellte Interesse einer Regierung an der Symbollandschaft ihres Landes läßt vermuten, daß sich auch das jetzige politische Zentrum bei allen drängenden wirtschaftlichen und sozialen Problemen die Zeit nimmt, um u.a. über die Umbenennung von Straßen nachzudenken. Die Veränderungen des Symbolsystems sind in der Tat in vollem Gange, und Azaryahu meint zu Recht, daß der Historiker, der sich mit dieser Entwicklung befaßt, sein Buch als hilfreichen Orientierungspunkt nehmen könne.

Tanja Beer

WILKE, Manfred und Hans-Peter MÜLLER: **SED-Politik gegen die Realitäten. Verlauf und Funktion der Diskussion über die westdeutschen Gewerkschaften in SED und KPD/DKP 1961 bis 1972.** — Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1990. 495 S.

Daß Titel und Inhalt eines Buches nicht unbedingt übereinstimmen müssen, zeigt die 1990 erschienene Untersuchung von Manfred Wilke und Hans-Peter Müller. Sie veranschaulicht zugleich, welche Auswirkungen das plötzliche Ende des SED-Regimes im Herbst 1989 und die bald darauf erfolgte Öffnung der ostdeutschen Archive für westdeutsche Wissenschaftler auf zum damaligen Zeitpunkt nahezu abgeschlossene Forschungsarbeiten zur DDR-Vergangenheit haben konnten.

Als die Westberliner Wissenschaftler Mitte der 80er Jahre damit begannen, die theoretische und praktische Auseinandersetzung der SED und der illegalen, vom Territorium der DDR aus operierenden KPD mit den westdeutschen Gewerkschaften zu untersuchen, hatten sie die damals seltene Möglichkeit, auf einige bis dahin unveröffentlichte Dokumente der „Gewerkschaftskommission" der KPD sowie interne Materialien der SED zurückzugreifen. Diese wurden ihnen von Wolfgang Seiffert, einem ehemaligen Mitglied der KPD-Gewerkschaftskommission, zur Verfügung gestellt. Bis 1989 wäre den im Anhang des Buches abgedruckten zehn Dokumenten große Aufmerksamkeit sicher gewesen. Jenen Kritikern, die bemängelt hätten, daß diese Materialien lediglich aus dem Zeitraum von November 1960 bis September 1962 stammen, wären die schlechte Quellenlage und die verschlossenen DDR-Archive entgegengehalten worden. Heute jedoch — zwei Jahre nach Öffnung des SED-Archivs in Berlin — hat die Untersuchung fragmentarischen Charakter.

Wohl um die mangelhafte Quellenlage auszugleichen, haben die Autoren der „hauptsächlichen Darstellungslinie der vorliegenden Untersuchung unter dem Titel: ‚Gewerkschaftspolitik gegen den staatsmonopolistischen Kapitalismus' [. . .] [einen fast die Hälfte des Buches umfassenden] Abriß der ideen- und ideologiegeschichtlichen Entwicklungen von Stalins ideologischen Verdikten in den ‚ökonomischen Problemen des Sozialismus' [aus dem Jahre 1952] bis zum ausgearbeiteten Konzept des ‚staatsmonopolistischen Kapitalismus' zur Mitte der 60er Jahre" (S.6f.) vorangestellt. Die eigentliche Darstellung der SED/KPD-Gewerkschaftspolitik umfaßt wenig mehr als ein Viertel des Bandes und beschränkt sich nahezu vollständig auf den Zeitraum von 1960 bis 1963.

Darin gelingt es Wilke und Müller jedoch anschaulich zu belegen, wie die SED, nachdem sich die SPD mit ihrem Godesberger Parteitag 1959 als Volkspartei definiert hatte (S.5), den aus ihrer Sicht „natürlichen" Bündnispartner in Westdeutschland verlor und eine neue Generallinie entwerfen mußte. Diese brachte „eine Aufwertung der [westdeutschen] Gewerkschaften und eine Abwertung der SPD" mit sich. Ziel der SED/KPD war es, Einfluß auf die Politik der Gewerkschaften zu gewinnen und diese zu einem „Hebel des Kampfes um die Demokratie in Westdeutschland" (S.165) zu entwickeln. Darüber hinaus sollte die „Entkriminalisierung der Kommunisten und ihre Reintegration in die westdeutsche Gesellschaft" (S.165) erreicht werden.

Die Untersuchung macht erneut deutlich, daß die KPD ein der SED untergeordneter Apparat war, deren Arbeit sich weitgehend „auf die Durchsetzung der Politik der ‚friedlichen Koexistenz' und auf die Anerkennung der DDR durch die Bundesrepublik konzentrieren" (S.328) sollte.

Ulrich Mählert

WÖRSDÖRFER, Rolf: **Klientel oder Klasse? Arbeiterbewegung und Sozialisten in einer städtischen Gesellschaft Süditaliens. (Der Fall Messina 1900–1914)** (= Wissenschaft und Forschung, Bd. 4). — Frankfurt a.M.: ISP-Verlag 1988. 258 S.

Dieses Buch ist aus einer Dissertation entstanden. Ein akkurat passender Titel — etwa „Aspekte der ökonomischen Entwicklung und der politischen Sozialgeschichte Messinas" — und das Lob des Rezensenten überstiege seine Bedenken; so hält sich beides die Waage. Hervorzuheben sind Wörsdörfers eigene Quellenstudien in italienischen Archiven, seine Kenntnis einer weitgestreuten Sekundärliteratur und deren aufmerksame Auswertung. Beides zusammen erlaubt detailgenaue Einblicke in Werktagsleben und gesellschaftliche Verhältnisse dieser sizilianischen Großstadt zu Beginn des Jahrhunderts, wo Industrialisierung und Verflochtenheit in den Weltmarkt (Warenzirkulation: Südfrüchte und deren Derivate; Zirkulation der Arbeitskräfte: transatlantische Migrationsbewegungen nach Amerika und zurück) die insulare Abgeschiedenheit aufheben. Gleichzeitig durchdringen aber weiter traditionelle Rituale, Verhaltensmodi dieses Aufkommen der „Moderne", und Wörsdörfer ist deren aufmerksamer Chronist, wenn er die lokalen Arbeiterklassenbewegungen jeweils auf mögliche klientelare Anfälligkeiten hin

untersucht. Die sozioökonomischen Verhältnisse von Messina und Umgebung werden, wie gesagt, von Wörsdörfer in vielen Aspekten minutiös beschrieben und analysiert; hier liegen seine großen Stärken. Demgegenüber fällt wenig ins Gewicht, daß bestimmte historische Entwicklungslinien vom Verf. an einem Punkt zu schildern begonnen werden und an einem anderen unvermittelt wieder enden, ohne daß er dies hinreichend begründet. Die Darstellung setzt auch — dem Verf. nicht ganz bewußt — Leser voraus, die mit italienischen Verhältnissen nicht ganz unvertraut sind; doch selbst denen wird häufig nicht wenig zugemutet. Kapitel 6: Die Sozialisten und das Erdbeben (S.175ff) beginnt so unvermittelt, als wäre der Schere des Lektors versehentlich ein wichtiger Teil zum Opfer gefallen; wer auch immer der Leser, kaum jemand außerhalb der schmalen Spezialistenschar wird unmittelbar präsent haben, daß dem gewaltigen Erdbeben vom 28. Dezember 1908 bei zuvor ca. 120.000 Einwohnern 60.000 bis 80.000 Menschen zum Opfer gefallen sind.(Der Rezensent hat erst nachsehen müssen.) Die Konsequenzen hätten noch deutlicher dargestellt werden können — bei der quasi Überfülle der vom Verf. erhobenen Daten mehr ein Problem einer leserorientierten Endredaktion als ein Zweifel an seinen unbestrittenen Fähigkeiten, der von ihm kritisch registrierten Tendenz mannigfaltig konsultierter Sekundärliteratur entgegen, ,,die wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Elemente sauberer voneinander zu trennen" (S.95).

Dafür steht die wache Aufmerksamkeit, die der Verf. ,,der Präsenz sogenannter gemischter Figuren" (S.37) widmet: ,,[. . .] nicht nur der Bauer-Pächter-Landarbeiter, sondern ebenso der Advokat-Grundbesitzer-Stadtrat, der typische Angehörige der örtlichen Führungsschicht" (S.38). Dem Rezensenten ist die vom Verf. benutzte Literatur zur ,,Südfrage" der letzten Jahre nicht vertraut und so weiß er nicht, ob es Wörsdörfer ist oder es seine italienischen Gewährsleute sind, von denen die Behauptung stammt, daß dergleichen Sozialtypen ,,für die gesellschaftliche Wirklichkeit Süditaliens und Siziliens so charakteristisch" waren und teilweise noch sind (S.37). Hier stellte sich die Frage nach dem Allgemeinen und dem Besonderen. Ob es sich um die ,,gemischten sozialen Figuren" handelt, die Versuche der Hafenarbeiter, sich zu einem genossenschaftlichen Unternehmer zusammenzuschließen, die ,,sozialistische Geschäftemacherei" (S.184ff) von Baugenossenschaften, die nach dem Erdbeben mit öffentlichen Aufträgen bedacht werden, schließlich die vielen Beispiele von ,,Klientilismus" — die allgemeine Entwicklung damals in Italien bringt ebensoviele Igel hervor, die längst ,,all da" sind, und so bringen die auf die besondere ,,Südfrage" fixierten heurigen Hasen atemlos hechelnd nur anderswo längst Bekanntes zur Kenntnis. Im Norden Italiens hätten demnach ebensoviele ,,süditalienische" Zustände herrschen müssen, denn nur sehr selten ist eines der von Wörsdörfer genannten Beispiele für den Mezzogiorno allein charakteristisch. Was er bezogen auf die Arbeiterbewegung Messinas häufig sehr voreilig als Klientelarverhältnis bezeichnet, hat es in der Grundform im Norden auch gegeben; ob als im Verlauf der Zeit überwundene Entwicklungsphase oder als quasi Dauerzustand (z.B. die mächtige sozialistisch geführte ,,korporative" Hafenarbeitergenossenschaft von Genua bis zu ihrer Zerschlagung durch die Faschisten), das läßt sich nur in einem umfassenden Vergleich von Nord und Süd feststellen.

Die Sozialgeschichte der Arbeiterbewegungen in Messina wie überall in Italien hat eine besondere politische Seite und diese ist nicht leicht zu dechiffrieren; am wenigsten mit soziologischen passe-partout-Begriffen wie Klientilismus, Patronage, mafioses Verhalten und dergleichen. Ungleich Deutschland bieten in Italien übermäßig viele sozialistelnde Politiker verschiedener Parteicouleur der entstehenden Arbeiterklassenbewegung ihre politische Vermittlertätigkeit in bürgerlich-reformistischer Absicht an; daß sie nicht immer der diffusen ,,Linken" zuzurechnen sein müssen, zeigt Wörsdörfer am Beispiel eines konservativ-liberalen Politikers der Provinz, Ludovico Fulci. Im Kampf gegen diese ,,politische Klasse" (Mosca) im Verlauf langer Auseinandersetzungen innerhalb der sozialistischen Partei bildet sich dort eine intransigente Strömung heraus, der Reformisten ebenso zuzurechnen sind wie Kurzzeit- und Langzeitrevolutionäre. Dieser Prozeß wird nicht allein auf Parteikongressen und in der überregionalen Parteipresse manifest, er wird auch lokal sichtbar in Koalitionen der Sozialisten mit anderen politischen Kräften in Gemeinderäten oder ihrer Ablehnung. In einer älteren Lokalstudie (Michele Fatica, ,,Origini del fascismo e del comunismo a Napoli 1911–1915", Firenze: La Nuova Italia 1971), in der ebenfalls, mit Neapel, eine großstädtische Agglomeration des Mezzogiorno untersucht wurde, sind diese Auseinandersetzungen über die lokale Ebene hinaus sehr eingehend beschrieben. Eine vergleichbare ,,historische Spezifizierung" (Korsch) wäre der geduldig recherchierten Untersuchung Wörsdörfers zu wünschen gewesen. Die ,,Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie" mag vielleicht für Italien in keinem so herausragenden Aufsatz behandelt worden sein wie dem Gustav Mayers, die deutschen Verhältnisse 1863–1870 betreffend, wohl aber gibt es dazu eine beträchtliche Literatur. Die Studie Faticas über Neapel gehört dazu, bleibt aber in Wörsdörfers beachtlich ausführlicher Bibliographie seltsamerweise unerwähnt. Dies mag ein individueller Lapsus beim Bibliographieren gewesen

sein, doch bleibt noch die Frage offen, warum niemand unter seinen italienischen Fachkollegen ihn darauf hingewiesen hat.
Die Studie Faticas mag heute noch unbequemer sein als bei ihrem Erscheinen, ihre Existenz schlicht verdrängt werden; wird doch auch vom nach außen wie innen gerichteten italienischen Imperialismus gesprochen und nicht verniedlichend die „Südfrage" als Problem kolonialer Unterdrückung des Mezzogiorno und der Inseln durch den Norden dargestellt, wie es auch Gramsci zu tun beliebte. Das Problem selbst wird von Wörsdörfer gesehen, aber in einem einleitenden Kapitel (S.17) nur allzu knapp skizziert. Wer soviel wissenswert Nützliches über Messina zusammengetragen hat — und damit auch mittelbar über die Entwicklung von Industrie-, Handels-, Agrar- und Finanzkapital im Mezzogiorno — und sich dabei den unbefangenen Blick des Forschers bewahrt hat, wird beim verspäteten Lesen Faticas merken, welch nützlicher Anregungen er hat entraten müssen beim schwierigen Geschäft, scheinbar Einmaliges, Unvergleichbares vergleichbar zu machen, kurz: Komparatistik einzuüben und zu praktizieren.

Christian Riechers

HAUSLEITNER, Mariana: **Die nationale Frage in der rumänischen Arbeiterbewegung vor 1924** (= Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz; Veröffentlichungen der Osteuropa-Abteilung, Bd. 10). — Berlin: Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz 1988. [V], 529 S.

Schien es so, als ob diese Arbeit im Jahr ihres Erscheinens wohl eher die Fachhistoriker angehen würde, so gelangt sie heute, in den Jahren des Scheiterns des real existierenden Sozialismus, in das Interessenspektrum eines breiteren Lesepublikums. Ein Grund für ihre Aktualität ist die Revitalisierung der immer noch offenen nationalen Fragen in Europa und die zunehmende universelle Balkanisierung und „Libanonisierung" seit dem Jahr 1989. Ein weiterer Grund liegt in dem offenkundigen Unvermögen der alten Regime in Südosteuropa, im östlichen Mitteleuropa und in der Sowjetunion, in der nationalen Frage Wege einzuschlagen, die deren rationale Handhabung in einem politisch und gesellschaftlich begründeten Staat mittelfristig ermöglicht hätten. Der Nationalismus wurde nicht überwunden, sondern konserviert. Den Ursprüngen dieser noch heute offenen Probleme geht die Autorin am Beispiel Rumäniens nach.
Die Arbeit gliedert sich in zehn Kapitel. Die ersten drei Kapitel befassen sich mit dem Rahmen, in den diese Arbeit gestellt ist. Einmal geht es um Fragestellung und Methode. Im weiteren wird die besondere Form des Nationalen für Rumänien dargestellt. Im 3. Kapitel werden die verschiedenen theoretischen Standpunkte innerhalb der internationalen sozialistischen Bewegung bis zum Beginn der zwanziger Jahre vorgestellt. Die übrigen Kapitel, bis auf das letzte, in dem zusammengefaßt und ein Ausblick gewagt wird, handeln in chronologischer Folge das Thema ab.
Die historisch gewachsene ethnische Gemengelage auf dem Balkan, die in den ehemaligen Vielvölkerstaaten der Normalfall war, hatte zur Folge, daß den nachmaligen staatlichen Grenzziehungen etwas Willkürliches anhaftete. Da nirgends die ethnischen mit den staatlichen Grenzen übereinstimmten, stand die nationale Frage permanent auf der Tagesordnung. Während die bürgerlichen Kräfte dem Nationalen einen expansiven Drall gaben, existierte auf der Seite der Sozialisten vornehmlich das Konzept der Balkanföderation. Ausgehend von der Tatsache, daß der Balkan einen polyethnischen Charakter hatte, konnte ihrer Ansicht nach nur eine solche Lösung dem Annexionsdrang der Nationalisten und damit Kriegen Einhalt gebieten. Zugleich konnten im Rahmen einer Föderation demokratische Reformen leichter durchgesetzt und durch die Schaffung eines gemeinsamen Marktes bessere Voraussetzungen einer Industrialisierung geschaffen werden. Dadurch erst wären die schwachen Regime der Balkanländer in der Lage gewesen, sich dem Einfluß der Großmächte zu entziehen. Außerdem war die Föderationsidee ein geeignetes Mittel, um die multinational zusammengesetzte Anhängerschaft der Sozialisten in einheitliche Organisationen zu integrieren.
Nach der Machtübernahme der Bolschewiki in Rußland änderte sich für den kommunistischen Flügel der rumänischen Arbeiterbewegung die bis dahin gültige unmittelbare Zielvorgabe, die in der Durchsetzung demokratischer Reformen innerhalb der bürgerlichen Demokratie bestand. Die erfolgreiche Errichtung des Arbeiter- und Bauernstaates in einem rückständigen und von vielen Nationalitäten bewohnten Land wie Rußland gewann von nun an Leitbildfunktion. Der Kampf um die Balkanföderation wurde als Kampf für die sozialistische Revolution verstanden. Die nationalen Minderheiten wurden als natürliche Bündnispartner der Arbeiterklasse deklariert. Das Postulat nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker richtete sich fast ausschließlich an die nationalen und ethnischen Minderheiten Südosteuropas. Gerade sie wurden als potentielle Revolutionssubjekte angesehen, die die relativ unstabile

Lage auf dem Balkan in Bewegung bringen konnten. Man hoffte, daß dort nach einem Ausbruch von revolutionären Unruhen sich diese auf das übrige Europa und auch darüber hinaus ausdehnen würden. Es ging nicht vorrangig um die Lösung der nationalen Frage, wenn von dem Selbstbestimmungsrecht der Minderheiten bis zur Sezession die Rede war. Diese Losung war vielmehr ein „Kampfbegriff" zur Etablierung von Macht, und die nationalen Minderheiten des Balkans, die von der Kommunistischen Internationale umworben wurden, waren ein Hebel zur Machtergreifung — ja, zur Entfesselung der Weltrevolution.

Die Autorin untersucht nicht nur die nationale Frage aus der Sicht der rumänischen Sozialisten der Moldau und der Walachei, also dem Rumänien vor dem Ersten Weltkrieg. Transsilvanien bzw. Siebenbürgen, das Banat, die Bukowina, Bessarabien — die neuen Länder, die erst nach dem Krieg Rumänien angeschlossen wurden, und die dortigen, aus vielen Volksgruppen zusammengesetzten sozialistischen Organisationen, werden ebenfalls berücksichtigt. Da diese wiederum organischer Teil oder im Diskussionszusammenhang mit der österreichisch-ungarischen oder der russischen Sozialdemokratie waren bzw. standen, werden auch die Positionen der jeweiligen sozialistischen Parteien in der nationalen Frage dargestellt. Aber auch dem Stand der Diskussion in der internationalen sozialistischen und später auch in den Anfängen der kommunistischen Bewegung zu dieser Frage wird gebührend Rechnung getragen — soweit sie in einem Zusammenhang mit den Ereignissen in Rumänien standen.

Sehr ertragreich für den Leser ist der geglückte Versuch der Verfasserin, den Bezug zum Nachkriegsrumänien herzustellen. Das gelingt ihr, indem sie die Bewertung der offiziellen Geschichtsschreibung für die Zeit vor 1924 untersucht. Zwei Perioden der rumänischen Historiographie lassen sich eindeutig unterscheiden. Die zweite begann mit der außenpolitischen Neuorientierung Rumäniens ab der Mitte der sechziger Jahre und einer ethnozentrischen Ausrichtung, die zur Diskriminierung der nationalen Minderheiten führte. Dadurch bedingt fand ein Paradigmenwechsel in der Geschichtsschreibung statt. War in der Zeit davor die Gründung der rumänischen KP im Jahre 1921 der Kulminationspunkt der ganzen vorherigen rumänischen Geschichte, so verlagerte er sich seitdem auf die „Vollendung des rumänischen Nationalstaates" mit dem Anschluß Bessarabiens, Transsilvaniens und der Bukowina. An den jeweiligen verordneten Vorgaben mußten sich die geschichtlichen Ereignisse und Verhältnisse messen lassen, mit dem Ergebnis, daß sie entsprechend interpretiert oder — wenn es denn nicht anders ging — einfach ausgelassen wurden. Durch eine umfassende Analyse des zu untersuchenden Gegenstands belegt die Autorin eindrucksvoll, wie Geschichte politisch funktionalisiert wurde. Ihre präsentistische Handhabung erklärt zu einem großen Teil, warum die nationale Frage und die mit ihr zusammenhängenden Probleme offen blieben und zugleich ihre scheinbar wohlgefällige Lösung im Sozialismus nur einen normativen Charakter hatte, hergestellt durch staatliche Reglementierung.

Ein grundsätzliches Problem von Studien, die sich mit südosteuropäischen Themen beschäftigen, ist die Verifizierung des Realwerts der angewandten Terminologie. Zu Recht verweist Mariana Hausleitner auf die Schwierigkeit, Vergleichsmöglichkeiten zu anderen Arbeiterbewegungen zu finden, und führt exemplarisch das Beispiel der tschechischen Arbeiterbewegung an (S.20ff). Der Vergleich scheitert insbesondere daran, daß der Prozeß der Industrialisierung in Böhmen und Mähren vorangeschritten war, während er in Rumänien erst in den fünfziger und sechziger Jahren dieses Jahrhunderts in Gang gesetzt wurde. Aus dieser schlichten Tatsache erwachsen höchst komplizierte Probleme für den Forscher. Was ist „Arbeiter", „Arbeiterklasse", „Arbeiterbewegung" in Ländern mit einer industriellen Marginalexistenz? Welche spezifische Bedeutung haben diese Begriffe, wenn bis nach dem Zweiten Weltkrieg das ‚geborene Proletariat' eine geringfügige Zahl ausmachte, wenn das ‚Pendlerproletariat' und das ‚temporäre Proletariat' die Mehrheit der Arbeiter-„klasse" bildeten und ihre Zusammensetzung von einer ständigen Fluktuation geprägt war? (Eine Ausnahme von dieser Regel bildete auch in Rumänien das jüdische Proletariat, das immer nur Bestandteil der urbanen Bevölkerung war). Es ist die Existenz einer eigentümlichen Arbeiterklasse auf einer ökonomischen und politischen Ebene zu konstatieren, oft genug mehr von ethnisch-religiösen Loyalitäten als von einer suprakonfessionellen Klassensolidarität bestimmt. Schichtenspezifisches soziales und kulturelles Leben, das Traditionen, Milieus, Mentalitäten und auch organisierte Freizeitgestaltung entstehen lassen konnte, ist kaum in Ansätzen zu finden. Und dennoch wird der Begriffsapparat, der im westeuropäischen Kontext in einem anderen, historisch komplexen und vielschichtigen Prozeß entstanden ist, auch für Südosteuropa angewandt; ganz im Geiste der eurozentristischen Terminologie der drei Internationalen. Eine historiographische Tradition auf dem Gebiet der Konstituierung des Proletariats fehlt für und auf dem Balkan. Solche Analysen hätten die Arbeit an Fragen wie die des Nationalen um Manches aussagekräftiger ausfallen lassen können.

Diese Arbeit wurde als Dissertation in Bremen eingereicht. Auch wenn der Autorin die Benutzung der Archive der rumänischen KP verwehrt wurde, gelang es ihr, durch eine breit angelegte Literaturauswertung und durch Archivaufenthalte in Rumänien, Wien, Freiburg und Amsterdam eine fundierte und detaillierte Monographie vorzulegen. An ihr wird man sich in Zukunft orientieren müssen.

Panagiotis Kouparanis

DEGEN, Bernhard: **Abschied vom Klassenkampf. Die partielle Integration der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung zwischen Landesstreik und Weltwirtschaftskrise (1918–1929)** (= Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 161). — Basel und Frankfurt a.M.: Helbing und Lichtenhahn 1991. 333 S.

Degens Arbeit gilt einem zentralen Thema der schweizerischen Sozialgeschichte der Zwischenkriegszeit, der Stellung der Arbeiterbewegung zu Unternehmertum und Staat. Sozialdemokraten und Gewerkschaften vollzogen einen in seiner historischen Tragweite kaum zu überschätzenden Wandel von der Gegenmacht zur Integration und Akzeptanz als Verhandlungspartner. Für die Sozialdemokratische Partei liegt hierzu bereits die Dissertation von Oskar Scheiben [vgl. IWK, Jg.25 (1989), H.2, S.278ff] vor. Degen stand vor einer vergleichsweise anspruchsvollen Aufgabe, war doch eine Vielfalt von Branchenverbänden mit großen Unterschieden an Organisationsgrad, Problemlage und wirtschaftlicher Entwicklung einzubeziehen. Hinzu kam, daß für den ganzen Zeitraum nur höchst mangelhafte Statistiken vorliegen. Von Mangel gekennzeichnet sind auch die Informationen über interne Diskussionen auf der Seite der Arbeitgeber, wofür ihre leider immer noch selektive Offenlegung der Archive verantwortlich ist. Analysiert wird der Wandel in den beiden Bereichen, auf die sich damals die Aktivitäten weitgehend konzentrierten: die Arbeitszeit und die Löhne. Bei der Arbeitszeit begann die Epoche mit einem Erfolg einmaligen Ausmaßes, der Einführung der 48-Stundenwoche, wohl einer Frucht des ,,Revolutionsschrecks" der bürgerlichen Parteien und der Arbeitgeber. Bereits in der Wirtschaftskrise 1921/22 blieben weitere Erfolge aus, ja die Gewerkschaften gerieten vor allem an der Lohnfront unter einen Druck, dem sie sehr wenig entgegenzusetzen hatten. Wegen der drohenden Arbeitslosigkeit und der veränderten politischen Lage in Europa war der Kampfgeist der Basis weitgehend verloren gegangen. Die Tatenlosigkeit und die Richtungskämpfe SP/KP ließen die Mitgliederzahlen und die Autorität den Unternehmern gegenüber dahinschwinden. Den Abbau der Nominallöhne, der von Degen minutiös und differenziert nach Branchen, nach Binnen- und Exportwirtschaft, nach Industrie und Gewerbe untersucht wird, hatten die Arbeitnehmer weitgehend hinzunehmen.

Bei der Arbeitszeit erzielte die Arbeiterbewegung auf der politischen Ebene mit dem Referendumssieg gegen die sogen. Lex Schulthess, welche die 54-Stundenwoche wieder einführen wollte, einen eindrücklichen Erfolg. Im Arbeitsalltag jedoch blieb dieser Sieg wirkungslos, denn die Behörden ließen sich nicht davon beeindrucken und erteilten die Ausnahmebewilligungen großzügiger denn je. Ende der zwanziger Jahre war der Achtstundentag für annähernd die Hälfte der Fabrikarbeiter faktisch aufgehoben.

Der formelle Abschied vom Klassenkampf erfolgte 1927 am Kongreß des Gewerkschaftsbundes im gutbürgerlichen Kursaal Interlaken. Die diskussionslos gebilligte Statutenrevision eliminierte den ,,proletarischen Klassenkampf" als Mittel, die ,,Vergesellschaftung der Produktionsmittel" und die ,,Beseitigung der Klassenherrschaft" als Ziele. Es dauerte jedoch noch bis zum Zweiten Weltkrieg, bis dieser Wandel von Staat und Arbeitgebern mit Integration und voller Akzeptanz als Verhandlungspartner honoriert wurde.

Karl Lang

VORHOLT, Udo: **Die Sowjetunion im Urteil des sozialdemokratischen Exils 1933 bis 1945. Eine Studie des Exilparteivorstandes der SPD, des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes, der Sozialistischen Arbeiterpartei und der Gruppe Neu Beginnen** (= Europäische Hochschulschriften, Reihe XXXI, Bd. 174). — Frankfurt a.M., Bern, New York und Paris: Peter Lang 1991. 332 S.

In der korrekten Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek lautet der Untertitel: ,,Eine Studie über den Exilparteivorstand der SPD, den Internationalen Sozialistischen Kampfbund, die Sozialistische Arbeiterpartei und die Gruppe Neu Beginnen". — Die Hälfte des Raumes widmet der Verf. der Organisationsgeschichte und der generellen Exilproblematik, der engere Untersuchungsgegenstand wird im 3., 6. und

7. Kapitel behandelt. Nach einer Einführung in die Perzeption der Sowjetunion vor 1933, wird im 6. Kapitel zunächst getrennt die Wahrnehmung der sowjetischen Innen- und Außenpolitik in den einzelnen Organisationen vorgestellt, es folgt die Darstellung der Bewertung der sowjetischen Politik im Krieg. Daran schließt ein zusammenfassendes Resümee an. Während die Sopade im wesentlichen ihr Totalitarismus-Konzept aus der Zeit vor 1933 weitertransportierte, war die Wahrnehmuung in den kleineren Organisationseinheiten aus strategischen Erwägungen und taktischer Rücksichtnahme differenzierter, sie reagierten auf die Entwicklung in der Sowjetunion mit internen Diskussionen und Kontroversen. Der Hitler-Stalin-Pakt von 1939 stellte in allen Teilen einen Kristallisationspunkt dar, selbst einige Modifizierungen nach dem deutschen Einfall in die Sowjetunion revidierten nicht mehr die substantielle Identifizierung des Sowjetstaates mit einem totalitären System. In der Zusammenfassung kommt der Autor zu dem Ergebnis, daß mit dieser Annäherung der Kleingruppen an die Perzeptionsweise der Sozialdemokratie und mit der Übernahme von deren alter außenpolitischer Pragmatik (normale zwischenstaatliche Beziehungen zur Sowjetunion) gleichzeitig auch die Begründung der Sonderexistenz der Kleinorganisationen wegfiel.

Durch sein vorwiegend deskriptives Vorgehen verschenkte der Verf. einiges. Weniger die — ohnehin mit besonderen Gefahren verbundene[1] — Wiedergabe des organisationsgeschichtlichen Forschungsstandes, sondern vielmehr die theoretischen und ideologischen Grundlagen und Voraussetzungen der Wahrnehmung der Sowjetunion wären geeignet gewesen, die internen Funktionszusammenhänge prägnanter herauszuarbeiten. Hierbei wäre auch deutlicher geworden, daß in allen Kleinorganisationen nicht nur eine Perzeption überhaupt stattfand (anders als im KPD-Umfeld beispielsweise), sondern sie auch durchaus politisch konstruktive und innovative Ergebnisse zeitigte. In diesem Kontext seien nur knapp Schlagworte wie ,,Westorientierung" oder (veraltet) ,,innenpolitischer Funktionszusammenhang des Antikommunismus" genannt, aber auch die späteren ,,aktivistischen" außenpolitischen Konzepte, die sich nicht mehr auf eine ,,Abwehr" konzentrierten, sondern in Verbindung mit der politischen Modernisierung des Westens auf eine stufenweise Nivellierung und Demokratisierung des sowjetischen Systems abzielten. Denn spätere außenpolitische Konzepte, wie die ,,Magnettheorie" Ernst Reuters bis hin zu dem meistens monokausal und daher falsch vorgestellten ,,Wandel durch Annäherung", sind in den Papieren der Kleinorganisationen schon seit der Mitte der dreißiger Jahre greifbar. Allerdings sind persönliche Interessen und Liebhabereien keine allgemeinen Qualitätskriterien. Vorholt dokumentiert Diskussionsverlauf, Schwankungen usw. recht breit, ordnet und gewichtet plausibel ihre Grundstruktur, so daß seine Arbeit gewiß auch als ,,Hilfsmittel" gern zur Hand genommen wird.

Etwas störend mag insgesamt der ,,Computer-Slang" sein, mehr Mäßigung bei Abkürzungen wäre wohl auch sinnvoll gewesen. Zwar wurde die ,,Sozialistische Aktion" nicht mit ,,SA" abgekürzt, aber immerhin mit ,,SoAk", die Sowjetunion beispielsweise heißt durchgehend ,,SU", was ,,nicht üblich ist". Gewisse Flapsigkeiten kommen hinzu, so beispielsweise ein ,,russischer Überfall auf die SU" auf S.231, was als ,,sowjetischer Überfall auf Finnland" zu lesen ist.

Jan Foitzik

1 So bezeichnet Vorholt auf S.165 Karl Völker als den Leiter der Amsterdamer Gruppe der SAPD. Dies übernahm er wahrscheinlich unkontrolliert aus meiner Arbeit (vgl. Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, Bonn 1986), in der allerdings auf S.120 nur der Deckname des Gruppenleiters ,,Jan" mit Karl Völker falsch aufgelöst worden war: Der Deckname ,,Jan" stand jedoch in Wirklichkeit für Heinrich Müller.

BRÜNING, Elfriede: **Lästige Zeugen? Tonbandgespräche mit Opfern der Stalinzeit.** — Halle und Leipzig: Mitteldeutscher Verlag 1990. 158 S.

In den Fängen des NKWD. Deutsche Opfer des stalinistischen Terrors in der UdSSR. Hrsg. vom Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung. — Berlin: Dietz Verlag 1991. 392 S., 15 Faks.

SCHAFRANEK, Hans: **Zwischen NKWD und Gestapo. Die Auslieferung deutscher und österreichischer Antifaschisten aus der Sowjetunion an Nazideutschland 1937–1941.** — Frankfurt a.M.: ISP-Verlag 1990. 220 S.

,,‚Weiße Flecken' in der Geschichte — Die KPD-Opfer der Stalinschen Säuberungen und ihre Rehabilitierung" heißt eine Veröffentlichung von Hermann Weber (2. Aufl., Frankfurt a.M. 1990) — eine Materialsammlung mit Kurzbiographien von weit mehr als 300 in der UdSSR verfolgten deutschen kommunistischen Emigranten (samt einer Reihe von Familienangehörigen) und verhafteten Funktionären, die schon nach dem Erscheinen der 1. Auflage (1989) breite Beachtung in der Öffentlichkeit fand: War doch

hier das erste Mal auf breiter Basis versucht worden, Licht in das Dunkel dieser Vorgänge zu bringen. Inzwischen sind von ganz verschiedenen Seiten weitere Veröffentlichungen gefolgt — ,,weiße Flecken" existieren noch genug, doch ist ein vielversprechender Anfang gemacht.
So zum Beispiel von den Mitarbeitern des Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung in Ost-Berlin. Im Zuge der Stalinschen Säuberungen, leiten sie ihre Publikation ,,In den Fängen des NKWD" ein, habe es nach jüngsten sowjetischen Darstellungen etwa vier Millionen Urteile und 770 000 Hinrichtungen gegeben — betroffen gewesen seien eben auch viele Deutsche (in der Mehrzahl Kommunisten), die sich in den 30er Jahren in der UdSSR aufhielten: ,,Als Fachkräfte an den Projekten der Fünfjahrpläne beteiligt, als Mitarbeiter der Kommunistischen Internationale oder vor dem Faschismus auf der Flucht in die Sowjetunion gekommen, gerieten sie in den Teufelskreis von Machtwahn, Mißtrauen und Massenrepressalien der Stalinschen Inquisition. Unter der widersinnigen Beschuldigung, Konterrevolutionäre, Feinde der Sowjetunion, faschistische Spione zu sein, wurden Tausende verhaftet. Ihr Los: langjährige Gefängnis- und Lagerhaft, Verbannung, Tod durch Erschießen. Nicht wenige wurden nach Deutschland ausgeliefert." Diese Vorgänge seien bislang ein Tabu-Thema der Politik und der Geschichtsschreibung in der DDR gewesen: ,,Anliegen der Autoren der vorliegenden Publikation, die ihr Teil Verantwortung dafür übernehmen, ist es, zur Überwindung des Stalinismus, zur Aufhellung der historischen Wahrheit über dieses unbewältigte Kapitel der Geschichte, zur vollständigen Rehabilitierung aller Opfer des stalinistischen Terrors beizutragen." Vollmundige Worte mit einem Schuß masochistischer Wiedergutmachungs-Euphorie — dennoch eine wichtige Veröffentlichung. Aufgenommen ist das Schicksal von 1.136 Verfolgten in Kurzbiographien. Die Quellen sind Kaderlisten (Listen über Parteiausschlüsse durch das NKWD), Listen aus der Sowjetunion (vermutlich vom KGB oder vom Obersten Gericht zusammengestellt), Archivquellen (u.a. Materialien der Zentralen Parteikontrollkommission der SED/ZPKK), Erinnerungen und mündliche Informationen, Hermann Webers Publikation sowie andere Literatur und Presseveröffentlichungen. Im Anhang finden sich zeitgenössische Dokumente. Das Autorenkollektiv ist sich bewußt, wie vorläufig eine solche erste Darstellung nur sein kann — es hofft auf eine Art Schneeballeffekt durch weitere Informationen aus Leserkreisen und durch Erkenntnisse infolge der zu erwartenden Öffnung der Archive in der einstigen UdSSR.
Was in der obigen Veröffentlichung — trotz der schrecklichen Vorgänge — recht nüchtern dargestellt ist, wird in ,,Lästige Zeugen?" von Elfriede Brüning mit Leben gefüllt und offenbart den tatsächlichen Horror der Verfolgung in der UdSSR. Es handelt sich hier um Tonband-Protokolle mit Rückkehrern aus der Sowjetunion, den sogen. ,,Zivilinternierten", die als ,,lästige Zeugen" jahrzehntelang über ihre Erlebnisse geschwiegen hatten (einige von ihnen findet man auch bei ,,In den Fängen des NKWD" wieder). So erzählt zum Beispiel Anni Sauer über ihre Lagerzeit in der ,,Hungersteppe" in Sibirien: ,,Und dann mußten wir vor allem einen Brunnen graben! Das Graben in der Steppe, wo es niemals regnet, ist eine schwere Arbeit, weil die Erde knochenhart und trocken ist [. . .] wir mußten bis zu dreißig Meter graben, bis endlich Wasser kam [. . .]. Man mußte sich also bewegen, ob man wollte oder nicht, sonst wäre man erfroren. Viele sind dennoch in der ersten Zeit gestorben, sind erfroren oder langsam verhungert. An Hunger starben alle, die die Norm nicht erfüllten, und die daher nur die kleinsten Rationen bekamen [. . .]. Mit den Toten machten wir nicht viel her. Im Winter wurden sie in eine Baracke gebracht und übereinander geschichtet, wo sie rasch zu Gerippen gefroren. Waren genügend Skelette beisammen, so wurden sie auf Schlitten geladen und, wie so Stücke Holz, in eine Grube gekippt, die wir schon im Sommer zwei Meter tief hatten graben müssen. Wenn die Grube voll war, kamen nachts die Wölfe und Schakale und holten die Gerippe, an denen noch etwas Fleisch war, wieder heraus [. . .]. War die Grube voll, so schippten wir sie zu und hoben eine neue Grube aus. Zum Graben hatten wir nur Schaufeln — oder sogar nur die Hände." Ein bewegendes Beispiel von *oral history* ist diese Sammlung: Zeugnisse aus erster Hand, die einen tiefen Einblick geben in das, was es hieß, in der Sowjetunion verfolgt zu sein, harte Lagerarbeit und Verbannung durchzustehen (oder auch daran zugrunde zu gehen). Antikommunisten sind diese Stalin-Opfer dennoch nicht geworden — und (wie die Herausgeberin vermerkt): ,,Ihre Liebe gehört nach wie vor der Sowjetunion, also den sowjetischen Menschen, denen sie oft sogar ihr Überleben verdanken."
Eines speziellen ,,weißen Flecks" nimmt sich Hans Schafranek an: der Auslieferung deutscher und österreichischer Antifaschisten (vor allem Kommunisten) aus der Sowjetunion an Nazi-Deutschland in den Jahren 1937 bis 1941. Die Idee zu dem Buch entstand auf einem Symposium, das der österreichische Historiker 1989 in Wien mitorganisiert hatte. Quellen sind Funde in Archiven, vor allem im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn (Schafranek weist übrigens der Arbeit Hermann Webers eine ganze Reihe von Fehlern nach, was er darauf zurückführt, daß Weber offensichtlich die BRD-Archive mit ihrer ,,ausgezeichneten Quellenlage" kaum benutzt habe). Was bislang kaum beachtet wurde und

was Schafranek mit einer Fülle von Daten belegt, ist, daß sich die Ausweisungen durch die Sowjetunion nicht auf die Periode des Hitler-Stalin-Paktes (1939–1941) beschränkten, sondern bereits ab 1937 gängige Praxis waren — und dies bei überzeugten Antifaschisten, die zum Teil sogar überzeugte Stalinisten waren. Die Veröffentlichung enthält neben einer breiten und sehr gut belegten Darstellung der Vorgänge und ihrer Hintergründe 305 Kurzbiographien von deutschen und österreichischen Opfern der stalinistischen Auslieferungspolitik sowie einen Anhang mit Dokumenten, darunter auch zu den Angriffen von orthodoxer kommunistischer Seite auf Margarete Buber-Neumann, deren Erinnerungen „Als Gefangene bei Stalin und Hitler" (1949) das erste vielbeachtete Zeugnis der Verfolgung unter Stalin waren.

Helmar Klier

Real Wages in the 19th and 20th Century Europe. Historical and Comparative Perspectives. Ed. by Peter SCHOLLIERS. — New York, Oxford and Munich: Berg 1989. XII, 255 S.

Dieser Band enthält die Referate und Kommentare eines in Brüssel im März 1988 abgehaltenen internationalen Symposions. Neben einer Einleitung des Herausgebers und einer kurzen Schlußbemerkung sind sieben Referate, mit jeweils (mit Ausnahme des letzten Referats) zwei Kommentaren wiedergegeben. Als positiv muß gewertet werden, daß fast alle von ihnen entweder mit klaren Thesen oder originellen Datensammlungen aufwarten: Allerdings sind sie nicht alle gleichermaßen plausibel.

Es herrscht weitgehende Übereinstimmung über die zweifelhafte Aussagekraft langer Reihen von Löhnen und Preisen. Die Liste der Probleme ist lang und wohlbekannt: Bei Löhnen haben wir die Abweichung des Einzellohns gegenüber Familieneinkünften, wir haben Nebenverdienste, Naturaleinkommen, unregelmäßige Arbeitsperioden, unterschiedliche Geldlöhne verschiedener Gruppen und Regionen, die Bezahlung unter oder über den vereinbarten Tarifsätzen, Stücklöhne u.a.m. Ebenso sind die Preisreihen, die sich heute noch rekonstruieren lassen, häufig weder repräsentativ noch über längere Perioden hinweg realistisch. Selbst die Ausweichmöglichkeiten, wie etwa erhalten gebliebene Haushaltsrechnungen oder landesweite Konsumstatistiken, helfen nicht viel weiter.

Sind die Reallohnserien einzelner Länder suspekt, so müssen internationale Vergleiche vollends als äußerst zweifelhaft betrachtet werden. Zwei Beiträge, von Bairoch und Zamagni, haben einen internationalen Rahmen. Bairoch kommt zu dem verblüffenden Ergebnis, daß der Tageslohn eines ungelernten städtischen Arbeiters in allen ihm zur Verfügung stehenden Länderstatistiken einen konstanten Wert im Verhältnis zum Nationaleinkommen pro Kopf aufweist. Leider gibt es dafür bisher keine Erklärung. Nach Meinung der beiden Kommentatoren, Ebeling und Wall, kann dieses Ergebnis (trotz der hohen Wahrscheinlichkeitsquote) Zufall sein oder von der Wahl des Arbeitertyps und der Definition des „Tagelohns" abhängen. Zamagni legt eine mit großem Arbeitsaufwand konstruierte komparative Studie der Reallöhne von sechs Industriestaaten 1890–1913 vor, die etwa den Erwartungen entsprechen. Demgemäß lagen deutsche Löhne vor dem Ersten Weltkrieg um etwa ein Drittel oder ein Viertel unter den britischen und die deutsche Industrieproduktivität bei 81–90% der englischen. Daunton und Leboutte schlagen in ihren Kommentaren Erweiterungen der einbezogenen Datenbasis vor.

Zwei Aufsätze befassen sich mit England. Schwarz bezweifelt den Wert aller Geldlohnrechnungen in der Zeit vor der Industrialisierung und wird darin von Eeckhout bestätigt; Daelmans dagegen führt ein Beispiel von Geldlohn auf einem brabantischen Bauernhof Ende des 18. Jahrhunderts an. Der Essay von Crafts faßt den letzten Stand der Literatur zur Lebensstandard-Kontroverse in der britischen industriellen Revolution zusammen, die immer wieder durch neu zusammengestellte Zahlenreihen ergänzt wird. Crafts übt heftige Kritik an Williamson, gehört aber selbst zu den gemäßigten „Optimisten". Morsa und Lucassen betonen in ihren Kommentaren die sozialen Aspekte des Arbeiterlebens. Neuere Daten geben van der Veen und van Zanden die Möglichkeit, den steilen Anstieg holländischer Reallöhne in der Periode 1870–1970 zu betonen, während der belgische Beitrag, von Schroeven und Solar, sich mit der Zusammensetzung der Preisstatistiken der Zwischenkriegsjahre befaßt.

Völlig aus der Reihe fällt der klägliche Beitrag zur Lohntheorie von Ernest Mandel. Am Anfang war das Marx-Dogma: Löhne hängen von den Reproduktionskosten der Arbeitskraft (also etwa dem Familiensubsistenzminimum) ab und kommen wegen des Einflusses der Reservearmee darüber nicht hinaus. Da dies aber weder mit der Erfahrung der letzten 140 Jahre noch mit den anderen Beiträgen dieses Bandes vereinbar ist, kommt die völlig widersprüchliche Ergänzung hinzu, daß die Bestimmung der Löhne durch Angebot und Nachfrage, modifiziert durch das Kräfteverhältnis von Arbeit und Kapital, erfolgt. Diese Binsenweisheit ist wohl der Gipfel der gegenwärtigen marxistischen Theorie. Cassiers

hat wenig Mühe, damit fertig zu werden, während Vuchelen den ausländischen Einfluß auf das Lohnniveau im modernen Europa betont.
Insgesamt scheint die negative Haltung zu den bestehenden Reallohnreihen ein wenig übertrieben. Selbst wenn Naturaleinkünfte vorliegen und Familienlöhne den Einzellohn um 10% oder sogar 20% überragen, so zeigen doch die bitteren Kämpfe um Löhne und das lebhafte Interesse der Zeitgenossen an Lohnfragen, daß Tariflöhne seit dem Frühkapitalismus eine bedeutende Rolle gespielt haben müssen.

Der Wert dieses Bandes liegt weniger im Theoriebereich, trotz der interessanten Ausführungen von Vera Zamagni, als in der Fülle der Daten zur Entwicklung von Löhnen und Preisen. Der im Schlußwort ausgesprochenen Hoffnung, daß unser Wissen durch weitere Arbeiten über Löhne und Preise auf regionaler Ebene und nach Einkommenszweigen gegliedert in Zukunft erweitert werden möge, kann mit gutem Gewissen zugestimmt werden.

Sidney Pollard

Revolutionäres Potential in Europa am Ende des Ersten Weltkrieges. Die Rolle von Strukturen, Konjunkturen und Massenbewegungen. Hrsg. von Helmut KONRAD und Karin M. SCHMIDLECHNER (= Böhlaus zeitgeschichtliche Bibliothek, Bd. 16). — Wien und Köln: Böhlau 1991. 174 S.

Zehn der 38 Beiträge, die auf der Grazer Tagung zum Titel-Thema vom 6.–8. Juni 1989 vorgetragen wurden, enthält dieser Band. Friedrich-Ebert-Stiftung/BRD, Maison des sciences de l'homme/Frankreich, Ludwig-Boltzmann-Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung/Österreich und Fondazione Feltrinelli/Italien veranstalteten die Konferenz, um einen neuerlichen Dialog sowohl über neue Detailstudien als auch über ,,die großen Interpretationen" zu diesem Zeitabschnitt, also das Ende des Ersten Weltkrieges und ,,die damit einhergehenden revolutionären Umwälzungen bzw. gescheiterten Revolutionen", zu führen, wie Helmut Konrad einleitend bemerkt. Es wird die Hoffnung formuliert, daß die hier publizierten Aufsätze ,,einerseits den historischen Forschungen zur Umgestaltung in Mitteleuropa neue Impulse geben können und daß andererseits die Vielschichtigkeit und Ambivalenz revolutionärer Umgestaltungsprozesse durch diesen Band deutlich gemacht werden können" (S.8). Allerdings sind zunächst lediglich die Artikel zum deutschen Sprachraum vorgelegt; sie unterscheiden sich deutlich in Umfang und Aussagekraft. Es besteht die Absicht, einen englischsprachigen Gesamtband mit allen wichtigen Resultaten der Gesamtkonferenz nachfolgen zu lassen, über dessen Inhalt man doch jetzt schon etwas mehr hätte erfahren wollen. Der Aufbau des Bandes folgt dem Konzept dem nach Sektionen geordneten Verlauf der Konferenz und widerspiegelt deren offenbar breitgefächertes Anliegen.
Klaus Tenfelde gibt mit einem knappen Forschungsüberblick: Massenbewegungen und Revolution in Deutschland 1917–1923 (S.9–15) einen Einblick in die Situation. Er schlägt aus sozialgeschichtlicher Sicht zusammenfassend vor, ,,die Deutsche Revolution 1918/19 mehr und mehr als einen Strukturkonflikt zu interpretieren, der sich insgesamt einreiht in eine Reihe von sehr tiefgreifenden Anpassungsvorgängen, mit denen sich, gewissermaßen, die deutsche Geschichte dem Grundmuster der westlichen Industriedemokratien anpaßte" (S.15). Karin Maria Schmidlechner skizziert mit ihrem Beitrag die Situation in Österreich (S.17–26) und kommt zu einer, allerdings groben Systematisierung des Verlaufs der Revolution im Alpenland.
In einer zweiten Sektion wurden Vergleiche der ,,revolutionären Städte" angestellt. Detlef Lehnert schildert unter der Überschrift ,,Die Revolution als Lohnbewegung? Arbeitskämpfe und Massenaktivierung im Handlungsfeld von Parteien, Gewerkschaften und sozialen Bewegungen in Berlin 1918/19" (S.27–61). Ausgehend von der Feststellung über den ,,geradewegs monopolistische[n] Charakter der USPD als Vertreterin der Berliner Arbeiterschaft", bevorzugt Lehnert für seine Untersuchungen das Zentralorgan dieser Partei ,,Die Freiheit" und kommt so zu durchaus bemerkenswerten Resultaten, die das von ihm beklagte Defizit in der ,,spezifischen Analyse der Revolutionsdynamik im kommunalen Wirkungsfeld Berlin" (S.27) abbauen helfen. Ertragreich sind die Abschnitte über Probleme branchendifferenzierter Lohnkämpfe der Arbeiterschaft (S.47f.) wie auch über Forderungen der Angestellten (S.40f.) sowie im bürgerlichen Lager (S.54). Hier wäre die Nutzung der vorliegenden Literatur (z.B. Sigurd-Herbert Schmidts Dissertation[1] über die Berliner Bürgerräte, 1984) nötig und nützlich gewesen.

1 Sigurd-Herbert Schmidt, Bürgerräte in Groß-Berlin, 1918–1919. Eine Organisation der Bourgeoisie im Kampf gegen Arbeiter- und Soldatenräte, 2 Bde, Diss. (A), Humboldt-Universität zu Berlin/DDR 1984. Standort: Bibl. des AdsD (FES).

Auch die auf S.38 gegebenen Daten über Fraktionsstärken u.a. in der Räteversammlung wären anhand meiner Publikation[2] über den Berliner Vollzugsrat (1978) verständlicher einzuordnen gewesen. Von kurzen generalisierenden Bemerkungen über die tatsächlichen Einkommensverhältnisse, den Reallohn (S.50/51) abgesehen, bleiben die Feststellungen über Lohnniveau, Kämpfe, Erfolge und Niederlagen skizzenhaft, ohne zusammenfassende Gesamtsicht.

Einen ganz anderen Aspekt behandelt Martin H. Geyer in seiner Untersuchung: ,,Formen der Radikalisierung in der Münchener Revolution 1918/19" (S.63–87). Orientiert an der relativ umfangreichen Literatur (jetzt wäre die Arbeit von Michael Seligmann[3], Aufstand der Räte, 1989 nachzutragen), wird dem ,,eigentümlichen Verlauf der Münchener Revolution" überblickend bis zu den Maitagen 1919 nachgegangen, wobei ursächliche Erklärungen doch knapp bleiben müssen. Mit dem Referat über ,,Die Arbeiter von Wien in der revolutionären Periode 1917 bis 1919" (S.89–99) wendet sich Hans Hautmann dem Wirken der Massen zu, einem Feld, dessen ,,Beackerung noch reiche Ernteergebnisse zu liefern verspricht" (S.89). Er liefert dafür z.B. mit seinen Ausführungen über die Frauen und Jugendlichen im revolutionären Prozeß gute Belege. Jedoch kommt es bei diesen drei Beiträgen nur zu wenigen Bezügen und direkten Vergleichen, sie sind eigentlich nicht durch gemeinsame Fragestellungen verknüpft.

Diese Bemerkung gilt auch für nachfolgende Beiträge, deren Autoren in der dritten Sektion den Vergleich revolutionärer Entwicklungen in einzelnen industriellen Branchen versuchten. Eberhard Wächtlers ,,Gedanken zur historischen Genese der sächsischen Bergarbeiter als revolutionäres Potential bis zur Zeit des Ersten Weltkrieges und der Novemberrevolution" (S.101–110) beinhalten zum Thema der Konferenz wenig und sind mit der konkreten Studie von Karl Stocker ,,Trotz völliger Lockerung der Manneszucht" (S.111–127) nicht kompatibel. Stocker untersucht die sozialen Konflikte in der Österreichisch-Alpinen Montangesellschaft 1917–1919, dem bedeutendsten Montanunternehmen der Monarchie, dessen Arbeiterschaft vielfach ,,die Avantgarde der organisierten Arbeiterklasse" Österreichs war (S.111).

Aus der vierten Sektion, in der es ,,um die Rolle des Staates und um Strategien der Beruhigung" (S.8) ging, wird die Studie von Johannes Bähr: ,,Die Kontinuität eines Provisoriums. Staatliche Schlichtung und wirtschaftliche Demobilmachung in der Anfangsphase der Weimarer Republik" (S.129–148) publiziert. Dargestellt sind Entwicklungsetappen: von den Schlichtungsausschüssen des Hilfsdienstgesetzes (1916), dessen Zwangsbestimmungen das Demobilmachungsamt Ende 1918 übernahm, bis zur Zwangsschlichtung vom Januar 1919, die zu einem Grundelement der neuen Arbeits- und Sozialordnung der Weimarer Republik wurde (,,eine Vorbelastung für die neue Demokratie", ,,ein ausgesprochen obrigkeitsstaatliches Element", S.148).

Auf wenigen Seiten faßt Wolfram Wette seine besonders in der Noske-Biographie[4] publizierten Forschungsergebnisse unter dem Titel ,,Die Bedeutung des Militärs in der deutschen Revolution von 1918/19" zusammen. Den Abschluß bildet der Beitrag von Elisabeth Dietrich: ,,Feindbilder und Ausgrenzung als Fermente der politischen Radikalisierung in Tirol zwischen 1918 und 1923" (S.155–171), zugleich ein Einblick in die fünfte Sektion, die sich mit konservativen Gegenkräften, bürgerlichen Parteien und der Rolle des Militärs in der Revolution befaßte. Mit der Untersuchung über die spezifische Lage in Tirol gibt die Autorin der These Helmut Konrads Nachdruck, daß ,,die starke sozialwissenschaftliche Ausrichtung der Zeitgeschichtsforschung mit der damit zwangsläufig verbundenen Regionalisierung eine Fülle neuer Teilresultate gebracht hat" (S.7). — Der angekündigten umfassenden Publikation der Konferenzergebnisse kann man interessiert entgegensehen.

Ingo Materna

2 Ingo Materna, Der Vollzugsrat der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte 1918/19, Berlin 1978. Besprechung in: IWK, Jg.16 (1980), H.2, S.293f.

3 Michael Seligmann, Aufstand der Räte. Die erste bayerische Räterepublik vom 7. April 1919, 2 Bde, Grafenau-Döffingen 1989. Besprechung in: IWK, Jg.26 (1990), H.2, S.278f.

4 Wolfram Wette, Gustav Noske. Eine politische Biographie. Hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Düsseldorf 1987. Besprechung in: IWK Jg.27 (1991), H.1, S.92f.

Hitlerflüchtlinge im Norden. Asyl und politisches Exil 1933–1945. Hrsg. von Hans Uwe PETERSEN. Red.: Klaus-J. LORENZEN-SCHMIDT (= Veröffentlichung des Beirats für Geschichte der Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein, Bd. 7). — Kiel: Neuer Malik Verlag 1991. 373 S.

Der vorliegende Sammelband dokumentiert die Vorträge der internationalen Konferenz ,,Hitlerflüchtlinge im Norden. Asyl und politisches Exil 1933–1945", die vom 3. bis 5. Oktober 1989 in Kopenhagen stattfand. Ziel des Symposiums sollte nicht nur die Darstellung des momentanen Forschungsstands und das Aufzeigen von Desideraten sein, sondern auch die Initiierung eines neuen Forschungsschwerpunktes, der die bisherigen nationalen Grenzen der einzelnen Studien überwindet und zu einer vergleichenden, gesamtskandinavischen Betrachtungsweise gelangt.

Das skandinavische Exil umfaßte 1939/40 mit etwa 6000 Flüchtlingen nur 1% aller Hitlerflüchtlinge (Norwegen: 840, Schweden: 3200, Dänemark: 1820, Finnland: 200). — 1934 hielten sich in Norwegen 40, in Schweden 200 und in Dänemark 750 Exilanten auf, 1938 stieg die Zahl auf ca. 2600 Personen. Im Vergleich zu anderen Asylländern war jedoch die Zahl der politisch organisierten und aktiven Flüchtlinge mit einem Anteil von 30 bis 50% in den nordischen Ländern wesentlich höher.

Der Sammelband versucht in drei Themenblöcken die Forschungsergebnisse des skandinavischen Exils darzustellen: 1.) Asyl und Leben in den Ländern Nordeuropas, 2.) Politisches Exil und 3.) Quellen und Archive zur Erforschung der Hitlerflüchtlinge im Norden.

Im ersten Teil werden die politischen, sozialen und rechtlichen Rahmenbedingungen der Exilanten in Länderberichten zusammengefaßt. Hans Uwe Petersen verweist auf die restriktive Flüchtlingspolitik Dänemarks gegenüber Asylsuchenden, die Lage der bereits sich im Land aufhaltenden Exilanten wurde dagegen durch sozialpolitische Maßnahmen (Arbeitserlaubnis) verbessert. Von den 1550 Flüchtlingen im Jahr 1940 gehörten zwei Drittel zur jüdischen Emigration, 12% konnten dem sozialdemokratischen und 10% dem kommunistischen Exil zugerechnet werden. Nach der Besetzung durch Hitlerdeutschland opferte Dänemark ,,das Asylrecht auf dem Altar der Politik der Kollaboration". Beispiel dafür waren nicht nur die Internierungslager und die Abgabe der eigenen Flüchtlingskartei an die Gestapo im Februar 1941, sondern leider auch die Auslieferung von Exilanten an die Gestapo. Helmut Müssener skizziert die Flüchtlingspolitik Schwedens als ,,Aufnahmeland ohne Aufnahmemöglichkeiten", da die Mehrheit der Bevölkerung sich für eine restriktive Asylpolitik aussprach. Ein Beispiel dafür stellte die Einführung des ,,J"-Stempels für jüdische Bürger in Deutschland dar, der ein Ergebnis schwedisch-schweizerisch-deutscher diplomatischer Verhandlungen war. Schweden errichtete aber auch im Mai 1939 eine staatliche Behörde für die soziale und materielle Betreuung der Flüchtlinge, trotzdem wurden ca. 200 meist linke Exilanten interniert. Mit Kriegsverlauf lockerte Schweden seine Flüchtlingspolitik, seit 1943 gewährte der Staat volle Rede- und Pressefreiheit, dies kam insbesondere den 30% politischen Flüchtlingen (von etwa 5000 insgesamt) zu Gute. Hannes Saarinen versieht seinen Beitrag über Finnland als Flüchtlingsland mit einem Fragezeichen. Denn zwischen 1933 und 1945 hatte es nie mehr als 200 Flüchtlinge, die für eine längere Zeit blieben, gegeben. Finnland war ein Durchgangsland, kein Exilland. Auch Bertolt Brecht, der für ein Jahr in Finnland Zuflucht suchte, sah es als das letzte Schlupfloch in Europa an auf seinem Weg über die Sowjetunion in die USA. Birgit S. Nielsen weist in ihrem Beitrag auf Frauen im dänischen Exil hin. Neben anderen schildert sie die Pädagogin Minna Specht, die eine Schule des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes im Exil fortführte.

Der zweite Teil skizziert das politische Exil im Norden. Hervorgehoben werden sollen die Beiträge von Ralf Deppe und Einhart Lorenz, neben Berichten über das kommunistische Exil, die Sudetenflüchtlinge, die skandinavische Sozialdemokratie u.a. Deppe schildert die Einrichtung und Arbeit eines Grenzsekretariates der Sopade, den Aufbau eines Kuriernetzes nach Deutschland hinein und gibt einige Interviews mit ehemaligen Kurieren wieder. Lorenz arbeitet die besondere Stellung der Osloer Gruppe der Sozialistischen Arbeiterpartei heraus, die er als die erfolgreichste Exilgruppe der SAP ansieht. Zwar hatte sie nur einen kleinen Kern (1933: 3; 1938: 15 Mitglieder), darunter Willy Brandt, sie war jedoch der Koordinationspunkt der Jugendarbeit der SAP und hatte einigen Einfluß in der norwegischen Arbeiterpartei. Norwegen stellte überhaupt ein Zentrum des linkssozialistischen Exils dar. Neben der SAP waren noch Neu Beginnen, die revolutionären Sozialisten, die KPO und — als stärkste Gruppe — die KPD vertreten.

Der dritte Teil des Sammelbandes bringt einen Überblick über Quellen und Archive des nordischen Exils. Erster Ansprechpartner für Forscher sollte das Münchener Institut für Zeitgeschichte sein. Werner Röder verweist auf den Generalkatalog von 37 000 Karteikarten mit 10 000 Regesten, die Kartei des autobiographischen Emigrantenschriftums (50 000 Eintragungen), die Datensammlungen im Zusammenhang mit dem Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration (20 000 Personen)

und einzelne Bestände und Nachlässe zum skandinavischen Exil. Einen schnellen Zugang zu den Quellen und Archiven in Skandinavien selbst erschließt sich aus den Beiträgen von Lorenz (Norwegen), Gerd Callesen und Petersen (Dänemark), Martin Grass (Schweden) sowie Esa Lahtinen (Finnland), von denen einige skizziert werden sollen. 1988 wurde im Osloer Archiv der Arbeiterbewegung das SAP-Archiv wieder für die Forschung freigegeben. Damit steht für die Exilzeit der Sozialistischen Arbeiterpartei einzigartiges Material mit ca. 10 000 Dokumenten (Protokolle und Rundschreiben der Auslandszentrale, Korrespondenz mit den einzelnen Exilgruppen u.a.) für die Forschung zur Verfügung, eine Kopie befindet sich auch im Archiv der sozialen Demokratie in Bonn (AdsD). Das Archiv und die Bibliothek der Arbeiterbewegung in Kopenhagen verfügen über wichtige Bestände zur Kommunistischen Partei (Opposition)-KPO. Neben den Materialien Thalheimer und dem Restnachlaß Brandler kann das Pariser Archiv der KPO (1935–1939) mit Materialien zur Diskussion der sozialistischen und kommunistischen Exilgruppen sowie den Verbindungen zwischen Exil und innerdeutschem Widerstand eingesehen werden. In Schweden sind vor allem die Bestände des Archivs der Arbeiterbewegung mit 35 Nachlässen wichtig, die Staatliche Ausländerkommission enthält ergiebige Personenmaterialien. Inge Pardon verweist auf die Bestände des ehemaligen Zentralen Parteiarchivs der SED (jetzt Institut für die Geschichte der Arbeiterbewegung) in Berlin. Neben verschiedenen Nachlässen (Drögemüller, Buchwitz, Florin u.a., sowie entsprechende Memoirenliteratur) enthält das historische Archiv der KPD „wertvolle Materialien des Politbüros", das aber teilweise vertraulichen Charakter habe und daher „nur im begrenzten Umfang der Öffentlichkeit" zur Verfügung gestellt werden könne. Ungenau wird der Bericht in der Darstellung des sozialdemokratischen Archivguts. Neben hinlänglich bekannten Feststellungen, etwa: „Resolution der [sozialdemokratischen] Emigrantengruppe in Stockholm von 1935 zur Einheitsfront und für den Schutz der Sowjetunion", fehlt leider völlig der Hinweis auf die lange vom Parteiarchiv der SED unter Verschluß gehaltenen „Vorstandsprotokolle der Sopade 1933–1939", die inzwischen auch in Kopie im AdsD, Bonn, eingesehen werden können.
Der Sammelband ist eine Dokumentation von Vorträgen, gehalten vom 3. bis 5.10.1989. Diese hätten auch in der vorgetragenen Version belassen werden sollen. Es mutet merkwürdig an, wenn dort von der „PDS" und im Schlußwort gar von der „ehemaligen DDR" gesprochen wird. Worin die Gründe des auch von den Veranstaltern bemängelten Fernbleibens eines Großteils der westdeutschen Exilforscher (bei reger Teilnahme der DDR-Forschung) liegen, kann nur gemutmaßt werden. Ein Namenregister wäre noch wünschenswert gewesen.

Udo Vorholt

PERRAULT, Gilles: **Auf den Spuren der Roten Kapelle.** (Aus dem Franz. übertragen von E. und R. Thomsen). Überarb. und erw. Neuaufl. — Wien und Zürich: Europaverlag 1990. 555 S., Abb.

Zweiundzwanzig Jahre nach Erscheinen seines inzwischen in rund zwanzig Sprachen übersetzten und weltweit bekannten Dokumentarberichts über die größte Spionage- und Widerstandsorganisation des Zweiten Weltkrieges im Dienste der Sowjetunion legt der Autor eine überarbeitete und erweiterte Neuauflage vor. Das Thema ließ ihn nicht mehr los, wurde zu einem Teil seines Lebens, „weil", wie er bekundete, „ich nie wieder solchen Menschen begegnet bin." Wer jemals überlebende Aktivisten des Widerstandes kennenlernen durfte, kann diesen Eindruck nur bestätigen.
Perrault wurde bald nach Erscheinen seines aufsehenerregenden Werkes durch eine erneute Gefährdung seines Helden, des ‚Grand Chef' Leopold Trepper, gefordert. Der in Warschau lebende polnische Jude war in das Feuer einer nach dem Kriege geradezu beispiellosen antisemitischen Hetze, entfacht von Polens Regierungschef Gomulka in Folge des Sechstagekrieges von 1967, geraten. Bis zur der polnischen Regierung im Herbst 1973 abgezwungenen Ausreiseerlaubnis für Trepper hatte Perrault gemeinsam mit einigen Mitstreitern unermüdlich die Öffentlichkeit alarmiert mit der Initiierung von Trepper-Hilfskomitees in den meisten westeuropäischen Ländern, mit niederländischen, britischen und amerikanischen Parlamentarierbriefen, mit Interventionen bedeutender Persönlichkeiten von Malraux über Mitterand bis Monsignore Marty, Erzbischof von Paris, mit einer gewonnenen Verleumdungsklage gegen den französischen Geheimdienstchef, der Trepper des Verrats seiner Gruppenmitglieder wie einer partiellen Kollaboration mit der Gestapo bezichtigt hatte.
Nach seiner Ausreise verwirklichte Leopold Trepper seinen in den drei Jahren ‚freier Haft' während des Wartens auf seine Ausreisegenehmigung geborenen Vorsatz, seine Erinnerungen zu schreiben. Die Autobiographie, 1975 als „Le Grand Jeu" in Frankreich und unter dem Titel „Die Wahrheit" in der

Bundesrepublik erschienen, konzentriert sich im Hauptteil auf die Zeit der ‚Kundschafter' -Organisation ‚L'Orchestre rouge', auf den 1938 begonnenen Aufbau der drei getarnten Stützpunkte in Brüssel, Paris und Amsterdam sowie den später hinzugekommenen Außenposten Berlin (die Gruppe Schulze-Boysen/Harnack), auf deren Arbeitsweise, Erfolge und schließliches Ende im November 1942 mit Treppers Verhaftung in Paris, auf sein geniales Doppelspiel in den Fängen der Gestapo und seine gelungene Flucht im September 1943. Perraults Ergebnis einer akribischen Suche auf seinen und seiner Mitkämpfer Spuren in jenen Jahren kommentiert er wohlwollend. Das Hauptverdienst des Buches sieht er darin, „daß es sowohl die Spezialisten als auch das große Publikum die Wahrheit über die Rote Kapelle kennenlernen und verstehen ließ und dies trotz der Nazilügen, der Schatten des Kalten Krieges und trotz der Tatsache, daß dieses große Abenteuer in den Mythologien des Widerstandes fehlte" (L.Trepper, die Wahrheit, TB-Ausgabe, München 1978, S.336).

Der Mythos der Roten Kapelle scheint Gilles Perrault auch weiterhin nicht los zu lassen. Während er im Juni 1989 ein Nachwort zu der auf den letzten Erkenntnisstand gebrachten Neuauflage seines Buches verfaßt, blickt er bereits hoffnungsvoll nach Moskau in Erwartung einer Öffnung der dortigen Archive, denn es fehlen ja noch „die zahllosen Funksprüche, die gesendet wurden [. . .], die Botschaften, die so viele Mitglieder der Roten Kapelle das Leben gekostet [. . .]".

Doch nicht nur eine neuerliche Ergänzung des Perraultschen Werkes wäre denkbar, zu erwarten — und überaus wünschenswert — ist auch eine gründliche wissenschaftliche Aufarbeitung des deutschen Anteils an der Tätigkeit der Roten Kapelle. Bereits Jahre vor der ‚Wende' wurde an der Ostberliner Akademie der Wissenschaften unter der berufenen Leitung ihres langjährigen stellvertretenden Präsidenten Heinrich Scheel, des ehemaligen Mitstreiters von Harro Schulze-Boysen, ein personell gut ausgestattetes Forschungsprojekt in Angriff genommen, das erfreulicherweise der Abwicklung bisher nicht zum Opfer gefallen ist. Vorgesehen ist hier auch eine edierte Publikation des sogenannten „Gestapo-Albums 107". 107 namenlose Polizeifotos von verhafteten Mitgliedern des Schulze-Boysen/Harnack-Kreises wurden identifiziert, durch weitere Aufnahmen sowie die Lebensläufe ergänzt. Ein Dokument ersten Ranges, jahrzehntelang mit überlieferten Teilen des Reichssicherheitshauptamt-Bestandes vom zentralen SED-Parteiarchiv der internationalen Forschung weitgehend vorenthalten, wartet auf seine Veröffentlichung.

Beatrix Herlemann

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE

Das Fischer-Lexikon. Geschichte. Hrsg. von Richard van DÜLMEN. — Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1990. 457 S.

Das Wissen der ,,Zunft" in einem Taschenbuch zu versammeln, ist immer problematisch und kann dennoch ,,historisch" verdienstvoll sein: Die zweite Auflage des ,,Fischer-Lexikon. Geschichte" dokumentiert beeindruckend die Wegstrecke, die dieses Fach seit der von den Altmeistern Hans Rothfels und Waldemar Besson 1960 herausgegebenen Erstauflage zurückgelegt hat. Sie zeigt sich nicht nur im oft beschworenen Paradigmenwechsel zur Geschichte als historischer Sozialwissenschaft, sondern vor allem auch in der Vervielfältigung der Themen und der in der Auswahl der Autoren manifestierten Interdisziplinarität.

Die Dreiteilung in theoretische und methodologische ,,Grundlagen", ,,Historische Grundbegriffe" und — als Reverenz an das zünftige Erbe? — ,,Historische Epochen" signalisiert das Selbstvertrauen einer Disziplin, die nicht mehr lediglich auf die alphabetische als die einzige und letzte ihrer möglichen Ordnungen zurückgreifen muß, sondern ansatzweise eine systematische Gliederung vorzuweisen hat. In den ersten beiden Teilen finden aufgeklärte Gesellschaftshistoriker und -historikerinnen so ziemlich alles, was ihnen in den letzten beiden Jahrzehnten gut und teuer geworden ist: Jörn Rüsens Historik ebenso wie Heide Wunders Mentalitäts- (einschließlich Geschlechter-) Geschichte, ,,Bielefelder" Gesellschaftsgeschichte vertreten durch Josef Mooser, von ,,Adel" (Ludolf Kuchenbuch) über ,,Familie" (Michael Mitterauer) bis hin zu ,,Sozialismus/Kommunismus" (Stand: Ende 1988, Hermann Weber) — um nur einige Beispiele herauszugreifen.

Zur Vertrautheit mittlerweile geradezu evidenter Topoi kommen die sorgfältige Redaktion und das richtige Maß für Länge und Komplexität der Artikel hinzu, so daß nur der überflüssige ,,Zopf" in Gestalt des bereits erwähnten dritten Teils als Ärgernis zu nennen ist. Der entscheidende Blick über den Horizont eines historischen Feldes, das immer noch durch den eurozentrischen Dreischritt Altertum — Mittelalter — Neuzeit gegliedert wird und somit das präkolumbianische Amerika ebensowenig zu verorten weiß wie das Reich der Mitte oder die polynesischen Stammesgesellschaften, — dieser Blick scheint (obwohl in einigen Artikeln des mittleren Teils angedeutet) unter Historikern und Historikerinnen noch nicht jenen Grad der Selbstverständlichkeit erlangt zu haben, der in einem Lexikon der Geschichte eine dem Ende des 20. Jahrhunderts gemäße Periodisierung der Menschheitsgeschichte zur Folge hätte.

Thomas Lindenberger

BALLING, Mads Ole: **Von Reval bis Bukarest. Statistisch-Biographisches Handbuch der Parlamentarier der deutschen Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1919–1945. Estland, Lettland, Litauen, Polen, Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien, Rumänien, Slowakei, Karpaten-Ukraine, Kroatien.** 2 Bde. — Kopenhagen: Dokumentation Verlag 1991. 982 S. (fortl. Pag.)

Diese materialreiche Bestandsaufnahme des deutschen Minderheitenparlamentarismus zwischen den beiden Weltkriegen schließt eine Lücke, verheißt objektiv der Klappentext. Zuzustimmen ist dem Verlag ebenso, daß die 636 Biographien von Vertretern deutscher Minderheiten in elf staatlichen und zwei regionalen Parlamenten Osteuropas für die künftige einschlägige Forschung ein unentbehrliches Hilfsinstrument darstellen.

Das Opus ist ein Standardbeispiel für den Sieg des Computers in der Geschichtswissenschaft. Die aufwendige Dokumentation läßt stellenweise auf eine (durchaus sympathische) maschinelle Verspieltheit und Versiertheit des Autors schließen, falsch wäre es jedoch, ihn wegen seines immensen Arbeitsaufwandes für einen ,,Wissenschaftsbeamten" zu halten: Im Apparat wurden 22 Archive, zahllose öffentliche Stellen und noch mehr Privatpersonen als Informationsquellen ausgewiesen. Doch Computer haben auch ihre Tücken: Daher sollte man das Werk vor Gebrauch durchblättern, um sich später nicht irritieren zu lassen: BMS beispielsweise bedeutet schlicht ,,Ballings Mandatschlüsselsystem". Viele Indizes, so ein Index der Parlamentarier, ein selbständiges Personen- und ein geographisches Gesamtregister, machen das voluminöse Werk handhabbar.

Präsentiert werden nicht nur sorgfältig recherchierte Biographien der Mandatare, sondern auch konkrete Informationen über die jeweiligen Parteien, Wahlergebnisse und Wahlperioden. Die Auswertung der Daten erbrachte beispielsweise, daß nur 1,4% der Abgeordneten Frauen und 2,7% Juden waren;

daß infolge fehlender Sprachkenntnisse der Abgeordneten eine schlechte Kommunikation bereits die Mandatsausübung behinderte, daß ein Fünftel der Minderheitsparlamentarier aus dem Agrarsektor kam und der Anteil der Vertreter von sozialistischen Richtungen etwa ebenso hoch war. Belegt ist allerdings auch, daß der Computer zu Forschungsblüten verleiten kann: Die Berechnung beispielsweise, daß 1,3% der Abgeordneten verunglückt sind, ist ebenso wenig aussagekräftig wie die Mitteilung, daß 1,7% hingerichtet wurden. Solche Mängel beschränken sich jedoch auf den Fußnotenbereich, der lexikalische Wert des Werkes ist beispielhaft.

Jan Foitzik

Karl Marx, Friedrich Engels und Italien. Hrsg. von Gerhard KUCK.
Teil 1. FAVILLI, Paolo: **Herausgabe und Verbreitung der Werke von Karl Marx und Friedrich Engels in Italien. Katalog und Auswahlbibliographie** (= Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier, Bd. 40/1) Trier 1988. 148 S.
Teil 2. **Die Entwicklung des Marxismus in Italien: Wege, Verbreitung, Besonderheiten** (= Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier, Bd. 40/2) Trier 1989. 147 S.

Aus Anlaß einer Ausstellung im Herbst 1987, ,,Die Verbreitung der Werke von Karl Marx und Friedrich Engels in Italien", veranstaltet vom Karl-Marx-Haus in Trier [vgl. den Tagungsbericht von Gerhard Kuck, in: IWK, Jg.24 (1988), H.1, S.88–91] wurde zugleich ein wissenschaftliches Kolloqium abgehalten, dessen Vorträge hier (Teil 2) abgedruckt werden. Der einführende Aufsatz (in Teil 1) von Paolo Favilli, ,,Die Herausbildung des marxistischen Selbstverständnisses im italienischen Sozialismus. Grundzüge und Probleme" (S.9–32) informiert gut über die Marx-Rezeption bis zu Beginn der 1890er Jahre in Italien. Ein Katalogteil (S.33–72) enthält reproduzierte Auszüge und Frontispize früher Publikationen der Werke von Marx und Engels, Porträts von Repräsentanten der ersten Generation italienischer Sozialisten sowie Abbildungen von Straßenkämpfen etc. Eine ,,Auswahlbibliographie zur italienischen Marx-Engels-Forschung" (S.133–148) der Jahre 1872 bis 1943 beeindruckt durch die wenigen, jeweils auf einzelne Verfasser beschränkten Titel von Marxadepten, -revionisten und Marxismusgegnern; nützlich wären Hinweise gewesen auf Periodika, in denen kontrovers um ein verändertes Marxverständnis gestritten wurde, etwa auf diejenigen, die die Entwicklung der divergierenden Marx-Lenin-Interpretationen innerhalb der frühen kommunistischen Bewegung dokumentieren: das Jungsozialisten-Organ ,,L'Avanguardia" bis 1920, ,,Il Soviet", ,,L'Ordine nuovo", ,,Rassegna comunista", ,,Prometeo"; gleiches gälte selbstverständlich für Zeitschriften anderer Strömungen (etwa der revolutionären Syndikalisten) wie auch des antifaschistischen Exils.
Sehr bemerkenswert ist (in Teil 2) der Aufsatz von Aurelio Macchioro, ,,Der Marxismus in der italienischen Nationalökonomie der 1890er Jahre" (S.89–117): In die Diskussionen, die Macchioro kenntnisreich referiert, sind auch Nichtökonomen wie Antonio Labriola und Benedetto Croce einbezogen, und ganz besonders wird die ,,Kapital"-Rezeption innerhalb der Konstitutionsphase der italienischen Nationalökonomie als akademischer Disziplin untersucht, wo unter den Importen Historische Schule (Deutschland) und Grenznutzentheorie letztere sich schließlich durchsetzt. Hinzuweisen ist noch auf zwei Aufsätze über den sozialistischen Parteiführer Turati (Renato Monteleone, ,,Filippo Turati, ein ‚deutscher Marxist'", S.61–70; Paolo Favilli, ,,Filippo Turati, ein marxistischer Reformist", S.72–88) sowie auf Franco Sbarberi, ,,Der historische Materialismus Antonio Labriolas", (S.45–60). Der Aufsatz ,,Das Marxismusverständnis der revolutionären Syndikalisten" von Alceo Riosa (S.118–128) hätte bei der vorherrschenden Unkenntnis nichtitalienischer Leser einige grundlegende, scheinbar banale Informationen durchaus geben können. Ein weiser Athener gab vor zu wissen, nichts zu wissen, und erzwang so die Präzision des ihm Mitzuteilenden. ,,Wie allgemein bekannt" ist die Formel, die unsere Unkenntnis unkenntlich und Indifferenz von Sprecher, Mitgeteiltem und Zuhörer allgemein macht. Hervorzuheben ist noch die vorzügliche Übersetzung der Texte durch den Herausgeber Gerhard Kuck.

Christian Riechers

MESSERSCHMIDT, Rolf: **„Wenn wir nur nicht lästig fallen . . .". Aufnahme und Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen (1945–1955)** (= Die Hessen-Bibliothek im Insel-Verlag). — Frankfurt a.M. und Leipzig: Insel Verlag 1991. 258 S.

Im Gegensatz zur bibliographischen Angabe handelt es sich bei dem vorliegenden Band nicht um eine umfassende Darstellung, sondern um eine Edition von 137 Dokumenten mit kurzer Einführung. Ein korrekter Hinweis hätte allzu große Erwartungen gedämpft.
Im ersten Teil der knapp 20seitigen Einleitung gibt der Herausgeber einen groben Überblick zur Geschichte der deutschen Hauptsiedlungsgebiete außerhalb deutscher Territorien seit der Ostsiedlungsbewegung des 12. Jahrhunderts. Daran schließt sich eine kurze Zusammenfassung der abgedruckten Quellen an. Hier wäre eine Einbettung der Flüchtlingsfrage in die allgemeine soziale und wirtschaftliche Entwicklung der Nachkriegszeit wünschenswert gewesen. Denn erst vor dem Hintergrund von Zerstörung, Hunger und gesellschaftlicher Desintegration kann ermessen werden, welche Belastung es für das Land Hessen bedeutete, 1946 etwa 400.000 Vertriebene aufzunehmen, unterzubringen und zu versorgen. Allein aus der Tatsache, daß 1950 im Vergleich zum Vorkriegsstand noch 60.000 Wohnungen fehlten, während im gleichen Zeitraum die Bevölkerung um 720.000 auf 4,2 Mio. angestiegen war, läßt sich die Dimension dieses Problems erahnen.
In einer gelungenen Auswahl von Quellen — herangezogen wurden staatliches Schriftgut, Presseberichte und Schilderungen der Betroffenen — werden die wichtigsten Aspekte von der Vertreibung und der Flucht über die Probleme bei der Versorgung und Wohnungsbeschaffung bis hin zu den Anfängen der gesellschaftlichen Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen beispielhaft beleuchtet.
Eindrucksvoll sind auch die zahlreichen, z.T. aus Privathand stammenden Fotos. Es fehlen allerdings Anmerkungen, Orts- und Sachregister, die den Zugang zur Edition erleichtert und in einigen Fällen zum Verständnis der Dokumente beigetragen hätten. Dennoch bietet die Quellensammlung einen Einstieg in das Thema, dem sich gerade in jüngster Zeit die hessische Landesgeschichtsforschung verstärkt gewidmet hat.

Walter Mühlhausen

Medaillen und Abzeichen der deutschen Arbeiterbewegung. Von den Anfängen bis 1946. Bearb. von Christa GUSKE, Sylvia TYTZEL und Jürgen GOTTSCHALK. — Berlin/DDR: Dietz Verlag 1989. 272 S., 113 Abb.

Das angezeigte Büchlein ist aus zwei Gründen interessant: Zum einen wird in dem umfangreichen Abbildungsteil interessantes Material zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung dokumentiert. Die eigentliche Bedeutung des Bändchens liegt aber darin begründet, daß es sowohl der Form nach als auch inhaltlich ein Relikt der DDR-Geschichte und -Geschichtsschreibung darstellt.
Es ist eines jener zigarettenschachtelgroßen ,,Minibücher", die trotz des kleinen Formats einen Eindruck von Gediegenheit und Opulenz vermitteln sollten. Die mit einer Goldprägung versehenen Kunstlederbände im Schuber wurden häufig zu einer Ruhestätte für ,,goldene" Worte sozialistischer Klassiker, deren Werke auch in vollständigeren Fassungen die Regale der Buchhandlungen zierten und Staub ansetzten.
Im vorliegenden Fall ist es jedoch durchaus gelungen, Inhalt und Form in Einklang zu bringen. Für den Zeitraum von 1848 (,,Abzeichen der deutschen Arbeiterverbrüderung") bis 1946 (,,Abzeichen zum gemeinsamen Landesparteitag der KPD und der SPD Thüringens") werden den, oft farbigen Abbildungen kurze Erläuterungstexte gegenübergestellt. Die Entwicklung der Arbeiterbewegung im Kaiserreich ist durch etwa 50 Abbildungen dokumentiert, nach 1910 verschwindet die deutsche Sozialdemokratie von der Bildfläche, und es entsteht der Eindruck, daß ab 1919 die KPD allein die deutsche Arbeiterbewegung vertrat; auch im Vorwort wird lediglich einmal darauf hingewiesen, daß eine Variante des SPD-Mitgliedsabzeichens aus dem Kaiserreich ,,von den Führungsgremien der SPD in der Weimarer Republik als Ehrenabzeichen" verliehen wurde (S.22). Die ca. 60 Reproduktionen aus der Weimarer Epoche sind durchweg KPD-Organisationen vorbehalten, zwei kommunistische ,,Streumünzen" aus der Mitte der dreißiger Jahre dokumentieren den Widerstand, und mit dem Abzeichen zum thüringischen Vereinigungsparteitag taucht dann notgedrungenerweise auch die SPD wieder aus der Versenkung auf.

Thomas Franz

SCHEUER, Georg: **Genosse Mussolini. Wurzeln und Wege des Ur-Faschismus.** Hrsg. vom Verein Kritische Sozialwissenschaft und Politische Bildung. — Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1985. XVII, 138 S.

Diese Schrift beschäftigt sich vor allem mit dem ,,Genossen Mussolini" und versucht, seinen Übergang in das Lager der Kriegspartei 1914 zu dokumentieren. Dazu werden vom Verf., der auch in einschlägigen europäischen Forschungsstätten zur Geschichte der Arbeiterbewegung recherchiert hat, sehr viele Texte der deutschsprachigen, vor allem österreichischen Parteipublizistik herangezogen; diese internationale Seite wird in den auf Italien zentrierten Mussolini-Biographien häufig sehr vernachlässigt und Scheuer sind hier (z.B. durch Auswerten der Memoiren von Angelica Balabanov) einige bemerkenswerte Einblicke in die damalige Situation gelungen. Sehr beachtenswert ist auch (Kap. XII: ,,Finale in Salò — ‚Soziale Republik' 1943/45", S.97ff) die Schilderung des betriebsführerbezogenen ,,Sozialismus" des späten Mussolini, und wertvoll sind auch die Hinweise auf die von diesem tolerierten ,,Oppositionen" seiner Republik.

Was Mussolini von Sorel übernommen hat, überhaupt, was die verschiedenen ideologischen Komponenten des späteren ,,Duce" ausmacht, dieses Problem ist verwickelter als bei Scheuer dargestellt. Die umfassende ,,sozialimperialistische" Ideologieproduktion der italienischen bürgerlichen Publizisten vor 1914 spielt dabei eine wesentlich größere Rolle; Mussolini verstärkt diese nur nach seinem Frontwechsel, wie dies nationalistische, zuvor revolutionäre Syndikalisten u.a. bereits vor ihm getan haben. Einiges in der Darstellung, Personen und Daten betreffend, ist nicht mehr korrigiert worden, also unrichtig. Der sozialdemokratische Rechtsanwalt und Abgeordnete des Reichsrats in Wien heißt nicht Battista (S.5), es ist der 1916 in Trient exekutierte Irredentist Cesare Battisti. Unter Führung des Abgeordneten Bissolati stehen nicht die italienischen Reformisten insgesamt (S.7) und auf Betreiben Mussolinis werden 1912 nur einige extrem kriegstreiberische Rechtsreformisten aus der PSI ausgeschlossen. Auf dem Parteitag in Ancona 1914 — und nicht 1913 (S.9) — wird auf Antrag Mussolinis die Inkompatibilität von sozialistischer Parteimitgliedschaft und Freimaurerei beschlossen. Der 16. Parteikongreß der PSI fand bereits vom 5. bis 8. Oktober 1919 in Bologna statt, der nächste 17. Kongreß, auf dem sich die Kommunisten abspalteten, vom 14. bis 21. Januar 1921 in Livorno. Entgegen Scheuer (S.73) ist Gramsci weder allein noch gemeinsam mit Bordiga je auf einem Parteikongreß der Sozialisten öffentlich aufgetreten; auf einem am 5. Oktober 1920 nicht stattgefundenen schon gar nicht, und weder vereint noch einzeln ist es ihnen je gelungen, die Parteiführung der PSI zu erobern. Die Absetzung Mussolinis im Faschistischen Großrat am 24./25. Juli 1943 wurde auch nicht in erster Linie von Galeazzo Ciano (S.97), sondern von Dino Grandi betrieben. — Dennoch: Das Buch enthält viele nützliche Informationen; sie werden nicht invalidiert durch die zuvor angeführten Ungenauigkeiten.

Christian Riechers

DOROWIN, Hermann: **Retter des Abendlands. Kulturkritik im Vorfeld des europäischen Faschismus** (= Metzler Studienausgabe). — Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1991. 214 S.

Dorowins Bonner Dissertation ist geeignet, die ideologiekritische Erforschung des Nationalsozialismus voranzutreiben und den Blick über die deutschen Grenzen hinaus auf gesamteuropäische Strömungen zwischen den beiden Weltkriegen zu richten. Führergedanke und Reichsidee prägen die ,,Action française" von Charles Maurras ebenso wie ihre spanische Schwesterorganisation ,,Acción española" mit Ramiro de Maeztu an der Spitze. Mehr noch als in den germanischen Heldensagen finden sich in der westeuropäischen Vergangenheit Modelle staatlicher, politischer und ideologischer Einheit, die den autoritär-hierarchischen Gefolgschaftsgedanken des christlichen Ständestaates zu legitimieren versuchen. Allerdings sind diese Gesellschaftsmodelle nicht im geringsten als ideologische Schützenhilfe für den deutschen Nationalsozialismus formuliert; im Gegenteil, Maurras will den barbarischen Steppenvölkern Chinas, Rußlands und Deutschlands (!) in der christlichen Latinität ein Bollwerk entgegenstellen, während die ,,Acción española" die karlistische Monarchie zu verteidigen sucht.

Dorowin belegt eindrucksvoll die ideologischen Kompromisse und die realpolitischen Avancen, mit denen beide Bewegungen schließlich doch noch zur Anerkennung des ,,caudillo alemán" Adolf Hitler gelangten. Als Extremfall einer konservativ-ständestaatlichen Kulturidee präsentiert er den österreichischen Juden Leopold von Andrian, der in seinem ,,Katechismus der Führenden" 1937 noch einmal den habsburgischen Mythos wiederbeleben wollte. Gerade dieses Extrembeispiel kann auch die Diskussion um den Nationalsozialismus als Phänomen technisch-politischer Modernisierung *und* ideologischer Orientierung an den Mythen der heroischen Vergangenheit vorantreiben.

Claudia Albert

KUHN, Hermann: **Bruch mit dem Kommunismus. Über autobiographische Schriften von Ex-Kommunisten im geteilten Deutschland.** — Münster: Westfälisches Dampfboot 1990. 325 S.

Massenarbeitslosigkeit und Vernichtung von Lebensmitteln, Heimatlosigkeit und Aufnahme in den Mutterschoß der Partei, der Schwur von Buchenwald und der neue antifaschistische deutsche Staat — beide Pole jeweils gehören zu den Chiffren, mit denen Ex-Kommunisten dem westlichen Publikum (und sich selbst) zu erklären versuchten, warum sie in ,,die" Partei eintraten, warum sie in ihr blieben und was sie bewog, aus ihr auszutreten.

Hermann Kuhn, der sich selbst als ehemaliges Mitglied des ,,Kommunistischen Bund(es) Westdeutschland" und Opfer des Berufsverbots präsentiert, untersucht in seiner Bremer Dissertation die autobiographischen Schriften ehemaliger Kommunisten nicht unter dem Aspekt ihres Quellenwertes, sondern als Dokumente einer Identitätsfindung, die in der Abfolge von Bekehrung — Krise — Neubeginn zur ,,Geburt des Renegaten"[1] führt. Wachsam gegenüber den Differenzen von erzählendem und erinnertem Ich, von Erhöhung und Verteufelung der Partei, skizziert er die geistige Physiognomie derjenigen, die sich weiterhin als ,,wahre Sozialisten" verstehen, die der Politik völlig den Rücken kehren oder — die katholisch werden. Die zeitliche Abfolge zwischen Koestlers ,,Ein Gott der keiner war" (1950) und den meist aus Geschichtswerkstätten hervorgegangenen Arbeiterautobiographien der achtziger Jahre läßt dabei deutlich werden, daß mit der Auflösung der Blocklogik des Kalten Krieges auch der Rechtfertigungsdruck auf die ,,Renegaten" abnimmt: Verwandte Susanne Leonhard 1956 noch viel Energie darauf, zwischen Stalinismus und Kapitalismus einen ,,Dritten Weg" offenzuhalten und die sozialistischen Ideale weiterhin zu verteidigen, so ist es für die ehemaligen DDR-Bürger der achtziger Jahre selbstverständlich, die Kritik an Militarismus, Staatsautorität und heimlichem Faschismus auch in der BRD fortzusetzen und ihre Zukunftsperspektive auf den ,,Eurokommunismus" zu verlagern.

Claudia Albert

1 Vgl. die Habilitationsschrift von Michael Rohrwasser, Der Stalinismus und die Renegaten. Die Literatur der Exkommunisten, Stuttgart 1991.

1890–1990. 100 Jahre Industriegewerkschaft Chemie-Papier-Keramik. Von den Verbänden der ungelernten Fabrikarbeiter, der Glas- und Porzellanarbeiter zur modernen Gewerkschaftsorganisation. Leitung und Bearbeitung: Hermann WEBER. Hrsg. vom Hauptvorstand der IG Chemie-Papier-Keramik. — Köln: Bund Verlag 1990. 648 S.

Mit dieser an der Universität Mannheim entstandenen Geschichte der IG Chemie-Papier-Keramik wird die Entwicklung einer modernen Industriegewerkschaft von ihrer Vorläuferorganisation, dem Verband der Fabrikarbeiter Deutschlands, bis zur deutschen Einigung dargestellt. Die Untersuchung verdient aus zwei Gründen besonderes Interesse: Erstens handelt es sich um die Darstellung einer Gewerkschaft, die in ihren Anfängen ein Sammelbecken für un- und angelernte Arbeiter war, die in die vornehmlich berufsorientierten Verbände wegen der fehlenden beruflichen Qualifikation nicht aufgenommen wurden. Dieser Bd. bietet zudem wichtige Informationen über die Verbände der Porzellan- und Glasarbeiter, zu denen gleichfalls neuere Untersuchungen fehlten. Genauso wichtig ist, daß der Verband die Arbeiter einer aufstrebenden Industrie — der chemischen Industrie — organisierte.

Zweitens handelt es sich bei dieser Festschrift zur 100-Jahr-Feier der IG Chemie-Papier-Keramik keineswegs um eine reine Verbandsgeschichte, sondern um eine vorbildliche Studie zu Industrialisierung und gesellschaftlichem Wandel. Die einzelnen Beiträge stellen die Entwicklung der Gewerkschaften in den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang und bieten interessante Interpretationen zur deutschen Geschichte des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts.

Der Bd. verdeutlicht die Bedeutung der Gewerkschaften für die Durchsetzung demokratischer Strukturen. Ausgehend von einer Darstellung von Politik und Gesellschaft im Obrigkeitsstaat des Kaiserreiches werden die wichtigsten Probleme der Gewerkschaftsentwicklung im Ersten Weltkrieg, in der Weimarer Republik, unter dem Nationalsozialismus und der Wiederaufbau in den vier Besatzungszonen dargestellt.

Ein ausführliches, kommentiertes Literatur- und Quellenverzeichnis, Übersichten über die Mitgliederentwicklung der einzelnen Verbände, einschließlich der Richtungsgewerkschaften und eine Zeittafel der Gewerkschaftstagungen von 1868–1988 bieten eine Fülle von Informationen. Dieser reichbebilderte Bd. zeigt, daß eine gut konzipierte Verbandsgeschichte auch für den Nichtspezialisten von Interesse sein

kann. Dieser Rückblick auf 100 Jahre Gewerkschaftsgeschichte verdeutlicht beispielhaft die Entwicklung eines zentralen Aspektes der Arbeiterbewegung und ihres herausragenden Beitrags zur deutschen Demokratie.

Hermann-Josef Rupieper

100 Jahre Arbeiterbewegung in Tempelhof. Mit Beiträgen von Hans-Wolf EBERT u.a. Hrsg. vom Verein zur Heimatpflege, Heimatkunde, Geschichte und Kultur Tempelhofs. — Berlin-Tempelhof: Selbstverlag 1991. 167 S.

Zehn Autoren schildern und analysieren in rund zwanzig Beiträgen der Chronologie folgend die Tempelhofer Arbeiterbewegung von den Wahlerfolgen der SPD im Kaiserreich, über die Vorgänge um den 9. November 1918 und das Engagement in der Kommunalpolitik der Weimarer Zeit, an die sie in der Zeit nach 1945 wieder anknüpfte, bis zum Spektrum der Arbeiterkultur in Vereinigungen wie dem Flugverband der Werktätigen, Volkschor, Kleingartenverein und Arbeiter-Radio-Klub. Der Titel des Bandes verspricht eine systematische Darstellung, die er nicht bietet und nicht bieten kann. Es fehlen dafür schlicht die Vorarbeiten. Der Band liefert diese Ansätze. Zwar schwankt das Niveau der Reflexion stark zwischen heimatkundlicher Chronologie und Wahlanalysen, insgesamt aber bewährt sich die Methode, die politischen Zäsuren durch Lebensläufe, auch bisher unbekannter Arbeitervertreter, aufzubrechen oder zu überbrücken.
Die Liste der Kommunalpolitiker Tempelhofs und die vielen teils kürzeren, teils längeren Biographien machen die Stärke des Buches aus. Leider fehlt zu dessen Handhabbarkeit ein Namensindex. Die Analyse der Wählerbewegungen um 1900 ermöglicht den Vergleich mit ähnlichen Vorortindustriegemeinden im Reich. Die ,,Karrieren" sozialdemokratischer Kommunalvertreter zeigen, wie wichtig die eigenen Organisationen und die eigene Tradition bei der politischen Bewußtseinsbildung als Gegengewicht zu denen der bürgerlichen Schichten waren. Der Blick auf die Vielfalt der Arbeitervereine leidet dabei immer noch unter der geringeren politischen Bewertung dieser Organisationsform. Beim Kleingartenverein fragt man sich aber doch, wo die Grenze zwischen Arbeiterorganisation und kleinbürgerlichem Verein liegt. Beim Verlust vieler Quellen ist der Rückgriff auf die Erinnerung oft die einzige Rekonstruktionsmöglichkeit. Manche Artikel scheinen aber ohne überleitende Gedankenführung direkt aus dem Zettelkasten übertragen worden zu sein. Der sozialdemokratische Blickwinkel klammert kommunistische Parallelbewegungen nicht aus, problematisiert sie aber mit Ausnahme der Nachkriegszeit auch nicht. Der Band klingt in politischer Selbstdarstellung der SPD aus.

Klaus Dettmer

FLEISCHHAUER, Ingeborg: **Der Pakt. Hitler, Stalin und die Initiative der deutschen Diplomatie 1938–1939.** — Berlin und Frankfurt a.M.: Ullstein 1990. 551 S.

Ein Quellenverzeichnis sucht man ebenso vergebens wie ein Abkürzungsverzeichnis, um sich im Anmerkungsapparat schnell orientieren zu können. Mit großer Mühsal stellt man anhand der Anmerkungen fest, daß lediglich die Literatur, einschließlich der sowjetischen, sowie westliche Akten die Quellenbasis bilden. Nach der Öffnung der sowjetischen Archive relativiert diese Ausgangssituation die Ertragsmöglichkeiten der Forschung.
Dennoch bleibt es elegant, ,,die Frage nach dem verborgenen Wissen und Willen Stalins [. . .] bevorrechtigt [. . .] den sowjetischen Forschern" (S.436) zu überlassen, den Pakt in angemessener Weise als das Ergebnis einer hohen Kunst der deutschen Diplomatie zur Bändigung der Aggressionswut Hitlers zu interpretieren, der diese Anstrengung im Endeffekt bekanntlich nur die Bahn brach. Insgesamt scheint ein solcher Ansatz zusätzliche Fragen aufzuwerfen, statt alte zu klären. Da große Teile der relevanten Akten des sowjetischen Außenministeriums nunmehr für die wissenschaftliche Benutzung freigegeben sind, könnte es sinnvoll sein, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß die Archivare und Historiker im früheren sowjetischen Außenministerium Diplomaten sind, die ihre Kunst ebenfalls gelernt haben.

Jan Foitzik

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN, ERGÄNZUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION

Konferenz über die Editionslinien der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA²)

Vom 23. bis 28. März 1992 kamen in Aix-en-Provence Mitglieder der Gremien der Internationalen Marx-Engels-Stiftung (IMES), bisherige Mitarbeiter an der MEGA² sowie Editionsspezialisten und Mitarbeiter an diversen anderen Editionen (Goethe, Hegel, Heine, C.F. Meyer, Schleiermacher, Wieland) — insgesamt ca. 30 Wissenschaftler aus Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, Rußland, Japan, China und der Schweiz — zu einer Beratung über die MEGA-Editionsrichtlinien (ER) zusammen. Die Teilnehmer an der von Prof. Jacques Grandjonc, Université de Provence, im Auftrag der von der IMES eingesetzten Redaktionskommission organisierten Tagung einte das Bemühen, der MEGA einen Platz unter den großen akademischen Gesamtausgaben zu sichern. Den Ausgangspunkt mußte — wie Grandjonc in seinem einleitenden Referat betonte — eine kritische Besinnung auf die Geschichte der MEGA² bilden. In seinem Referat zu dieser schilderte R. Dlubek den Prozeß, in dem sich seit den 1950er Jahren der Plan einer historisch-kritischen Marx-Engels-Gesamtausgabe gegen den Widerstand der übergeordneten Parteiinstanzen, denen eher eine für die internationale Verbreitung bestimmte Studienausgabe vorschwebte, durchsetzte und konkretisierte, ohne daß das Dilemma von ,,marxistisch-leninistischem Credo und wissenschaftlichem Anspruch" hinreichend deutlich erkannt, geschweige denn gelöst worden wäre. Nach einem ergänzenden Referat von M. Neuhaus über die Arbeitsgruppen an den Universitäten folgten je zwei Referate zu den spezifischen editorischen Problemen bei den einzelnen Abteilungen: zur I. sprachen G. Bagaturija und H. Pelger, zur II. V. Vygodskij und F. Schrader, zur III. G. Golovina und J. Grandjonc; zur IV. R. Sperl und H. P. Harstick. Zhou Liangxun und Teinosuke Otani informierten über die Diskussionen in China und Japan. Allgemeine Übereinstimmung bestand über die notwendige ,,Deideologisierung" der Edition. Ferner war man sich darüber einig, daß trotz der knapperen Mittel, die künftig zur Verfügung stehen, eine Qualitätseinbuße *nicht* erwünscht sei. Eine lebhafte Diskussion entspann sich dagegen über das Vollständigkeitspostulat, das, wie betont wurde, ursprünglich der Deideologisierung dienen sollte. Es kristallisierte sich ein Konsens darüber heraus, daß Vollständigkeit ein relativer Begriff sei, der entsprechend den Zielen der Edition zu definieren sei. Alles Material müsse zwar erfaßt und zugänglich gemacht, aber nicht notwendigerweise auch in Buchform publiziert werden. Empfohlen wurde die Schaffung eines zentralen Depots für Transkriptionen etc. am IISG. Anschließend wurde über den vorbereiteten Entwurf einer Neufassung der ER beraten. Wichtige Ergebnisse der Diskussion: Die Berücksichtigung bzw. Aufnahme von nicht autorisierten Niederschriften und Drucken, Dubiosa, Aufzeichnungen Dritter sowie Übersetzungen wurde eingeschränkt. Zur III. Abteilung wurde bestimmt, daß sie den gesamten Briefwechsel (die Briefe an Marx/Engels in kleinerem Schriftgrad, u.U. in Regestform; Briefe Dritter an Dritte, die über nicht überlieferte Briefe von/an Marx/Engels informieren, auszugsweise) in chronologischer Anordnung enthalten solle; ferner sollen auch die Widmungen in diese Abteilung aufgenommen werden. In der IV. Abteilung sollen Exzerpte, Notizen und Marginalien von Marx/Engels ,,in geeigneter Form (Edition oder Beschreibung), unter Berücksichtigung moderner technischer Publikationsverfahren", veröffentlicht werden, wobei die Exzerpte etc. von Marx und Engels aus dem gleichen Zeitraum künftig getrennt gebracht werden sollen, im Prinzip in chronologischer Anordnung. Die Bestimmung über Mehrfachabdrucke wurde restriktiver formuliert. Irrtümliche Faktenangaben werden künftig nicht im edierten Text, sondern in den Erläuterungen korrigiert bzw. erörtert. Häufig auftretende Varianten können künftig generalisierend wiedergegeben werden. Bei der Darbietung der innerhandschriftlichen Textentwicklung kann die Verzeichnung der Varianten reduziert werden. Die Einleitung, in der über die Konstituierung des Bandes, seine innere Gliederung, die textkritische Arbeit sowie editorische Entscheidungen Rechenschaft abgelegt wird, erscheint künftig im Apparatteil. — Die neuen ER sollen nach ihrer Annahme durch die Redaktionskommission der IMES noch vor Ende dieses Jahres publiziert werden.

Jürgen Rojahn

Berichtigung zum Beitrag von Feliks Tych ,,Drei unbekannte Briefe Rosa Luxemburgs über die Oktoberrevolution", in: IWK, Jg. 27 (1991), H. 3, S. 357–366.

In meinen Erläuterungen zu Rosa Luxemburgs Brief an Julian Marchlewski vom 30. September 1918 (a.a.O., S.363–364) bin ich davon ausgegangen, daß die dort als ,,Led." bezeichnete Person mit dem langjährigen Führungsmitglied der polnischen Sozialdemokratie Władysław (Zdzisław) Leder identisch sei. Diese nun allem Anschein nach irrige Annahme hatte ebenfalls zur Folge, daß ich nicht erklären konnte, welche ,,niederträchtigen Gerüchte" über Jogiches von jenem ,,Led." ausgegangen sein sollten (siehe S.364, Anm. 33).

Die Erklärung findet sich indessen in einem anderen Leo Jogiches betreffenden Text, den ich selbst vor 16 Jahren veröffentlichte. Es handelt sich dabei um das Manuskript einer Leo Jogiches gewidmeten Arbeit aus dem Jahre 1929, deren Verfasser eben jener Władysław Leder ist, dessen Person ich hinter der Abkürzung ,,Led." vermutete, und der tatsächlich auch oft in anderen Briefen Rosa Luxemburgs auftaucht (siehe: Nieogłoszona praca członka kierownictwa SDKPiL, Zdisława Ledera o Leonie Jogichesie-Tyszce. Hrsg. von Feliks Tych; in: Archiwum Ruchu Robotniczego, Warszawa 1976, B. III, S.139–339). In dieser Arbeit erwähnt Leder (S.321) innerhalb der USPD-Führung in Umlauf gesetzte Gerüchte, Jogiches sei ein (russischer?) Spion, und zwar nachdem seine Teilnahme an den im Januar 1918 in deutschen Rüstungsbetrieben organisierten Streiks bekanntgeworden war. Das sind offenbar die ,,niederträchtigen Gerüchte", die Rosa Luxemburg Marchlewski gegenüber erwähnt.

Die Annahme dieser äußerst wahrscheinlichen Hypothese führt aber zwangsläufig dazu, hinter der Abkürzung ,,Led." nicht Leder, sondern jemand anderen zu sehen: das Mitglied der USPD-Führung Georg Ledebour, von dem, Rosa Luxemburgs Überzeugung nach, jene Gerüchte ausgegangen waren.

Für die Hypothese, daß die Abkürzung ,,Led." in Rosa Luxemburgs Brief vom 30. September 1918 für Ledebour und nicht für Leder steht, spricht nicht nur die eben genannte wichtige Information aus Leders Arbeit; dafür sprechen auch noch zwei weitere Argumente.

1. Rosa Luxemburg schlägt Adolf Joffe, den damaligen sowjetischen Gesandten in Berlin, als Schiedsmann in einem eventuellen Ehrengerichtsverfahren gegen ,,Led." vor, was durchaus logisch ist, wenn man annimmt, daß in ihrem Brief von Ledebour die Rede ist, während es im Falle von Leder weitaus weniger sinnvoll wäre, da dieser damals in der Schweiz lebte und keine Kontakte mit Deutschland hatte.
2. Rosa Luxemburg nennt ,,Led." im Original ,,ein *altes* [meine Hervorhebung], verrücktes Viehchen" (polnisch: ,,do tego starego oszalałego bydlątka Led."), was der Übersetzer im Bemühen um einen adäquaten deutschen Ausdruck nur mit ,,verrückter Esel" wiedergegeben hat. Es fiel ihm dabei ebenso wenig wie mir auf, daß das Adjektiv ,,alt" hier nicht Teil einer quasi idiomatischen Wendung ist, sondern eine wichtige Information enthält; denn Ledebour war damals mit fast 69 Jahren 20 Jahre älter als Rosa Luxemburg, während Leder noch nicht 38, also über zehn Jahre jünger war als sie.

All das gebietet anzunehmen, daß meine ursprüngliche Annahme falsch war und die Abkürzung ,,Led." im fraglichen Brief nicht Leder, sondern Ledebour bedeutet. — Auf die Möglichkeit, diese Abkürzung so und nicht anders aufzulösen, hat mich der Sohn von Władysław Leder, Herr Professor Dr. med. Stefan Leder aus Warschau, hingewiesen.

Feliks Tych

BERLINER GESELLSCHAFT FÜR WELTKRIEGS- UND FASCHISMUSFORSCHUNG GEGRÜNDET

Berliner und Potsdamer Historiker gründeten am 24. März 1992 die „Berliner Gesellschaft für Weltkriegs- und Faschismusforschung". Sie hat ihren Sitz in Berlin. Die Gesellschaft will Forschungen über den deutschen und den internationalen Faschismus, über die Weltkriege und Okkupationen und über den Widerstand gegen Faschismus und Krieg fördern und dazu beitragen, ihre Ergebnisse im Sinne sozialer Aufklärung zu verbreiten. Insbesondere will sie vergleichende und sozialgeschichtliche Untersuchungen anregen und unterstützen und sich für die Erforschung der Geschichte Berlins und Brandenburgs in den Jahren 1933–1945 einsetzen.

Die Gesellschaft wird neben ihren Projekten und Arbeitskreisen, ihren Veranstaltungen, Arbeitstagungen und Publikationen auch öffentliche Vorträge und Diskussionen veranstalten. Die wissenschaftlichen Vorhaben sollen sich auf folgende Schwerpunkte beziehen:

1. Historische und gegenwärtige Fragen des europäischen Faschismus und des Nationalsozialismus in Deutschland;
2. Forschungen zur Geschichte der beiden Weltkriege;
3. Vergleichende Forschungen zur Okkupationspolitik im zweiten Weltkrieg;
4. Historische und gegenwärtige Probleme des Widerstandes gegen Faschismus und Krieg;
5. Forschungen zur Sozialgeschichte im 20. Jahrhundert, insbesondere zur Sozialgeschichte des Faschismus.

Die „Berliner Gesellschaft für Weltkriegs- und Faschismusforschung" ist an Informationen über die Projekte und die Ergebnisse von Gesellschaften, Vereinen, Redaktionen, Archiven, Organisationen und Personen, die sich gleichen oder verwandten Gegenständen widmen, interessiert und strebt eine Kooperation mit ihnen an. Sie bietet Informationen über ihre Projekte und Veranstaltungen an. Nähere Auskünfte über die Gesellschaft können unter folgender Adresse erbeten werden: c/o Projekt Vergleichende Okkupationsforschung, Prenzlauer Promenade 149–152, O-1100 Berlin.

Werner Röhr

IWK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK Redaktion, Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38,
Telefon (030) 81 60 01 41, Telefax (030) 81 60 01 34

MITTEILUNG ÜBER EIN PROJEKT | **ÜBER DEN STAND EINES BEREITS ANGEZEIGTEN PROJEKTS**
Titelverzeichnis Nr. ....

1. **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z.B. Institut, Referat, Fachbereich Lehrstuhl)*

__ Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des durchführenden Forschers. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des Betreuers.

2.1 Bearbeiter. Vor- und Zuname, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des Betreuers (Doktorvater o.ä.):

4. **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges.....

5. **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6. **Art** (Mehrfachankreuzen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐	Gutachten ..... ☐	Edition ..... ☐
geförderte Forschung .... ☐	Habilitationsschrift .. ☐	Monographie ..... ☐
Eigenprojekt von **1.** ..... ☐	Dissertation ..... ☐	Aufsatz ..... ☐
Eigenprojekt von **2.1** ..... ☐	Diplomarbeit ..... ☐	sonstiges .....
Staatsexamensarbeit ..... ☐	Magisterarbeit ..... ☐	.....

7. Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber ?** ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift angeben:

8. Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit ? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage **1** genannte Institution ..... ☐	andere Geldgeber ... ☐	..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter ..... ☐		
Auftraggeber ..... ☐	.....	.....
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐	Stipendium ..... ☐	..... Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG .... ☐		
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐		

9. (Arbeits-) **Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-) Titel:

10.1 ggf. **Zeitraum** (z.B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

10.2 ggf. **Geographischer Raum** (z.B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

11.1 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

12. Liegen aktuelle (Teil-) **Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z.B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

13. Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-) **Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

14. **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16. **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

....

(Ort, Datum) (Unterschrift)

Hüthig Verlagsgemeinschaft
Heidelberg · Berlin
Deutscher Verlag
der Wissenschaften
O-1080 Berlin
Taubenstraße 10

Zeitschrift für Geschichtswissenschaft

ZfG

gegründet 1953

Der Jahrgang 1991 enthielt u. a. folgende Beiträge:

Hartmut Boockmann: Über stadtgeschichtliche Darstellungen aus den neuen und den alten Bundesländern

Eberhard Diepgen: Erinnern für die Zukunft. Zur Ausstellung „Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941-1945"

Jörg-Peter Findeisen: Fürstendienerei oder Zukunftsträchtiges unter feudalem Vorzeichen. Einige Anmerkungen zur Kameralismus-Diskussion in der früheren DDR – das Beispiel Schwedisch-Pommern

Imanuel Geiss: Geographie und Mitte als historische Kategorien. Anmerkungen zu einem Aspekt des „Historikerstreits"

Willibald Gutsche: Illusionen des Exkaisers. Dokumente aus dem letzten Lebensjahr Kaiser Wilhelms II. 1940/41

Gerhart Hass: Der deutsch-sowjetische Krieg 1941-1945. Zu einigen Legenden über seine Vorgeschichte und den Verlauf der ersten Kriegswochen

Harald Kleinschmidt: Galtons Problem. Bemerkungen zur Theorie der transkulturell vergleichenden Geschichtsforschung

Michael Lemke: Chance oder Risiko? Die Stalin-Note vom 10. März 1952 im außenpolitischen Konzept der Bundesregierung

Rolf Pfeiffer: Die neuseeländische Position zur Bildung eines „Commonwealth of Australasia"

Ines Reich/Kurt Finker: Der 20. Juli 1944 in der Geschichtswissenschaft der SBZ/DDR seit 1945

Detlef Zimmer: Der Mensch in der Geschichte und die Biographie. Entropie eines klassischen Streitpunktes?

Die Zeitschrift für Geschichtswissenschaft ist eine Fachzeitschrift für Historiker, Geschichtslehrer, Archivare, Museologen und Studierende. Sie veröffentlicht Beiträge zu zentralen Problemen der deutschen Geschichte von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, zu wesentlichen Fragen der europäischen und Universalgeschichte sowie zu Fragen der Geschichtswissenschaft und der Geschichtsschreibung. Dokumentationen von Archivmaterialien machen neue Quellen zugänglich. In einem umfangreichen literaturkritischen Teil bringt die Zeitschrift Rezensionen, Annotationen und Berichte über Neuerscheinungen der geschichtswissenschaftlichen Literatur. Namhafte Historiker sind ständige Autoren der Zeitschrift.

Einzelheftpreis: 14,50 DM.
Abonnementbestellungen
direkt beim
Verlag

Postvertriebsstück
Zeitungsdrucksache
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt

Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D 1000 Berlin 38

Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland

Begonnen von Walter Momper
Herausgegeben im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin
von Heinz Boberach, Wolfram Fischer, Peter Lösche

Reihe C: Überlieferungen der Stadtstaaten

Band 1: Staatsarchiv Bremen

Bearbeitet von Werner Garbas und Margot Müller
unter Mitarbeit von Peter Fricke und Henning Fülle

1991. Groß-Oktav, XXX, 262 Seiten, Efalin, DM 168,—

Die Sektion für die Geschichte der Arbeiterbewegung der Historischen Kommission zu Berlin beschäftigt sich schon lange mit der Erstellung des genannten Inventars. Dabei ist der Begriff der Arbeiterbewegung weitgespannt. Er umfaßt die organisierte Arbeiterschaft von den Anarchisten bis zur Deutschen Arbeitsfront (DAF), aber auch die Unorganisierten innerhalb eines Zeitraums, der sich von etwa 1830 bis 1945 erstreckt und alle historischen Abläufe und Ereignisse einbezieht, an denen das Proletariat beteiligt war. An Sachthemen werden berücksichtigt: Genossenschaften, Ausbildungsstätten, die Mitwirkung der Arbeiterbewegung in öffentlichen Institutionen, genuine Arbeiterselbsthilfeorganisationen, die soziale und materielle Lage der Arbeiterschaft, der Arbeiterschutz, die Arbeiterfürsorge, Wahlen und Abstimmungen sowie alle Akten zur Lage der Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen im Ersten und Zweiten Weltkrieg.
Das gesamte Inventar ist in mehrere Reihen gegliedert. Die Reihe A umfaßt die Überlieferung der zentralen Reichs- und preußischen Archive. Reihe B verzeichnet die Überlieferungen der Flächenstaaten in den Staatsarchiven der alten Bundesländer. Die Inventare der Stadtstaaten bilden die Reihe C. Es bleibt zu hoffen, das das Gesamtinventar bald durch die Reihe D komplettiert wird, in der die Überlieferungen der neuen Bundesländer publiziert werden sollen.
Von den übrigen Bänden des Inventars unterscheidet sich der vorliegende Band durch seinen ungewöhnlichen Umfang. Das liegt nicht nur daran, daß Bremen ein Schwerpunkt der deutschen Arbeiterbewegung war, sondern daß im dortigen Archiv als Ergebnis der Eigenstaatlichkeit staatliche und städtische Archivalien vereinigt sind.

Colloquium Verlag GmbH, Lützowstraße 105, 1000 Berlin 30,
Tel.: 030/261 14 02/261 14 03